

Basel,

ey Johann Schweig

Leonard Meisters, Professor, berühmte Züricher

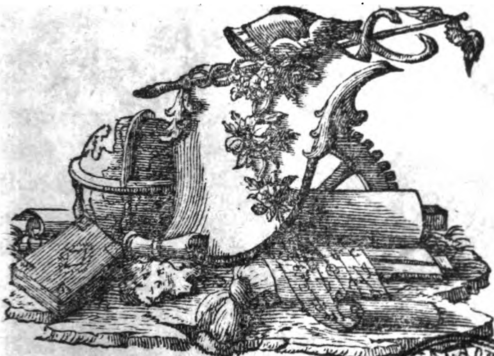
Leonhard Meister, Johann Schweighauser

Leonard Meisters,

Professor

Berühmte Züricher.

Erster Theil.



Basel,
bey Johann Schweighauser.

1782.

Chronologisches Verzeichnis.

Erster Theil.

Rudolf Brün.	Seite 3
Felix Hämmerlin.	34
Rudolf Stüssi.	163
Johann Waldmann.	100
Conrad Pellican.	72
Leo Judä.	79
Ulrich Zwingli.	125
Jacob Ceporin.	174
Rudolf Collin.	177
Ludwig Hetzer.	185
Conrad Grebel.	199
Peter Martyr.	208
Heinrich Bullinger.	217
Theodor Bibliander.	274
Conrad Geßner.	277
Josias Simler.	300
Rudolf Hospinian.	305
Johann Rhellican.	311
Joh. Philipp von Hohen Sax.	323
Rudolf Schmid.	316
Rudolf Stadler.	319
Melchior Goldast.	327

I.

Rudolf Brun.

Kaum war Brun 36. Jahre alt, als er die vormalige Regirung zu Zürich gänzlich umschuf. Dieses geschah um das Jahr 1335. Brun war ein Mann von gutem Geschlechte und auch selber ein Mitglied des Rathes; von seinen Miträthen aber war er wenig geachtet; desto mehr suchte er, sich beym Volke in Ansehn zu setzen und bey diesem die Regirung verdächtig zu machen.

Es war in gedachtem Jahr am letzten April, als die erste Rathsrotte, zu welcher auch Brun gehörte, die Regirung für die vier nächstfolgenden Monate an die zwote Rathsrotte abtreten wollte. Je mehr diese letztre Rotte dem Volk besonders verhaßt war, desto hartnäckigter beharrte es, auf Bruns Antrieb, darauf, diesen neuen Räthen nicht eher zu huldigen, biß sie seit etlichen Jahren her von ihrer Staatswirthschaft würden Rechenschaft abgelegt haben. Drey oder vier dieser Räthe riethen ihren Regirungsgenossen, sie sollten den Bürgern in ihrem Begehren willfahren. Die Uebrigen widersetzten sich dieser Foderung, als gesetzwidrig und auf-

rührerisch; sie stützten sich auf ihre Gewalt und
ten den willigern Räthen, sie aus ihrem Mittel zu
sen. Hierüber gerieth der gemeine Mann in noch
sere Wut; nach einigen Wochen brach sie in ofen
Tumult aus. Nicht ohne Mühe entflohn die R
als schon das Volk im Begriff war, das Rathha
bestürmen. Nur die obgedachten drey oder viere bl
zurück, stellten sich vor die Versamlung der Bürger
machten sich zur Rechenschaft anheischig. Das
verband sich endlich zur Abschafung der alten Regi
und zur Bestrafung der schuldigen Räthe. Zu di
Ende hin ward die zwote Rathsrotte entsetzt und
erstern, welche etliche Wochen vorher den Stab ni
gelegt hatte, biß auf weiters die Regirung überla
In dieser Rotte führte Brun, der Liebling des
kes, das Steuer des Staates. Für einmal ward
mehr das Gut der entwichenen Räthe eingezogen;
ward der St. Ulrichs Tag im nächsten Heumonat
Verantwortung der ausgetretenen Rathsglieder vor
ganzen Volkesgemeine angesetzt. An diesem Tage
samelte sich diese in der Barfüsserkirche. Vor derse
erschienen aber, anstatt der entwichenen Räthe, ihre V
wandte und baten für sie um sicheres Geleite. U
der Bedingung ward ihnen dieses vergönnt, daß sie
gegen sie eingelaufnen Klagpuncten vor dem versame
Volke anhören und sich der Strafe unterziehn, wof
sie sich nicht rechtsförmig zu entschuldigen im Sta
seyn werden. Dieses Verhör ward also auf den er
Sonntag im Augstmonat ausgesetzt. An diesem T
versamelte sich das Volk wieder. Dießmal erschienen
ausgetretene Räthe persönlich; die Klagpuncten w
den ihnen vorgelesen, sie selber verhört und schuldig

funden; sie ergaben sich auf Gnade und Ungnade in den höchsten Willen der Gemeinde und wurden zu verschiedener Strafe verurteilt. Die Zeitbücher sagen, daß ihnen allen eine Geldbusse aufgelegt worden; in den Urkunden selber findt man hievon keine Spur; sammtlich wurden sie nebst ihren Kindern für immer aller Ehren unfähig erkläret; die einen auf mehrere, die andern auf wenigere Jahre verbannet; auch mußten sie scharfe Urfehden schwören und angeloben, daß sie während ihrer Verbannung weder zusamentreten noch durch Briefe oder sonst nicht das Geringste gegen die Stadt unternemmen wollen. Aus dieser ganzen Rathsrotte blieben nur die beeden Ritter Maneß und von Glarus, wie auch zween von bürgerlichem Geschlechte, J. Schaffli und Joh. Stagel völlig von aller Strafe befreyet.

In einer dritten Volksversamlung vor Weyhnachten desselben Jahres wurden auch die beeden übrigen Rathsrotten zur Verantwortung gezogen. Aus Furcht waren 4 auch aus diesen neuen Rathsglieder entflohn; sie begaben sich unter den Schutz deß Graf Hansen von Rapperschwyl; dieser nahm sie geneigt auf, geradezu dem Vertrage zuwieder, in welchem er eben damals mit der Stadt Zürich stand. Auch diese entwichenen Räthe nebst etlichen zurückgebliebenen wurden ungefehr so, wie die Räthe aus der zwoten Rotte, mit Strafen von verschiedner Dauer und Grösse belegt; besonders ward die Vorsicht beobachtet, daß einem jeden sein Aufenthalt und die Bannmeile angewiesen wurde, über welche hinaus er sich, während der Verbannung, der Stadt Zürich nicht sollte nähern dürfen. Nur viere aus diesen Rotten, die Ritter Müllner, von Hottingen, Biber und

Joh. Krieg sprach das Volk los. Obgleich diese Urteilsprüche schon im Sommer und Herbst 1335. vollstreckt worden waren, sind gleichwol die darüber ausgefertigten Urkunden erst auf Donnstag nach St. Margrethen (den 18. Jul.) 1336 also ein paar Tage nach Errichtung des geschwornen Briefes gestellt.

Mittlerweile nun alles dieses sich zutrug, herrschte der Staatsveränderer Brun mit fast unumschränkter Gewalt. Indeß drang er mit wahrer oder verstellter Mässigung darauf, daß die Bürde, welche das ofentliche Zutrauen auf seine Schultern gelegt hatte, ihm möchte abgenommen und eine bestimmte Regirungsform festgesetzt werden. Man schlug verschiedene, neue Einrichtungen vor. Endlich behielt derjenige Vorschlag, welcher wahrscheinlich Brunen zum Urheber hatte, die Oberhand. Die Hauptveränderung bestand darinn, daß die Regirung in zwo gleiche Hälften getheilt wurde; die eine blieb bey dem Adel und andern ansehnlichen Bürgergeschlechtern, die andre fiel in die Hand der Handwerker; doch also, daß beyde Hälften von ihm, als Bürgermeister, beynahe gänzlich abhängen sollten. Unter dem Vorwand, daß die leztre dieser Hälften die zalreichsten Glieder habe, wurde sie in verschiedene Gesellschaften, in Zünfte getheilt; durch diese Eintheilung ward der Körper der Gemeinde gleichsam zerstückelt.

Ungefehr gegen das Ende vom J. 1335. erhielt Brun das Consulat, für einmal als Dictatur zur Zeit der Noth. Um mittlerweile den Detail des neuen Werckes ins Reine zu bringen, ward für das nächste halbe Jahr Brunen die Interimsregirung überlassen; hiezu bediente er sich vier Gehilfen, von welchen zween, so wie er sel-

der, schon unter der vorigen Regirung gesessen waren und das Zutrauen des Volkes ferner zu erhalten wußten. Diese vier waren eben diejenige, welche nach des Staatsreformators Tode ihm im Consulate folgen sollten. Durch solche Vorkehr hofte Brun, seinem Gebaüde feste Dauer zu geben und auch noch nach seinem Hinscheid die ganze Verfassung durch fortwürkenden Einfluß zu beseelen.

Auf Joh. Baptista im J. 1336. traten die neuen Räthe ihre Regirung an. Wenige Wochen nachher ward der so genannte geschworne Brief oder die Magna charta dem Volk vorgelegt und von demselben durchaus bestätigt. So sehr durch diese neue Verfassung der Adel und die Patrizier eingeschränkt und hingegen der Einfluß des Volkes in die Regirung vergrössert worden, so wußte doch Brun die Sache also zu karten, daß, so lang er lebte, er selber nicht bloß als Bürgermeister, sondern als Gesetzgeber und Dictator den unumschränktesten Einfluß behielt. Ausdrücklich heißt es in dem geschwornen Briefe vom J. 1336. „— Soll man vornemmlich je einem Bürgermeister, und besonders dem „jzigen unverbrüchlichen Gehorsam schwören bis an „seinen Tod, so daß der Eyd gegen ihn allen andern „Eyden vorgehe; doch den Rechten des Reiches und „der beyden Gestiften ohne Schaden. Und wenn der „Bürgermeister stirbt, so soll man aus den vier folgenden, Heinrich Biber und Rüdger Maneß, Jacob „Brun und Joh. von Hottingen einen zum Bürgermeister erwälen.“ Ferner: „Eine jede von den „XIII. Zünften soll alle halbe Jahre aus einem ihrer „Handwerker einen Zunftmeister in den Rath wälen.

„Sollte die Zunft über diese Wal uneinig seyn, so
„soll sie vor den Bürgermeister kommen, der ihr dann
„einen Zunftmeister aus demjenigen Handwerk geben
„wird, welcher ihn der füglichste bedünkt. Zwey halbe
„Jahr nach einander kann keiner Zunftmeister blei-
„ben."

Auf folgende Weise ward der Rath oder die andre Hälfte der Regirung gewälet: „Zweymal im Jahr,
„nämmlich zu St. Johann im Sommer und St. Jo-
„hann im Winter soll der Bürgermeister aus den ab-
„gehenden Räthen zween Ritter oder auch Edelknechte
„nebst vier andern erkiesen, die ihn bey seinem Eyd
„die besten dünken, nebst ihm neue Räthe zu wälen,
„nämmlich sechs Ritter oder Edelknechte nebst sieben
„andern ehrbaren Bürgern. Diese dreyzehn nebst den
„dreyzehn obgenannten Zunftmeistern machen jedes halbe
„Jahr den neuen Rath von 26. Mann aus. — Sollte
„aber den Bürgermeister dünken, daß der neue Rath
„mehrerer fähiger Leute bedürfte, so mag er wol ge-
„meiner Stadt zum Nutzen zween oder drey von den
„alten, abgehenden Räthen zu ihnen ordnen."

Auch in der ehmaligen, alten Staatsverfassung hatten die Bürger von Zürich glücklich gelebt; in dem Wesentlichen war auch jene Verfassung völlig frey; so wol die Gesetzgebung als das Walrecht der Regenten stand bey der Gemeine. Wenn also die Regenten ihre Gewalt mißbrauchten, so konnten sie auf die Seite geschaft werden, ohne daß man nöthig gehabt hätte, zugleich mit ihnen auch die Staatsverfassung selbst zu verwerfen. Warum denn geschah dieses letztre? Ohne Zweifel läßt sich die ganze Revolution theils aus der Gährung der

Zeiten, theils aus dem Betragen der alten Räthe, theils aus dem Caracter des Ritter Brunen erklären.

In Teutschland herrschte damals eine fast allgemeine, politische Gährung, verursacht durch den Wetteifer des Fleisses mit der Gewalt, oder mit andern Worten, durch die Mißgunst der Städte gegen den Adel, und in den Städten selber der Kaufleuten und Handwerker gegen die Patrizischen Famillien. Die Kaiser, um ihre allzu mächtigen Lehenträger zu schwächen, fiengen an, je länger je mehr die Classe der Bürger in den Städten zu begünstigen. Der Mut, welchen der Wolstand erzeugte, reitzte die Stadtbewohner, mit dem Adel die Regirung zu theilen. Hiezu kam der Mißbrauch und die ungeschickte Anwendung der Gewalt, deren sich die alten Räthe schuldig gemacht hatten. „Sie huben an, sagt „Bullinger, übel mit einander eins zu seyn, trugen „Neid und Haß zusamen, henktend Parteyen an sich „und richteten darum grosse Zweytracht an unter der „Bürgerschaft; dazu waren sie stolz und hielten arme „Leute schnöd und über das alles verzehrten sie mit ihrer Pracht der Stadt Gut. Daraus dann folgte, „daß sie eignen Gewalts den Bürgern Steuern und „ungewohnte Bürden auflegen mußten und doch niemand Rechnung geben wollten.“ Der geschworne „Brief in seinem Eingang thut noch hinzu: „daß sie „den Leuten um ihre Klagen nicht richteten, als wem „sie gern wollten.“ Und endlich giebt ihnen Kaiser Ludwig in der Bestätigung der neuen Regirung das Zeugniß: „Einmal daß sie edel und andere würdige „Leute drückten, an ihren Lehen und an anderen ihren „Gütern, auch heimliche Eyde und Bündnisse thaten.“

Vermutlich betrafen diese heimlichen Eyde und Bündtnisse noch weit weniger ein Complot gegen die Zürcher, als vielmehr selber gegen den Kaiser zu Gunsten des römischen Stules. Freylich beschuldigt Bullinger die entsetzten Räthe oligarchischer Absichten; er sagt: „Daß „sie vollkommenlich, d. i. unumschränkt haben herrschen „wollen, also daß die andern Bürger nichts weder zu „mehren noch zu mindern hatten.“

Immer war die Empörung gegen die einmal herrschenden Regenten mit Schwirrigkeiten begleitet. Es mußte ein Anführer entstehn, der die geheimen, zerstreuten Wünsche nach einer Neueruug auf Einen Brennpunct vereinigte, der Mut, Enthusiasmus, vielleicht auch Ehrgeitz genug besaß, sich an die gefarvolle Spitze zu stellen, der bey alle dem klug genug war, die Kräfte der Gegenparten genau zu bestimmen und den eigentlichen Punkt zum öfentlichen Bruch nicht zu verfehlen. Wie vortheilhaft war es dem eben darum, daß dieser Anführer auch selber der Regirung, die er stürzen sollte, einverleibt war. Unter allen diesen günstigen Umständen bliebs immer noch ein gewagter Versuch, ohne Truppen, ohne Geld, nur durch den eignen Kopf unterstützt, einer ansehnlichen Reichsstadt eine ganz andre, und zwar eine solche Gestalt zu geben, welche gegen das System der Reichsverfassung anstieß. Hier wünschten wir Bruns persönlichen und haüslichen Caracter, nach Thatsachen, entwerfen zu können, um auch daraus den glücklichen Erfolg seines Unternemmens zu erklären: aus Mangel aber ausführlicher und glaubwürdiger Nachrichten, bleibt uns kein Denkmal von seinen eben so kühnen als schlauen Geist übrig als die Revoluzion, die er bewirkt hat.

Durch die Zunftverfassung, welche er einführte, hatten gewisser massen die Bürger von ihrer alten Walfreyheit vielmehr verloren als gewonnen. Ehmals bestätigten oder verwarfen sie den ganzen Rath, izo nur die eine Hälfte desselben. Indeß was half ihnen jenes erstere Walrecht, da Reichtum und Uebermacht, nach Willkür, die Walstimmen lenkten? Nach der neuen Verfassung hingegen durft' es der Adel wenig versuchen, seinen etwanigen Einfluß auf die Zunftmeisterwalen geltend zu machen. Nicht nur waren die Handwerker, diese Erbfeinde des Adels, die einzigen Walherren, auch war niemand walfähig als eben sie selber. Hierinn also bestand der Hauptstreich des Gesetzgebers, daß er den gemeinen Mann, welcher seit einiger Zeit sein Walrecht nicht mehr auszuüben wagte, nunmehr zur Ausübung desselben gleichsam nöthigte. Dieses Zauberwerk allein kanns uns erklären, warum das Volk über dem Triumph, Zünfte zu haben, sehr gern alles übrige seinen Gesetzgeber aufopferte. Vormals nämmlich war jedes Individuum ein Theil des Ganzen, nunmehr hingegen ein Theil bloß von einem Haupttheil. Dafür gab Brun den Zünften eine gewisse Gerichtsbarkeit über Handwerkssachen, freylich weit eingeschränkter als man gemeiniglich dafür hält.

So viel von der einen Hälfte der Brunischen Verfassung, von dem Tribunate. — Den Adel und die Rentiers durfte der populäre Gesetzgeber nicht gänzlich von der Regirnng entfernen, wofern er eine feste Dauer seines neuen Gebaüdes verlangte. Die Patrizier also, die Rentiers, die angesehenern Kaufleute und Künstler schob er in eine besondere Gesellschaft, die Constablerzunft zusamen und ihnen vertraute er das Stadtpanner. So wol

in Absicht auf die Anzal der Glieder, als in Absicht auf ihren Reichtum und ihre Känntnisse war diese Constabler-Zunft jeder andern Zunft weit überlegen. Brun gab ihr darum die ganze Hälfte an der Regierung zum Antheil. Mit jedem halben Jahr wurden aus dieser Zunft sechs Edelleute und sieben Mann von gutem, bürgerlichen Geschlechte in den Rath abgeordnet. Die Wal aber dieser Rathsmänner stand nicht bey der Zunft, wie die Wal der Zunftmeister; mit schlauer Vorsicht ward sie in eine dridte Hand gelegt, um sie nach dem Gefallen des Bürgermeisters und nach dem Bedürfniß der Zeiten zu lenken. Auf solche Weise glaubte Brun den Adel mit den Handwerkern, die Rathsherren mit den Zunftmeistern ins Gleichgewichte zu bringen; unter den damaligen Umständen konnte er unmöglich deutlich genug künftigen Wiederspruch zwischen dem Handwerkerinteresse und zwischen dem allgemeinen Staatsinteresse voraussehn. — Um dieses würkliche oder vermeinte Gleichgewicht in Bewegung zu setzen, errichtete er das Consulat. Man muß es gestehn, daß ein solcher Consul, wie Brun war, sehr furchtbar seyn muß. Seine Gewalt verschlingt jede andere; die Räthe scheinen seine Räthe und die Gemeinde sein Volk zu seyn. Das größte Vorrecht des neuen Bürgermeisters bestand darinn, daß er mit Zuzug etlicher Miträthe, die ebenfalls von seiner Auswal abhingen, die Hälfte der Regierung erwälte und daß er seine consularische Gewalt lebenslang behielt. Warum aber, möchte man fragen, mußte gerade Brun selber diese Würde bekleiden? Ohne Zweifel weil dieser kühne Stifter einer Verfassung, die auf die Trümmer einer andern und auf den Umsturz mächtiger Famillien gegründet war, ganz das unumschränkte

Zutrauen des Volks erworben und überal in dem Staate wenige seines Gleichen gehabt hat.

In diesem Zeitraum waren noch an den meisten Orten des teutschen Reiches die Handwerker verachtet und die Zünfte gehaßt (*). Schon im J. 1251. sollen die Handwerker Zünfte in Zürich errichtet haben; dieselben erhielten sich aber nicht lange. Im rothen Buch C. XX. befand sich folgende Satzung: „ daß man demjenigen „ sein Haus abbrechen und zehn Mark Silber zu Buße „ abnehmen soll, wer anrathe, daß man zu Zürich „ Zünfte aufrichte " (**). Als hernach bey der Brunischen Revoluzion die Zünfte eingeführt worden, so ließ sich noch damals Johann Vitoduranus vernehmen, daß wol eine solche Verfassung keinen Bestand haben werde. Um diese Zunftverfassung weniger dem Gespött und Aerger auszusetzen, ward schon im J. 1337. zum Staatsgesetze gemacht: „ daß keiner Zunftmeister werden soll, „ der eines Herrn eigen oder unehlich gebohren sey ". Um der neuen Verfassung desto mehr Ansehn zu geben, war Brun dafür besorgt, daß sie nicht nur von dem Chorherren Capitel und von der fürstlichen Abtey in der Stadt besiegelt, sondern auch selber von Kaiser Ludwig gebilligt werden möchte. Ausdrücklich heißt es in einer Urkunde, daß Zürich die Neuerung unter anderm deswegen gemacht habe: „ damit sie dem Reich und sei-

---

(*) Conring de imp. germ. §. 59. Ludwig de opif. exule in pag. dif. 2. C. 3. Straßburger-Chronick S. 97. u. m. a.

(**) In der Schrift vom Geschlecht der Brunen heißt es, daß man im J. 1336. sich auf die ehmalige Zunftverfassung in Zürich berufen habe.

„ nem Oberhaupt desto nützlicher dienen möchte." — Mittlerweile dachten freylich die verbanneten Räthe auf Rache und brüteten mit den in der Stadt zurückgelaßnen Freunden geheime Complotte. Einmal wurden ihre Rädelsführer bey der That ertappt und wegen mit verflochtner, mordbrennerischen Absichten zum Schwerdt verurtheilt. Dadurch wurden die übrigen Mißvergnügten auf geraume Zeit von ähnlichen Anschlägen abgeschreckt. Aus Unmuth zogen viele adeliche Famillien aus der Stadt weg, in der Hofnung, daß sie einst mit ihren verwiesenen Verwandten im Triumphe zurückkommen werden. Durch ein Plebiscitum ließ Brun solche Emigranten für Feinde des Vaterlandes erklären. Den Verbanneten und ihren Freunden aus der Stadt ward von neuem das Zusamenlaufen verboten. Auch selber das weibliche Zusamenlaufen ward als verdächtig geahndet. „ Welche Frau oder Jungfrau (sagt eine Satzung aus diesen Tagen,) „ in oder vor der Stadt klagten „ oder wirbet mit Worten oder Werken um Etwas, „ welches unsrer Stadt oder einem Bürger Schaden „ oder Laster bringen möchte, die soll man ewiklich von „ der Stadt wysen und dazu büssen, wie sich der Rath „ und die Bürger darum erkennen werden". Brun setzte sich in stündliche Bereitschaft, ofenbare Feinde zu empfangen oder heimlichen Verräthern aufzupassen. Daher die bisdahin in der sichern Stadt ganz unbekannten Wachen! daher jene Satzungen, daß nach der Abendglocken niemand ohne Licht in der Stadt herumgehe; daß hernach die Gastwirthe niemanden mehr aufnehmen oder bey sich sitzen lassen; daß bey plötzlichem Ueberfall jedermann mit Roß und Waffen bereit sey.

Endlich fanden gleichwol die vertriebenen Räthe an dem Grafen Johann von Habsburg ein Haupt, der ihre vermeinten Rechte, nicht ohne eigne schöne Hoffnungen, zu schützen geneigt war. Unter seiner Begünstigung fingen sie an, von Rappersschwyl aus, die Züricher an ihren Gütern zu kränken. Dem treulosen Grafen gab Brun das Burgrecht heraus, in welchem er mit der Stadt Zürich gestanden. Die Bürger zogen mit ihrem Consul vor sein Schloß Rapperschwyl und unternahmen es, diesen Platz mit Sturm zu erobern. Bald aber mußten sie von dieser allzuhitzigen Unternehmung abstehn; ihre Rache kühlten sie mit Verheerung des platten Landes und zogen für einmal wieder nach Haus. Hierauf verbanden sie sich mit dem Grafen Diethelm von Toggenburg, der damals mit dem von Hapspurg wegen des Besitzes von Grinau im Streit lag. Dießmal geschah der Ausfall zu Wasser. Ihre Absicht wurde dem Feinde, wahrscheinlich von einheimischen Verräthern, verkundschaftet. Kaum war den 21 Herbstm. die vereinigte Mannschaft der Zürcher und Togkenburger vor der Festung Grynau gelandet, so sahn sie sich aus einem Hinterhalt von Graf Hans überfallen; mit blutigen Köpfen eilten sie in ihre Schiffe zurück. Der Graf von Toggenburg gerieth in die Hand seines Gegners. So bald der erste Schrecken vorbey war, ruderten sie wieder gegen das Land hin und fanden einen Haufen Schweizer zum Beystand am Ufer; schon war der Feind zum Abzuge fertig; von neuem griffen sie ihn mit solcher Wuth an, daß sie dießmal nach einem harten Gefechte die Walstatt behielten; nebst dem Grafen Johann wurden noch 150 von seinen Leuten erschlagen; die Sieger hatten nicht über 40 Mann

verloren. Graf Diethelm, der wenige Stunden vorher gefangen worden, ward nunmehr hinwieder von den Rapperschwylern ihrem erschlagnen Herrn aufgeopfert und in Stücken zerhauen. Zum Andenken dieses ersten glücklichen Kampfes für seine neue Staatsform ließ Brun fünf eroberte Fahnen beym Münster aufhängen. Indessen brachten solche Siege dem Staate nichts ein; so wenig Blut als sie kosteten, immer kosteten sie Geld und Zeit; wenig reizend waren sie für den Bürger, der sich von der Zunftschöpfung lauter gute Tage versprach und nur durch friedlichen Erwerb glücklich seyn konnte. Aus Furcht also das Volk müde und muthlos zu machen, that der Bürgermeister sein möglichstes, neuen kriegerischen Anfällen zuvorzukommen. Wenige Wochen nach dem Treffen vor Grynau schloß er eine Richtung mit den Söhnen des Grafen Johann so wol als mit den verbanneten Räthen. Diese Richtung geschah durch Vermittlung und (wie es öfentlich hieß,) zu Ehren des Kaiser Ludwigs und des Herzog Albrechts des Weisen, welcher letztere dem jungen Grafen von Rapperschwyl im vierten Grade gleicher Linie verwandt war. Kraft dieses Vertrages mußten die verbannten Räthe den Zürchern für den zugefügten Schaden 600 Mark Silbers erlegen; sie mußten noch fünf Jahre von der Stadt entfernt bleiben, nachwärts aber wieder aufgenommen und in den ungekränkten Besitz ihrer Güter gesetzt werden, jedoch für immer ohne allen Zugang zu Ehrenstellen und Aemtern. So bald sie indeß an den Söhnen des verstorbnen Grafen von Hapspurg für sie günstige Gesinnungen entdeckten, fingen sie schon wieder an, ihre Mitbürger mit täglichen Neckereyen zu ängstigen.

gen. Daher wurden mit Bewilligung des Kaisers im J. 1339. ihre Güter und Haüser zu oberkeitlichen Handen gezogen; nach bekannter Sage wurden diese Haüser zu öfentlichen Zunfthaüsern gewiedmet. Nunmehr kam den 21 Jenner 1340 zu Brugck eine Verschreibnng zu Stand, kraft deren die alten Räthe sich der neuen Regierung auf Gnade ergaben; diese Verschreibung geschah durch Vermittlung etlicher benachbarter Städte, wie auch der schlauen Königin Agnes von Ungarn, obgleich unter dem Titel des jungen Herzog Friedrichs. Nach und nach gelangten also während des vierten Jahrzehents die vertriebenen Räthe würklich wieder in einen Theil ihrer verlornen Rechte; am Ende aber mißbrauchten sie die erhaltne Verzeyhung.

Unterm Donnerstag vor Lichtmeß im J. 1340. finden wir eine zürchersche Rathserkanntniß, welche den Dank und das Vertrauen des Volkes gegen ihren Consul augenscheinlich an den Tag legt: „ Räth und Bürger, heißt es, kommen gemeinlich überein um Rudolf Brun,
„ unsrer Stadt Bürgermeister, daß man um die Treu
„ und Arbeit, so er den Bürgern allezeit thut und thun
„ muß, ihm jährlich vor der Stadt Zinsen und Gut
„ geben soll alle Frohnfasten fünfzehn Marck, die er
„ entheben mag, wo es ihm am füglichsten ist. Dieß
„ Geld soll man ihm geben bis an seinen Tod. Und
„ muß er aber daraus Knechte und allen Kosten besor-
„ gen, also daß die Burger dießfalls nichts weiter aus-
„ zulegen haben, sie thügen es dann gern. Aber einem
„ andern Bürgermeister will man nicht gebunden seyn,

„ dieß Geld zu geben, man komme dann dessen
„ neue überein “.

Schon in diesem Zeitraum hatte sich Zürich in
hendem Zustand befunden. Die jährliche Gutsteue
lief sich auf mehr als achtzehnhundert Pfunde. Im
1283. gab Kaiser Rudolf zu Mellingen folgende
ordnung: (*) „ Zürich soll von Ostern 1284. alle J
„ dem Kaiser nomine Sturæ 200 Mark Silber,
„ den itzigen Werth von 16200 fl. bezalen “. In
Stadt herrschte vielmehr durchgängiger Wolstand
Allen, als ausschliessend grosser Reichtum bey Weni
Die Bürger waren wol geharnischt und hatten auf
Thürmen schöne Rüstungen, Armbrüste und an
Kriegesgeräth. Ausser dem Wald an der Sihl ha
sie keinen eignen Grund und Boden; durch Kunst
und Handel aber wußten sie reichlichen Erwerb aus
len, Italien und Flandern zu holen. Schon in
ältesten Stadtsatzungen findt man Spuren von zürc
schen Gewerben und von oberkeitlicher Fürsorge für
Credit derselben (**). Zum Beweis damaliger Be
kerung dient folgendes Verzeichnis vom J. 1357.
Zürich befanden sich damals 1226 Wohnhaüser; n
und achzig Haüser standen leer; in allem waren 2
Haushaltungen, 12375 Einwohner, 84 Knechte,
Mägde. Alljährlich wurden Leib und Gut versteu
für Kopfsteuer zalte jede Person über fünfzehn Ja
5 Schilling; von Hab und Gut den 240sten Pfenni
oftmals doppelt so viel.

(*) S. Zürcherisches Stadtarchiv Tr. XI. B. I. N°.
(**) S. den zürcherischen Richtbrief vom Jahr 1304.

Die Städte St. Gallen, Constanz und Schafhausen, die Johanniter zu Wädiswil, Klingenau und Biberstein und ein reicher Freyherr von Krenkingen suchten und erhielten das Burgerrecht mit Zürich; einige schwuren, daß sie den Eid an Brun dem Eid an der Stadt vorziehen wollen. Durch das Beyspiel der Zürcher ermuntert, verjagten nun auch die Winterthurer und die Constanzer ihren Stadtrath. (*) So sehr Brun von seinen Bürgern geliebt wurde, so sehr ward er von den verbanneten Räthen und von ihren Freunden als Stifter alles Unheils gehasset, als solcher, der Kinder den Aeltern, Aeltern den Kindern, Freunde und Brüder den Freunden und Brüdern entrissen hatte. Im J. 1350. wandten sich die Mißvergnügten an Graf Hans II. von Habsburg-Rapperswil, dem die Blutrache seines Vaters oblag. Unter seiner Anführung entstand eine fürchterliche Verschwörung gegen die neue Regierung in Zürich. Erstlich ritt des Grafen Vetter, Johann von Bonstetten, unterm Vorwand eines Besuches bey seiner Schwester in der Abtey, mit grossem Gefolge nach Zürich. Den 23. Hornung erschien hierauf bey finsterer Nacht, als in schnellen, wichtigen Geschäften, der Graf von Habsburg selber; den von Hohenlandenberg ließ er in Geheim über die Mauren hinaufziehn. Die ganze Nacht durch zogen die Rapperswiler zu Wasser und Land gegen Zürich. Ein Thorwächter war von den Verschwornen bestochen. Der ganze Haufe versammelete sich in der Stadt bey einem mitverschworenen Gastwirth. Ein Beckersjunge schlummerte am Ofen

(*) S. den zürcherschen Richtbrief vom Jahr 1304.

des Zimmers, horchte, gieng hinaus und warnte den Becker; dieser den Bürgermeister. Der Bürgermeister steckt sich eilig in seinen Panzer; der Becker lauft an die Sturmglocke; die Nachbarn wurden geweckt. Einige Verschworne stiessen auf der Strasse an den Bürgermeister und erschlugen seinen Knecht; den Herrn verkannten sie, weil er ihr Losungswort ausrief; so warf er sich glücklich ins Rathhaus, stieß den grossen Riegel und rief mit gewaltigem Geschrey die Bürger aus dem Schlafe. Einer von den Mitverschwornen, der Graf von Tockenburg, setzte mitten in der Nacht über die Limmat; aus seinen leisen Reden mit dem Gefehrten erkannt' ihn der Schifer; sogleich wälzte dieser das Schif um, daß der Graf ertrank; er selber schwamm ans Land und weckte die Bürger in der kleinen Stadt auf. Laut schrie der Bürgermeister vom Rathhaus hinunter, daß man die obere Brücke abwerfen und jedermann dem Rathhaus zulaufen soll. Die Bürgerschaft, in wenigen Minuten gepanzert, folgt seiner Stimme; er nunmehr an ihrer Spitze; unter Anführung der Zunftmeister eilten die Handwerker mit allerley Wafen herbey; die Chorherren, die eben im Münster die Frühmesse hielten, verliessen den Altar und kamen bewafnet zum Streite; von den Fenstern hinunter warfen die Weiber Kacheln, Töpfe und Steine. Da fiel Maneß der Scholaster, da fielen Hohenlandenberg und Ulrich von Mazingen und fünf von den ehmaligen Räthen. Allzufrühe berichtete ein Flüchtling den Verlust aller Hofnung dem anziehenden Volke; die Rapperswiler kehrten also zurück und so sahn sich die Verschwornen verlassen. In größter Zerstreuung ergriff eder die Flucht; die einen ertranken; die andern wur-

den zertreten; andere in engen Gassen erschlagen; Habsburg und Bonstetten sprangen über die Mauren und wurden im Graben gefangen. Diese beyden sahn sich nunmehr in dem Thurm Wellenberg auf einen Fels im See verwahrt. Drey Tage lang blieben die Todten unbegraben auf der Strasse, von Wagen und Pferden zerquetscht. Achtzehn Bürger wurden mit dem Schwerdt hingerichtet; neunzehn, jeder vor seinem Haus, auf das Rad geflochten. Hierauf zog Brun mit allen Zürchern und Bundesgenossen hinauf nach Rapperswil; diese Stadt übergab sich und ward mit Mannschaft besetzt. Gottfried und Rudolf, die Brüder des gefangenen Grafen, verhinderten es nicht und begehrten nicht einmal die Erledigung ihres Bruders. Nachdem Brun sich vergeblich geschmeichelt hatte, um Frieden gebeten zu werden, so fieng er an, mit allgemeiner Verheerung zu drohn. Zur Abwendung derselben vermittelte nunmehr die Königin Agnes von Oesterreich, die zu Königsfelden lebte, einen Stillstand der Waffen, jedoch ohne Meldung von dem Gefangnen im Thurme. Der Stillstand endigte sich ohne Zufall. Mit der vorderösterreichischen Regirung lebte Zürich im Frieden. Ohne Gefahr wagten es also die Zürcher, im Begleit der Constanzer und der Bürger von St. Gallen, von neuem in die Mark einzufallen und Alt-Rapperswil zu belägern. Die dasige Besatzung zog ab; Alt-Rapperswil wurde zerstört und von den Einwohnern in der Mark ein Eyd genommen. Immerhin schwiegen die Grafen. Unterweilen wurden die zürcherschen Kaufleute von den Waldnern und Elsassern, den Vasallen des gefangenen Grafen, auf ihrer Kauffahrt geplündert. Die erbeuteten Waaren wurden von den Baselern und Straß-

burgern gekauft. Um sich an diesen zu rächen, wu diese auf ihrer Wallfart nach Einsiedlen von den ; chern gefangen. Den Baselern und Straßburgern war die Wallfart entbehrlicher als den Zürchern Frankfurtermesse; also suchten sie Friede. Gott und Rudolf gaben zur Antwort: Ihr Land sey österreichisches Lehen geworden; ohne Erlaubniß Erzhauses dürfen sie wenig verfügen. Ungeachtet Gefar eines österreichischen Krieges, zog Brun aber nach Rappersweil; die Stadt ergab sich; sechszig rer vornemsten Bürger wurden nach Zürich geschi das gräfliche Schloß ward zerstört; die Stadtmau wurden geschleift; die ganze Bürgerschaft (es war December) sah sich mit Weibern und Kindern, Kr ken und Alten verjagt und bis auf die letzte Hütte gi alles im Rauch auf. Dadurch brachten die Zürcher a Herzog Alberten von Oesterreich gegen sich auf; sichern Rückhalt zu finden, traten sie jzo im J. 13 in die eydgenössische Verbindung. Kraft dieses Bun erhielten sie von den Kantons die Gewährleistung ih neuen Zunftverfassung.

Johann von Habsburg und Johann von Bonstett blieben immer in dem Wellenberge gefangen. Je dichtete in seinem Verhaft ein Lied, welches anfängt:

„Ich weiß ein schönes Blümelein u. s. f.“

In seinem Schild führte er ein weisses Blümchen i schwarzen Feld, und so beklagte er sich selbst unter diese Sinnbild.

Nunmehr kan Albrecht, Herzog von Oesterreich, Sol König Albrechts, Enkel König Rudolfs, mit grosse

Gefolg in das vorderösterreichische Erbland. Die Zürcher giengen ihm mit Gesandten und Geschenken entgegen. Der Herzog berief alle Vögte und Vasallen aus dem Thurgaü, Aargaü, Sundgaü, Elsaß, Breisgaü, aus dem Schwarzwald und von Schwaben in die Stadt Brugg unweit Habsburg. Vor diesem versammelten Landtag wurden die Gesandten von Zürich verhört. Albrecht forderte die Wiederaufbauung von Rappersweil und Alt-Rappersweil, die Rückgabe der Mark, Schadloshaltung der Rappersweiler und gänzliche Genugthuung. Die Züricher entschuldigten sich unterm Vorwand der Nothwehr und verbaten alle Erstattung. Da rüstete der Herzog sein Kriegsherr. Die Züricher flehten Kaiser Karl IV. und die Eydgenossen um Hilfe. Letztre zogen schnell, früh Morgens den 13. September mit fliegendem Banner nach Zürich. Mit sechszehn tausend Mann zog der Herzog über den Glattfluß. Von beeden Seiten wurden zur Verhinderung des Blutvergiessens Schiedrichter gewälet. Der Herzog wälte Graf von Straßberg und Peter Stoffeln, teutschen Ordensritter, Commthur zu Tannenfels; die Eydgenossen wälten Petermann von Balm, Schultheissen von Bern, und den Ritter Philipp von Kien; die Entscheidung wurde der Königin Agnes, des Herzogen Schwester, anvertraut. Die Zürcher hatten das Vertrauen zu ihrer Frömmigkeit, daß sie ihnen gegen das Interesse ihres Hauses Recht halten würde. Doch sie wurden von ihr verfällt, daß sie dem Grafen von Rappersweil Ersatz thun sollten. Auch alle österreichischen Anfoderungen an die Waldstädte wurden zu Oesterreichs Gunsten entscheiden; selbst die Verpflichtungen der Zürcher gegen diese Waldstädte wurden vereitelt. Noch immer lag Graf Hans

im Wellenberge gefangen. Da seine Loslassung in dem Spruch der Königin nicht ausgedrückt war, weigerten sich die Züricher, ihm die Freyheit zu geben; dadurch erschlug sich die ganze Friedensverhandlung; nunmehr wurden Glück und Unglück der Waldstädte und der Züricher noch enger verbunden. Indeß zogen sich die österreichischen Hilfstruppen zusamen. Brun zog der österreichischen Besatzung in Baden entgegen. Durch Burkard von Ellerbach ward diese Besatzung verstärket. Unweit Baden vernahmen es die Züricher bey Tätwil eine Stunde zuvor, ehe sie umgeben und niedergehauen werden sollten. In äusserster Verwirrung sagte Brun zu seinem Diener: Unser Zustand, guter Freund, gefällt mir ganz und gar nicht; ich darf es dir kaum sagen, allen Umständen gemäß wird nicht ein Mann mit dem Leben davon kommen; wenig liegt mir am Leben; aber alsdenn, du weißt es, ist die ganze Stadt Zürich ohne Rettung verloren. Also entwich er in Geheim mit seinem Bedienten auf Zürich. Sein Statthalter, Rüedger Maneß, und der Pannerherr Stucki gaben dem Kriegesvolk vor, daß er heimgereißt sey, neue Hilfstruppen zu holen; sie trieben die erbeuteten Stuten gegen den Feind hin und brachten dadurch die feindliche Reuterey in Verwirrung. Ein von Ferne anrückender kleiner Hilfstrupp der Züricher machte den Feind irre, daß er aus Besorgniß eines vermeinten zahlreichen Ueberfalls davon floh. Maneß hatte ein dreystündiges Treffen mit fünfzehn hundert gegen mehr als vier tausend bestanden. Durch Geistesgegenwart erhielt er über vier Fünftel seines Volkes, verfolgte den Feind bis an die Thore von Baden und lagerte auf der Walstatt bis morgens um acht Uhr. Alsdenn zog er nach Zürich,

begrub die Todten vor der Stadt und steckte vor dem Rathhaus die sechs eroberten Banner aus. Der Bürgermeister Brun wurde von dem Volke mit grossem Gepräng von seinem Landguth in die Stadt geführt. Das Volk hielt die Nachricht von seiner Flucht für eine Lüge der Feinde.

Herzog Albrecht zog nunmehr, unterstützt von mächtigen Freunden, mit dreissigtausend Mann Fußvolk und mit vier tausend Speerreutern auf Zürich. Mit einem solchen Kriegesherr wurde im J. 1352. die Stadt belagert. Nach einigen Scharmützeln ward Friede gemacht. Vermög dieses Friedens sollten weiter keine österreichische Städte und Länder Zutritt zu der eydgenössischen Verbindung erhalten; die eroberten Güter des Herzogs wurden zurücke gegeben, Graf Johann von Habsburg auch von Bonstetten um eine beträchtliche Summe aus dem Verhafte befreyet.

Bald hernach neckte der Herzog die Eydgenossen von neuem. Kaiser Karl IV. bot sich zum Schiedrichter an. Die Eydgenossen wollten sich zu allem verstehn, jedoch mit Vorbehalt der ewigen Bünde. Dieser Vorbehalt empörte den Kaiser. Im J. 1354. ward Brun im Namen gesammter Eydgenossen mit folgenden Worten an den Kaiser gesendet: Wir sind einfältige Leute und verstehn uns nicht auf die Rechte, aber, was wir geschworen haben, wollen wir halten. — Sogleich ergieng Nachricht an alle Bundesgenossen von Oesterreich, in die Erbländer des Kaisers, in die Pfalz am Rhein, nach Brandenburg, in die Reichsstädte in Frankenland und in Schwaben, mit kriegerischer Auffoderung. In wenigen Tagen erschien ein österreichisches Herr am

Glattfluß auf der Kyburgergrenze gegen Zürich. Rapperswil gerieth in die Hände des Herzog Albrechts; zwischen Rapperswell und Kyburg war Zürich von österreichischer Heersmacht umschlossen. Mit Feuer und Schwerdt wurden die See=Ufer verheeret und alle Weingärten verwüstet. Indeß stieß Kaiser Karl IV. mit zalreichen Truppen zu dem österreichischen Kriegesheer. Mehr als vier und vierzigtausend Mann belagerten vier tausend Eydgenossen in Zürich. Unter den Belagerern aber waren viele Freunde von diesen und eifersüchtige Nebenbuhler von Oesterreich. Auf einem hohen Thurm in der Stadt erschien der schwarze Reichsadler in göldenem Feld als Reichspanier, welches die Reichsstadt Zürich zum Zeichen ihrer Treu und Reichsfreyheit empor fliegen ließ. Zu gleicher Zeit traten die eydgenössischen Gesandten nebst vielen Reichsfürsten und Haüptern der Reichsstädte mit grosser Bewegung vor das kaiserliche Zelt, um Frieden für Zürich und für die Eydgenossen zu fodern. Auf der andern Seite wiederstand aus allen Kräften der alte Herzog von Oesterreich. Endlich erklärte sich der Kaiser dahin: Er halte es für unschicklich, daß ein Kaiser wieder den Willen der meisten Reichsstände Reichsvölker bekriege; die teutschen Stände billigen den Vorbehalt: er wolle also Urtheil sprechen. Sogleich brach die ganze Reichsarmee auf, so eilfertig und ganz ohne Ordnung, daß niemand weiß, wer die ersten oder die letzten gewesen.

Als der Herzog von Oesterreich sein Land mutlos fand, warb er seither im J. 1355. in Ungarn fünfzehn hundert leichte Reuter; sein Landvogt Albrecht von Buchheim vertheilte sie im Krais um Zürich her; sie wollten rau-

ben und plündern; die Zürcher aber hatten Mauren, die Eydgenossen hatten Alpen; da die Reuter hier nirgendwo eindringen konnten, brandschatzen sie die eignen österreichischen Dörfer, die in der Nachbarschaft lagen. Dadurch wurden hie und da Vasallen des Herzogs, endlich der Herzog selber zum Frieden genötigt. Nachdem er zu Regensburg vor dem Kaiser den eydgenössischen Vorbehalt genehmigt hatte, kamen wegen der Unterschrift des Aussöhnungstractats österreichische Gesandte nicht bloß auf eine Tagsatzung der gesammten Eydgenoßschaft, sondern in jedem Kanton. Brun in Zürich berief einige Rathsherren und unterschrieb im Namen der Stadt. In den Waldstädten ward, wegen einiger zweydeutigen Ausdrücken in dem Vertrage, die Unterschrift trotzig verweigert und deswegen von der gesammten Eydgenoßschaft in Zürich eine Tagsatzung gehalten. Brun entschuldigte sich wegen seiner voreiligen und den Eydgenossen verdächtigen Unterschrift, so gut er konnte. Endlich ward einhellig erkennt, an den Kaiser einen Laufer zu senden und Erläuterung zu fodern. Der Kaiser war in Mähren; Antwort erwarteten die Eydgenossen ungeduldig und vergeblich, bis in den siebenden Monat des folgenden Jahres. Mittlerweile schloß Zürich im J. 1356. ein Bündniß mit Herzog Albrecht für gegenseitigen Beystand; freylich wurden in diesem neuen Bündtniß die eydgenössischen Verpflichtungen vorbehalten. — Wie geneigt seither der Bürgermeister Brun dem österreichischen Hause gewesen, hievon zeugt folgende Urkunde vom J. 1359.

Ich, Rudolf Brun, verjähe: Wenn mich Herzog von Oesterreich in seinen und seiner Brüder, Friedrich

Albert und Lüpolt Rath und Geheim und in ihr sonder Gnad, Schirm und Dienst genommen hat, so hab ich denselben meinen Herren gelobt und darüber einen gelehrten Eyd zu den Heiligen geschworen, daß ich ihnen und ihren Erben und allen ihren Amtleuten, alldieweil ich lebe, dienen und ihnen berathen und beholfen seyn soll in allen ihren Sachen, allen ihren Schaden heimlich und ofentlich zu wenden und ihren Nutzen zu fürdern mit Worten und Werken, so fern ich kann, daß ich ihnen auch ganze Treu und Warheit leisten will wider männiglich; niemand ausgenommen dann allein den römischen Kaiser, die Bürger der Stadt Zürich und alle meine und derselben Stadt Eydgenossen. Doch soll mich dieselbe Eydgenossschaft nicht irren an der Richtung und Süne, die weyland Herzog Albrecht und jüngsthin auch Herzog Rudolf mit Zürich und seinen Eydgenossen gemacht; vielmehr will ich ihnen dieselbe Richtung mit allen ihrem Artickeln, wie sie verschrieben und verschworen ist, stets füdern und vollführen. Dafür hat Herzog Rudolf in seinem und seiner Brüder Namen mir und meinen Erben um diesen unsern Dienst verheissen und geben mit ihrem offenen, besiegelten Brief 1000. fl. guter florentiner Gewicht, und uns dafür gesetzt zu einem rechten, wesenden Pfand 100. fl. Geldes auf ihr Steur zu Glarus in dem obern Amt, die ein jeweiliger Vogt zu Glarus uns alljährlich auf Martini ausrichten soll; und sollen wir dieselben 100. fl. inne haben und niessen, ohn allen Abschlag, bis uns die Herzogen die 1000. fl. geltend und verrichtend gar und ganz, und sollen auch wir gedachtem Herzogen derselben Lösung Statt thun und gehorsam seyn, wenn sie wollen, und es gemeiniglich oder einer aus ihnen insbesonders an uns erfodern,

ohne Wiederred. Ueberdieß hat mir vorgedachter Herzog Rudolf zu meinem Leibe um der Gnad und Liebe willen, die er zu mir hat, und wegen der Diensten, die ich ihm geleistet und fürbas leisten mag, geschaft und gegeben zu rechtem Leibding mit seinem offnen Brief, bis zu End meiner Wile, von der ehgenannten seiner Steur zu Glarus alljährlich abermal 100. fl. die mir auch sein Amtmann daselbst richten soll auf vorgenanntes Ziel. Wenn aber ich von dieser Welt scheide, (das Gott lang wende!) so soll dem Herzog und seinen Erben letztre Summe der 100. fl. Leibdings ledig seyn, und meine Erben nichts damit zu schaffen haben. Und wenn ich an der Herrn von Oesterreich oder ihrer Amtleuten Rath bin, da soll ich weisen und rathen das Beste, das ich verstehe, und soll auch alles geheim haben u. s. f. So weit die Urkunde.

Wer weiß, wenn Bürgermeister Brun länger gelebt hätte und der bedenkliche Innhalt dieses Vertrags bekannt worden wäre, wer weiß, ob er nicht alsdenn seine Dictatur, freywillig oder gezwungen hätte aufgeben müssen, wie Einige behaupten, daß ers im J. 1360. wirklich gethan habe. Den höchsten Gipfel des Ansehns in der Republick hatte er ohnehin schon längstens erreichet. Da sein Credit zu sinken anfieng, so war es ein Glück für ihn, daß er mit dem 18. October obigen Jahres, oder (wie andre wollen,) im J. 1362. durch den Tod von dieser unruhigen Weltbühne abgefodert wurde. (*)

(*) Nach Leuen Lexicon starb Brun erst im Jahr 1375. womit der Verfasser der Nachrichten über Brunens Geschlecht übereinstimmt.

Ueber der Fürsorge für seine Zünfte in Zürich, vergaß er weder sich selber noch seine Famillie. So viel weiß man, daß sein Sohn, Brun Bruno, schon seit dem J. 1354. Probst beym grossen Münster in Zürich gewesen; ein andrer Sohn war dem Johanniterorden einverleibt; eine Tochter war Stiftsdame zu Schennis. Es scheint, er hielt es, wo nicht für ehrenvoller, doch für bequemer und einträglicher, seine Kinder am Altar als bey der weltlichen Regierung unterzubringen. Noch sassen, dessen ungeachtet, immer Brunen am Steuer, in jeder Rathsrotte, neben dem Consul. Diese erste consularische Famillie besaß nicht nur Ehrenstellen, sondern auch Güter; so besaß z. B. der Bürgermeister seit dem J. 1343. den Kirchensatz bey Sanct Peter wie auch den Zehnten zu Altstetten eigentümmlich. Sein Sohn, der Propst, besaß das Dorf Thalwyl, und der Ritter Eberhard Brun die Herrschaft Winingen Pfandsweise. Der Probst war Kaiser Karls IV. Caplan und geheimder Rath; hievon geben folgende alte Reimen Nachricht:

Der Probst ist gwest dem Kaiser werth;
Kein' hat er lieber auf der Erd,
War sein Kaplan und gheimer Rath
Deß auch die Stadt genossen hat.
Dann Kaiser Carol macht den Pundt
Mit Zürich. Ihr viel Freyheit gunt.
Drum nieman man verachten soll,
Was künftig ist, betrachten wol.

Was für ein schlimmer Mann dieser Probst Brun gewesen, beweißt folgende Geschichte: Dieser Probst und sein Bruder, Hertegen Brun, haßten den von Gun-

dolingen, oder (wie Tschudi (*) ihn nennt,) Johann in der Ow, Schultheissen zu Lucern. Dieser kam mit einem Freund nach Zürich auf das uralte Freudenfest einer Kirchweihe. Unterwegs wurde der Schultheiß innert der Stadt Zürich Fryung von Banditen des Probsts gefangen genommen. Bey dieser Verletzung öfentlicher Sicherheit schienen der Bürgermeister Maneß und seine Miträthe sich völlig leidsam verhalten zu wollen. Das Volk ward unwillig, daß die Regierung in Ausübung der anvertrauten Gewalt so saumselig geblieben; in zalreicher Versamlung bracht' es durch schweere Drohungen die Sache dahin, daß der Schultheiß loskam; zugleich gab es den Zunftmeistern Provisionalmacht, vermög welcher diese den Probst Brun, den Chorherr Werner von Rhinach und ihre Mithelfer verbannten. Nebst andern Unfugen und Usurpationen des Clerus gab auch dieser Vorfall Anlaß zur Errichtung des Pfaffenbriefes, wodurch in dem eydgenössischen Bezirk die Hierarchie mächtig bezähmt ward.

Was für ein gewaltthätiger Geist überhaupt in der Brunischen Familie geherrscht habe, hievon zum Beschluß noch folgendes Zeugniß:

Im Jahr 1373, wie Müller sagt, oder, nach Tschudi, den 2 Jenner 1371. wagte es Ritter Eberhard Brun, Rathsherr von Zürich, Sohn des verstorbenen Bürgermeisters, und zwar mit Rath und in Beyseyn seiner Mutter, der Wittwe des Bürgermeisters, einen jungen

(*) Man vergleiche mit Müllers Schweizergeschichten B. I. S. 378. Tschudis Chronik, Th. I. S. 471. und Hottingers helv. Kirchengeschichte Th. II. S. 183.

Vetter, den Urnerschen Edelknecht, Johann am Stäg, im Zürchersee zu ertränken. Hierüber schwieg anfangs die Regierung in Zürich; nicht aber schwiegen die Urner; sie hielten Landtag über Blut und Leben; nach abgehörter Kundschaft und eingenohmenem Rath wurden nunmehr unter freyem Himmel, bey grossem Zulauf des Volkes, Eberhard Brun, Catharina von Stäg, seine Mutter, nebst noch zwo Jungfrauen und zween ihrer Knechte, alle zu Zürich gesessen, als Mörder erklärt und bey Lebensstrafe ewig aus allen eydgenössischen Ländern verbannet. Montags darauf (*) ward auf Mahnung des Reichsvogtes Gottfried Müllers auch in Zürich die That untersucht und öfentlich von allen Kanzeln das Urtheil der Urner bestättigt.

„ Nach gelehrten Schriftstellern, schreibt Müller, hat „ Rudolf Brun in abgelebtem Alter dieses gesehn, und „ nicht nur (worinn man übereinstimmt,) den Verfall „ seiner Macht, sondern die Verbannung der Seinigen „ und neue Gesetze, wodurch seine Zunftmeister, wie „ er dem alten Rath, ihm über das Haupt gewachsen „ u. s. w. “

Von dem Geschlecht der Brunen zu Zürich sind im Jahr 1599. zu Zürich besondere Nachrichten gedruckt und dem edeln Paul Brunen zu Nürnberg zugeeignet worden. Aus diesen Nachrichten erhellet, daß schon im J. 1187. ein Burchard Brun Mitglied des Rathes in Zürich

---

(*) So schreibt Tschudi, Th. I. s. 474. Bey Müller heißt es, drey Monate hernach.

Zürich gewesen; im J. 1265. ein Heinrich Brun; im J. 1299. ein Jacob Brun, und so ununterbrochen immer Brunen an der Zürcherschen Regierung bis auf unsern ersten Bürgermeister, Rudolf Brun, im Jahr 1336. Von dieser Zeit an befanden sich immer Männer aus dem Brunischen Geschlechte bey der Zürcherschen Regierung. Der letzte, dessen unsre Jahrbücher erwähnen, war Jacob Brun vom J. 1466. bis zum J. 1478.

* * *

Zum Beschluß fügen wir noch eine Bevölkerungsliste der Stadt Zürich aus dem Brunischen Zeitalter bey.

Im J. 1357. befanden sich in der Stadt selbst 1136. Wohnhäuser, in den Vorstädten 90, also zusamen 1226 Wohnhäuser; unter diesen waren 178 leere. Die Anzal der Haushaltungen in der Stadt selbst belief sich auf 2370, in den Vorstädten auf 105. also zusamen 2475 Haushaltungen. In allem 12375 Einwohner, unter denselben 84 Knechte und 263 Mägde.

II.

Felix Hämmerlin.

Wie armselig es vor der Glaubensverbesserung mit der vaterländischen Litteratur ausgesehn habe, hievon sind die Beyspiele haüfig. Im J. 1335. erwählte das Collegiatstift zu Zürich einen Leutpriester; bey der Anzeige an den Bischof von Costnitz heißt es: Decretum transmittimus manu Magistri Joannis Episcopi de Thurego, clerici nostri notarii conscriptum, quia singuli de capitulo scribere nescimus. Steigen wir näher zu der Epoche der Glaubensverbesserung hinunter, so finden wir einen Leonard Brun von Ulm oder Echingen auf folgenden Bericht hin zum Priester erklärt: pro cura examinatus bene legit, competenter exponit & sententiat, computum ignorat, male cantat, — fiat admissio (*). Dieß geschah unterm Propst Nidhardt, einem Zeitverwandten unsers Felix Hämmerlins. In den Schriften dieses letztern befindt sich ein Sendschreiben der Märtyrer Felix und Regula aus dem Himmel an die Chorherren in Zürich: „Billig wundern wir „uns, heißt es daselbst, „daß seit langer Zeit niemand „aus dem Dohmstift zu uns in die Versamlung der „Verklärten hinaufkömmt; wir sandten den Himmels-

(*) S. Heinr. Hottingers Method. legendi hist. helvet. S. 176.

„ merkur, den schnellfüssigen Hazael, auf Erde; durch „ ihn vernehmen wir nicht ohne Bedauren, daß die „ Dohmherren ganz die Fußstapfen ihrer ersten Vor- „ fahren verlassen". Hierauf Apostrophen gegen den Müssiggang und die Dummheit der Priester. Seit Conrads von Mur Hinscheid im J. 1281. bis auf das J. 1452, also in einem Zeitraum von 171 Jahren, war kein einziger Geistlicher in Zürich, der irgend etwas denkwürdiges ausgedacht hätte (*). Unter den Weltleuten war die Gelehrsamkeit nicht besser begünstigt. Varillas nennt den Senat in Zürich grob und barbarisch; auch versichert er, daß die wenigsten Rathsglieder lesen und schreiben gelernt haben. Von Priestern und Klosterleuten wurden die Kanzleyen der Regierung besorget; so war z. B. von Grüt, ehmaliger Schulmeister zu Rapperschwyl Stadtschreiber in Zürich; Rüdger Manbach Stadtschreiber und zugleich Præbendarius Altaris S. Karoli; Heinrich Uttinger Chorherr zum grossen Münster und zugleich Notarius publicus. Noch im J. 1529. fand sich kein Zürcher geschickt zum Amt eines Stadtschreibers; man berief einen Fremden, Namens Wernher Beyel, der sich als apostolischer Notar des Costnizischen Bischofs in Basel aufhielt.

Je dichter und unbegränzter die Finsterniß war, um so viel merkwürdiger sind die seltnen Gestirne, die vor der Morgenröthe der Glaubensverbesserung an dem lit-

(*) Hottinger de Schola tigurin. orat. I. f. 21. Mehrere Invectiven gegen die Zürcherische Barbarei findt man in Hämmerlins Handschriften auf der carolinischen Bibliothek in Zürich, D. 14. im Hotting. handschr. Thesaurus.

terarischen Himmel erschienen. Wenn auch jene wenigen Gelehrten des mönchischen Zeitalters bey der Ankunft der grossen Glaubensverbesserer, wie die Sternen beym Aufgang der Sonne, ins Grab der Vergessenheit sinken, immer verdienen sie Aufmerksamkeit, in wiefern wir sie mit Recht als Vorlaüfer der Reformatoren ansehen können. Als einen solchen Vorlaüfer von diesen letztern können wir Felix Hämmerlin oder Malleolus betrachten (*).

Seine Geburt fällt in das Jahr 1389. Die Aeltern desselben waren von altem Bürgergeschlechte in Zürich. Schon im J. 1342. findt man daselbst einen Zunftmeister von seiner Familie. Auch findt sich ein Canonicus Friedrich Hämmerlin, dessen hohes Alter in unsers Felix Hämmerlins Jugendjahre fällt. Seines Vaters gedenkt dieser ein einzigesmal, nämmlich in dem Gespräch de consolatione inique suppressorum (*). „Wenn ein „Mensch, spricht die Weisheit, „von einer Schlange „gebissen wird, so muß ers nicht ihr zur Last legen; „sie handelt nach ihrer Natur. Wenn aber der Mensch „übel handelt, wenn derjenige, welchen Gott gerecht „erschaffen hat, ein krummes Urteil spricht, so stößt „er gegen das Gesetz der Natur an. — Bey dieser „Gelegenheit fällt mir ein, was ich ehmals gehört habe „erzälen. Ein Herr traf in der Speisekammer einen „grossen Baurenhund an, welcher ein Gefäß rein ausgeschlurft hatte. Den Hund ließ der Herr mit aller „Freundlichkeit, ohne das geringste böse Wort, weg-

(*) S. Hottingers Biblioth. Tigurin.
(**) S. Helvetische Bibliothek, Stück I. N°. 1.

„geben; dem Bedienten hingegen, welcher aus Un„achtsamkeit die Thüre nicht zugemacht hatte, gab er „die derbsten Verweise“. Derjenige, fügt Hämmerlin hinzu, „der gegen den Hund so viel Nachsicht bezeigte, „war mein Vater“.

So glücklich die natürlichen Anlagen unsers Hämmerlins gewesen, so schlecht war ohne Zweifel der erste, öffentliche Unterricht, der ihm in den Zürcherschen Schulen beygebracht wurde. Indeß wurden freylich schon damals fremde Gelehrte nach Zürich gezogen; die Einheimischen vervollkommneten sich auf auswertigen Schulen; für litterarische Reisen wurden Stipendien errichtet; besonders trug der päpstliche Nuntius zum Flor der Zürcherschen Schule viel bey. Unter andern Gelehrten aus diesem Zeitalter nennen wir z. B. Felix Schmid, dessen schwäbische Jahrbücher und die Nachricht von der morgenländischen Pilgrimfahrt des Mainzischen Decan Bernard Breitenbachs bekannt sind; wie auch Eberhard Müller, dessen Zürcherscher Jahrbücher sich Gerard von Roo, Naucſerus und andre bedienten. Hie und da fiengen die Zürcher an, sich zu Basel, zu Wien, zu Heidelberg, zu Paris und besonders in Mayland und Pisa den Wissenschaften zu wiedmen. Daß sonderheitlich auch Heidelberg von ihnen fleissig besucht worden, beweißt die Matrickel dasiger Schule. In derselben findt man schon vom J. 1406. einen Niclaus von Zürich; hernach vom J. 1420. einen Johann Schwanenflügel von Hottingen. Auf diese folgen noch zwey und vierzig andere bis auf die Zeiten der Glaubensverbesserung. In seiner Jugend hatte Hämmerlin auf der Schule zu Erfurt studiert. Daselbst legte er sich mit

besonderm Fleiß auf die canonischen Rechte, damals eine der einträglichsten und ehrenvollesten Wissenschaften. Ein Doctor derselben hatte die gleichen Vorrechte eines gebornen Edelmannes. Zu Erfurt nahm Malleolus die Würde eines Baccalaureus im canonischen Recht an. Im J. 1411. erhielt er ein Canonicat beym Münsterstift zu Zürich. Damals war es nicht ungewöhnlich, Kinder, die noch mit dem Reiffe spielten, mit Canonicaten belehnet zu sehn. Die erhaltne Beförderung veranlaßte Hämmerlin, eine Reise nach Rom zu thun. Noch regierte daselbst Johannes XXIII. Bald hernach aber sah er sich genöthigt, den römischen Stul zu verlassen und sich der Kirchenversamlung zu Kostniz zu unterwerfen. Dieser Kirchenversamlung war Hämmerlin nicht einverleibet; inzwischen beobachtete er sehr genau alles, was daselbst vorgieng. Mittlerweile erhielt er zu seinem Canonicate in Zürich noch ein andres in Zoffingen, überdieß im J. 1422. die Probstey zu Solothurn. Daß er diese Stellen nicht um Geld erkauft habe, läßt der Abscheu vermuthen, den er in allen seinen Schriften gegen die Simonie an den Tag legt. Wegen der Menge seiner Pfründen beruhigte er sich damit, daß er, als Gelehrter, der so vieles auf Bücher und Briefwechsel verwende, auch grössere Einkünfte verdiene. Eine Zeitlang schlug er seinen Siz zu Solothurn auf. Dasige Probstey gehörte zu dem Bistum Lausanne; viele von ihren Pfarreyen aber standen unter dem Bischof von Constanz. Bey diesem leztern Bischof wollte Malleolus zween Pfarrer wegen öfentlichen Concubinats verklagen; durch Geschenke wußten diese den Bischof oder seinen Vicar so zu gewinnen, daß Malleolus vergeblich bemüht war, sie in ihrer wollüstigen Umarmung zu hindern.

Heinrich von Heuwen, der Bischof zu Constanz, hielt auch selbst Concubinen; noch heut zu Tage befindt sich unter den Papieren der ehrwürdigen Classe am Zürchersee eine Urkunde, vermög welcher den Priestern in diesem Bezirk der Concubinat frey und öfentlich erlaubt war. In der Abhandlung de matrimonio macht Hämmerlin die fürchterlichste Beschreibung von der herrschenden Unkeuschheit dieses Zeitalters, besonders auch in dem Constanzer-Bezirke. „Die Astronomen, schreibt er, „die der Kirchenversamlung beygewohnt hatten, behaupten, daß, gleichwie Italien sich unter des Mars, „und Burgund unter Saturns Einfluß befinde, so befinde sich das Constanzer-Bistum unter dem Einfluß „der schlüpfrigen Venus. Beym Anblick einer so grossen Menge der schönsten Weiber in Constanz, alle mit „buhlerischen Gebehrden und Minen, enthielt sich ein „gewisser, römischer Prälat nicht, zu einem dasigen „Dohmherrn zu sagen: Ecce vestras mulieres; sive „sint filiæ vel matres, sunt omnes meretrices. Der „Dohmherr erwiederte: Et ecce vos viri romani & „italici communiter omnes estis Macarelli sive Busarones maledictissimi.“ So groß indeß Hämmerlins Eifer gegen die Unkeuschheit der Priester gewesen, so bestritt er sie gleichwol, nach dem Geschmacke der Zeiten, „sehr oft mit Waffen, wovor die Keuschheit errötet. Unter den schlüpfrigen Einfällen, womit er so gerne seine Schriften belebte, z. B. nur folgendes Histörgen: (*) Narratur de quodam sacerdote, qui propter

(*) S. den Aufsatz de Credulitate Dæmonibus adhibenda in Hotting. handschriftlichem Thesaur. auf der Carol. Biblioth. in Zürich.

vehementem fornicationis superstitionem & infamiam cum uxore potentioris villæ ibidem exortam de sua parochia per quoddam nemus multum perterritus fugiebat; cui Diabolus in forma religiosi sapientis obviabat, & ait illi: Quo vades lamentabili tristitia gravatus, quod cognosco divinis visionibus: Et ille rem gestam sinceriter narravit. Et religiosus ait: Et si hoc maledictum membrum non haberes, tu indubitanter in villa tua secure maneres. Et ille: Utique Domine. Et Religiosus inquit: Leva vestimenta tua ut tangam illud, prout tetigit. Et hoc membrum illico disparuit, de quo sacerdos multum gavisus & in villam reversus & pulsatis campanis innocentiæ suæ sinceritatem ostensurus; & congregatis Parochianis, continuo spe plenus, stans in cancellis & confidenter elevatis vestimentis, & mox membrum suum abundantius quam prius apparuit. Ueberal in Hämmerlins Schriften ein so seltsames Gemisch von gesundem Verstand und von mönchischer Kinderey, daß man geneigt ist, bey demselben, wie bey den alten Weltweisen, einen Unterschied zwischen esoterischem und exoterischen Vortrag zu vermuten; es sey denn, daß Licht und Finsterniß, Geistesfreyheit und Zeitglauben auch bey ihm in eben nicht ungewohnter Mischung erschienen. So z. B. findt man in dem Aufsatz de Exorcismis Spuren von Aberglauben, über den auch der starke Geist sich nicht allemal hinwegsetzt. Ausdrücklich behauptet er, daß es erlaubt sey, durch Exorcismen, durch Worte und Gebehrden Vieh oder Menschen von schweeren Krankheiten zu heilen; der Beweis, den er anführt, ist eben derjenige, dessen sich die heutigen, Gaßnerschen Wunderkrämer bedienen; nam dicit Apostolus, schreibt er, omnia quæcunque facitis, in

nomine Domini facite; & ille qui dicit omnia, nullum casum vel actum saltem bonum excipit. Daß unter gewissen Umständen die Anrufung der Dämonen erlaubt sey, beweißt er aus dem Betragen des h. Theodors, welcher die Glocke, die ihm vom Papst Leo geschenkt worden, durch einen Dämon von Rom aus nach seiner bischöflichen Kirche hintragen ließ. Der Beschluß dieses Aufsatzes ist merkwürdig: „den Guten und den „Bösen, sagt er, kann Gott solche Geheimnisse anver„trauen, so wie er gleicher Weise dem gottlosen und „dem frommen Priester gestattet, durch Ausspreчhung „gewisser Worte den Leib Christi vom Himmelsthron „auf den Altartisch herunter zu ziehn. Daher sagt auch „Gregorius, daß die geringern Mirackel durch die grös„sern glaubwürdig gemacht worden. Ein weit gerin„geres Wunder, als die Brodverwandlung, ist es, „wenn wir durch gewisse Worte der h. Bücher ein „Pferd, eine Kuhe, einen Maulesel heilen." Nach diesen wenigen Proben von Hämmerlins Logick und Auslegungskunst sollte man denken, daß er mit dem ganzen römischen Glaubenssystem sein Spiel gehabt habe. Indeß läßt sich freylich begreiffen, daß er in Absicht aufs Dogma noch blinder Anhänger des päpstlichen Stules gewesen, und gleichwol in Absicht auf die äussere Kirchenverwaltung sehr ofne Augen gehabt habe. Weit auffallender sind die Ausschweifungen des Lebens als die Verirrungen des Geistes. Keineswegs also darf es befremden, wenn Malleolus weit eher auf Reformation der Sitten und der Kirchenzucht als auf Reformation des Glaubens bedacht war.

Nach fruchtloser Beendigung der Kirchenversamlun-

gen zu Pavia und Konstanz, erwartete man nunmehr eine würksamere Kirchenversamlung in Basel. Daselbst schmeichelte sich Malleolus eine Rolle zu spielen; zu diesem Ende hin suchte er noch vorher seine Kenntnissen zu erweitern; im Jahr 1425. gieng er nach Bologna und erhielt da die Doctorwürde in dem canonischen Rechte; zugleich setzte er sich in Gunst bey dem römischen Hofe; bey diesem erhielt er die Anwartschaft auf die Probststelle in Zürich. So bald er von dem nahen Hinscheid des zürcherschen Probsts, Leonhard Mosers oder Moshards benachrichtiget wurde, eilt' er nach Hause. Der Probst starb im J. 1427. die Chorherren aber wälten, der päpstlichen Bulle zuwieder, den Magister Heinrich Anenstetter zu seinem Nachfolger. Malleolus wollte sich der Wahl nicht wiedersetzen; nur bedingte er sich die lediggewordene Cantorstelle aus. In dieser Stelle hatte er gleich den Rang nach dem Probste. Das Haus zum grünen Schloß gegen dem Münster über war für die Wohnung des Cantors bestimmt. Malleolus führt uns in seinem Passionale, welches ein Gespräch ist zwischen der Geduldt und ihm selber, gleichsam mitten in sein Museum hinein. Die Geduldt frägt ihn: „In welchem Strich der Halbkugel hast „du deine Wohnung? Ohne Zweifel hat ein günsti„ges Gestirn auf selbige Einfluß?“ Hierauf giebt „Malleolus folgende Antwort: „Aus fatalen Um„ständen und Zeichen willst du das Schicksal meines „Hauses erraten, so wie man vormals bey Erbauung „der Städte Carthago und Troja aus solchen Wun„derzeichen ihr künftiges Schicksal zum voraus verkün„digte. So wisse denn, daß die Facade meiner Woh„nung gegen Westen zugekehrt und dem Sturm der

„ Querwinde ausgesetzt ist. Auf der hintern Seite
„ steht mein Haus ganz dem Nordwinde offen; gegen
„ Süd aber wird es von der Custorey beschirmt. Da-
„ selbst wird mein Museum von sanften Lüften um-
„ wehet. Dieses Museum liegt hinter geruchreichen
„ Geländern; mit Geräthe, mit Büchern, Pulten,
„ Lesestülen, Tafeln, Teppichen u. s. w. ist es so wol
„ versehen, daß vielleicht durch ganz Teutschland kein
„ Doctor des canonischen Rechtes ein schöneres Mu-
„ seum bewohnet. Unter demselben ist ein Sommer-
„ haus, mit eisernem Gitter umgeben, seit vielen Jah-
„ ren mit allerley lieblichen Singvögeln bevölkert, wo-
„ selbst ich in den Sommerferien grosse Gesellschaften
„ bewirthe."

In diesem Ort brachte der Doctor seine süssesten Stunden zu. Seine Bücherey war die reichste im ganzen, Costnizischen Bistum. Den Grund dazu legten die Bücher, welche schon im J. 1273. Conrad Mure, der erste Cantor des carolinischen Stifts besessen hatte. Nebst vielen andern, die er selber angeschaft hatte, nutzte er überdieß mehr als fünfhundert Stücke, die ihm aus benachbarten Klosterbibliothecken gelehnt worden. Den eben erwähnten Conrad von Mure hielt Malleolus in so grosser Hochachtung, daß er beynahe zweyhundert Jahre nach desselben hinscheid, nämmlich im J. 1452. sein Grabmal in der Kapelle der heil. Jungfrau, zur Lincken des grossen Altars, wieder erneuerte. Seit dem Tode dieses Conrads von Mure, der im J. 1281. erfolgte, war bis auf unsern Malleolus kein einziger zürcherscher Geistlicher, der sich durch Wissenschaften berühmt gemacht hätte. Uns wird man also verzeyhn,

wenn wir diesem Vorgänger unsers Helden im Vorbeygehn einige Augenblicke zum Andenken wiedmen. Von ihm hat man noch auf der zürcherschen Stiftsbibliotheck ein Fabularium, welches im J. 1502. von Peter Numagen copirt ist. In dieser Schrift werden nach alphabetischer Ordnung die mythologischen Erzälungen der alten Dichter erkläret. In der Einleitung erscheint eine synchronistische Bibelgeschichte, mit der profanen Historie verbunden. Hierauf ein Versuch von dem Ursprung der heydnischen Vielgötterei. In dem mythologischen Lexicon selber findt man freylich die selzamsten Legenden. Eben so selzam ist seine Allegorie von der Philosophie und den sieben freyen Künsten. In alphabetischer Ordnung erscheinen ebenfalls die griechischen, römischen, arabischen Weltweisen, jeder mit lehrreichen Sprüchen. Unter anderm hat er auch über den neuen Gräcismus geschrieben; ferner ein Gedicht über die Natur der Thiere; ein Buch von den Sacramenten; die Märtyrergeschichte Felix und Regula; eine Schrift von den eigentlichen Namen der Flüsse und Berge; das Cathedrale romanum; Lobrede der heil. Jungfrau; teutscher Heldenschild; Catalog der römischen Päbste und Kayser; Commendatitia Rodolphi Regis; Geschichte Carls des Grossen; auch ihm schreibt man das Brevier des zürcherschen Chors vom J. 1260. zu, welches noch jzt in der zürcherschen Stiftsbibliotheck aufbewahrt wird. Von allen diesen Schriften redt er selber im frommen, bescheidenen Tone. Teste philosopho, schreibt er, quiddam prodire tenus, si non datur ultra. Est enim melius aliquid boni, quam nihil obtinere. — Non improvide audituris ipsum opusculum attente supplico & lecturis, ut dent veniam, si quis in eo propter insufficientiam

compilantis vel festinantiam, sive scriptorum ignorantiam, defectus poterit inveniri. Nam inter mortalia nihil omni ex parte beatum. Præterea exercitium additionis & limam correctionis relinquo posteris & committo u. s. w.

Malleolus war der würdige Nachfahr Conrads von Mure; was dieser angefangen hatte, setzte jener fort; überal verbreitete er Thätigkeit so wol durch eigenes Beyspiel als durch wachsame Fürsorge. Wenn andere Capellanen selten Frühmessen lasen, so machte hingegen Malleolus sich eine gewissenhafte Pflicht daraus, die seinigen alle selber zu lesen. Damit er auch den jungen Clerus zu fleissiger Besuchung des Chors aufmunterte, ließ er demselben jährlich an Felix und Regula Tag, auf seine Unkosten, eine gewisse Anzal Semmelbrode austheilen; kraft seines letzten Willens sollte diese Austheilung auch nach seinem Hinscheide fortdauren.

Das Concilium war nunmehr in Basel versamelt. Demselben war Malleolus auch einverleibt. Den Lehrsätzen dieser Kirchenversamlung stimmte er mit Hand und Herz bey; desto mehr aber empört' er sich gegen das Leben des Clerus; Die liegenden Güter der Bettelorden schienen ihm schnurstracks ihren Gelübden entgegen. In seinen Schriften gegen die Lollharden und Begharden herrscht satyrischer Geist voll munterer Laune. Seine eignen Stiftscollegen bezüchtigte er ebenfalls freymütig, in Worten und Schriften, der größten Ausschweifungen. Ungeachtet die Kirchenversamlung zu Basel den Geistlichen das Concubinat untersagte, fuhr gleichwol ein Capellan des Stifts, Namens Johann Fiez, immer noch fort, seine Concubine bey sich zu haben; umsonst,

daß er, auf Malleolus Antrieb, deswegen von dem Kardinal Legat Julianus gewarnt wurde! Endlich im J. 1436. überreicht ihm Malleolus im Chorplatz der Münsterkirche ein Billet folgenden Innhalts: „Ich Felix „Hämmerlin, Cantor & Rex Chori kündige hiemit Fietzen an, daß er wegen Beybehaltung seiner Beyschläferin in die Excommunication verfallen sey; da er „nun während dieser Excommunication das Amt der „Messe und andere gottesdienstliche Geschäfte verrichtet, so ist er dadurch profan oder weltlich geworden; „darum soll er keinen Fuß mehr in die Kirche setzen, „bis er auf gehörige Weise absolvirt worden.“ Fietz brach in lautes Gelächter aus und behielt die Beyschläferin. Umsonst verklagte ihn Hämmerlin bey den Chorherren; er gewann eben so wenig, als vormals zu Constanz in ähnlichem Handel. Nicht nur ward das Concubinat nicht geahntet, sondern wol gar in manchem Falle durch geistliches, gesetzliches Ansehn begünstigt. Mit wie viel ehlicher und väterlicher Treu die Priester zuweilen für die Beyschläferinnen und für ihre natürlichen Kinder gesorgt haben, hievon mag folgende Urkunde zeugen: (*) In nomine Dei amen. Tenore præsentis publici instrumenti pateat, quod sub anno 1439. indictione secunda pontificatus sanctissimi in Christo patris ac Domini nostri, Domini Eugenii divina providentia papæ quarti, anno octavo, die vero Martis, penultima mensis decembris, hora prima vel quasi, in ambitu ecclesiæ sanctorum Felicis & Regulæ præpositurae thuricensis, constantiensis dioecefeos. In testium meique notarii publici

(*) S. Hottingers handschriftlichen Thesaur. D. 14. f. 333. auf der Stiftsbibliothek in Zürich.

infra scriptorum ad hoc specialiter vocatorum præsentia personaliter constitutus honorabilis vir Dominus Joannes Vogt, Rector ecclesiæ parochialis in Mellingen, dictæ dioecesеos, sanus ratione, mente & corpore vigorosus, pie, ut dixit, considerans & late perpendens, quia in rebus humanis nil morte certius hec mortis hora incertius invenitur, hujus rei causa quam diutine occurrentem præstolamur corporis languoris vehementiam — — — — — — pure & simpliciter ac liberaliter legavit & assignavit Adelheïdi Mullerin ancillæ suæ residenti in oppido Baden, Lienhardo & Jo. Ulrico duobus filiis suis naturalibus communiter & conjunctim domum suam sitam in dicto oppido Baden cum omnibus & singulis utensilibus — — — — ipsis vero tribus personis de medio sublatis dicta domus vendi debeat & pecunia proveniens cedi debet, & annui reditus ex iis comparari ac devolvi debent ad ecclesiam illam, in qua præfatum Dominum Jo. Vogt donatorem sepeliri contigerit. Super quibus omnibus & singulis &c. præsentibus ibidem honorabilibus & discretis viris, Dominis Joanne Stirer præmissario, Conrado Rud & Uldarico Eghardi, Capellanis præbendatis prælibatæ ecclesiæ præposituræ thuricensis testibus.

So ohnmächtig als Hämmerlins Eifer gegen den Priester-Concubinat war, eben so ohnmächtig war sein Eifer für den Gottesdienst überhaupt. Sehr oft, wenn er die horas canonicas, das Completorium oder auch die Vesper mit seinem Chor von jungen Clericis absang und das Volk indessen dem Beichtstul sich nahte, sassen in einem Nebengebaüde der Kirche die Chorherren und Capellanen, zechten und spielten, so daß vor dem Gelärme

der Beichtvater kaum die Worte der Beichtkinder hörete. „Der Probst war mir gramm, schreibt Malleolus sel„ber in seinem Passionale, “ weil ich auf der Beobach„tung der gottesdienstlichen Gebraüche streng hielt, da „er selbst sie gerne verabsaümte und lieber auf dem „Helmhaus (in taberna) bey der Wasserkirche saß & „bibendo & convivando & ludendo & taxillando & „aleando & tabellando & cartando & russando & al„tos sonos epulantium & letantium tales strepitus fa„ciebat, quod confessor confitentis vocem vix audie„bat. “ Oftmals geschah es, daß nicht genug Geistliche da waren, um den Gottesdienst mit Würde zu halten. Malleolus verklagte die Capellanen vor dem Stifts-Capitel; richtete aber nichts aus. In geheim war Probst Ammenstetter auf Seite der Verklagten. Auch war er selbst keiner der frömsten; er hielt Concubinen und hatte Kinder von denselben; noch immer erinnert' er sich mit Unwillen, daß Malleolus bey der Probstwal sein Nebenbuhler gewesen. Ein andrer neuer Chorherr, Mattheus Nidhardt, ward von den Capellanen bestochen und hielt ihnen den Rücken. So wenig Freunde hatte Malleolus unter seinen Amtsgenossen, daß sie ihm während seines Aufenthaltes auf der Kirchenversamlung in Basel den vierdten Theil seiner Canonicats-Einkünfte entrissen, jedoch denselben, auf seine dringenden Vorstellungen hin, bald wieder zukennten. Um diese Zeit, im J. 1439. schrieb Malleolus den Aufsatz contra negligentes divinum cultum. Auf neue Rache waren die Chorherren bedacht. Ihren Anschlag und den Erfolg desselben mag Malleolus selber beschreiben. „Nach öf„ters wiederholten Klagen über die Ausschweifungen

„des

„ des Clerus, schreibt er in seinem Passionale, ward
„ ich plötzlich von dem Probste nach Kostniz zu dem Bi-
„ schoff gesendet. Die Eilfertigkeit erlaubte mir nicht,
„ daß ich einen Bedienten mitnehmen konnte; ganz al-
„ lein ritt ich auf meinem schnellsten Laufer; es war
„ Sonnabends den 18. Jenner 1439. Unweit der Stadt
„ bey Wasserstorf sties mir ein unbekannter Mann auf;
„ unterm Vorwand der Unkunde des Weges hieng er
„ sich hinten an meinen Laufer. In dem holen Weg
„ bey Swamendingen lief mir der Mann mit einer lom-
„ bardischen Lanze den Weg vor, stand fest und schrie
„ mit aufgehobenem Dolche: Nun sollt du mir büssen,
„ daß du die jüngern Dohmherren in Zürich, besonders
„ meinen lieben Freund, den Herrn Heinrich von Moos
„ vielfältig beleydigt hast; drum mach dich fertig zum
„ sterben. — Eine halbe Stunde lang hielt ich mit lieb-
„ kosenden Worten den Mann auf, und that ihm grosse
„ Versprechungen. Inzwischen nahten sich rechter Hand
„ über den Fußweg einige Bauren; mit lautem Ge-
„ schrey rief ich um Hilfe. Der Mörder, ganz ausser
„ sich, verwundte mir die Seite, nahm den Reißaus
„ und ließ mich halb tod liegen. Noch zu rechter Zeit
„ kamen die Bauren und führten mich auf meinem Klep-
„ per in die nächste Hütte. Im heftigsten Paroxysmus,
„ da ich schon viel Blut verloren hatte, sehnte ich mich
„ nach einem Priester, beichtete und empfieng das h.
„ Sacrament. Unter Wehklagen brachte ich die Nacht
„ schlaflos und sterbend zu. Kaum daß das Gerücht den
„ mißlungenen Meuchelmord ausbreitete, flüchtete sich
„ im geheim von Moos nach Wallis; seine übrigen
„ Gesellen wurden von den Bürgern in Verhaft genom-

D

» men und mit grosser Geldbusse bestraft. Heinrich von
» Moos ward seiner Chorherrenwürde und aller andern
» Ehrenstellen entsetzt. Im Jubeljahr gieng er nach
» Rom und starb auf der Heimreise. Man sollte den-
» ken, der Bischof von Kostniz würde sich ins Spiel
» gemischt haben, allein der ganze Prozeß wurde von
» der Gegenpartei contra nostra statuta jurata immo sy-
» nodalia von den Räthen in Zürich betrieben. Unge-
» achtet das Verbrechen ruchtbar genug war, so blieb
» es doch weiter ungeahntet. Dieses bringt mir ein Hi-
» störgen von einem arglistigen Bauern zu Sinn; als
» der Priester mit dem Weyhwasser besprengte, hüllte
» dieser sich in den Mantel ein; da jener sich hierüber
» verwunderte, sprach der Bauer: Wofern das Weyh-
» wasser meines Vaters Leiche, tief in der Erde, un-
» ter schweerem Stein dient, warum sollts nicht auch
» mit seiner Wunderkraft durch meinen Mantel dringen?
» Ungefähr eben so, da die öfentliche Bekanntmachung
» des Verbrechens den Verbrechern nicht nachtheilig ge-
» wesen, warum sollte sie es mir seyn? Obschon verab-
» scheut, schweifte doch unangefochten der Meuchelmör-
» der im Lande herum; auch kam er auf die Kirchen-
» versamlung nach Basel; daselbst erhielt er unter kei-
» nem andern Beding Ablaß, als nur in so fern er den
» Beleydigten Genugthuung leiste. Hiezu war ich ge-
» neigt, wofern er endlich die Geschichte des ganzen Vor-
» falls aufdecken würde. Er thats in Gegenwart vor
» Zeugen und vor einem Notar. Den 2. August 1439
» starb hierauf der Probst, liberis & uxoribus quasi de-
» sperans in spiritualibus. Ich selbst half dazu, daß mein
» Wiedersächer, der Magister Matthäus Nidhard, zum
» Nachfahr erwält ward. Unter den Unwürdigen zog

„ ich denjenigen vor, der mirs am wenigsten schien.
„ Nichts desto weniger ward ich von ihm wegen einiger
„ satyrischen Verse über seinen Eigennuz und über seine
„ parteyische Rechtssprüche aufs heftigste verfolgt. Als
„ auch einer der Chorherren, Johann Störi, mir fluchte,
„ so wär meine Klage hierüber bey dem Probst nicht
„ nur fruchtlos, auch ward ich ganz ohne Grund zu
„ einer Geldbusse verurteilt. Endlich sah ich mich zu
„ einem Generalprozesse gegen meine Feinde unter den
„ Chorherren und zu Widerholung der Hauptklage ge-
„ nötigt, daß die Mithaften des Meuchelmords unge-
„ stört herumwandeln, ob sie gleich von dem Rath und
„ den Bürgern zu Zürich öfentlich dem Probst und dem
„ Kaplan zu weiterer Bestrafung empfohlen worden.
„ Indem ich eben damit umgieng, den Handel vor den
„ Bischof in Kostniz, Heinrich von Hewen, zu bringen,
„ entzog sich meine Gegenpartei dem geistlichen Richter
„ und nahm, gegen alle beschworne Satzungen, Zu-
„ flucht beym Rathe in Zürich. Vor demselben liefen
„ in meiner Abwesenheit so schweere Klagen gegen mich
„ ein, daß die Bürger gegen mich in Wut geriten und
„ mich dem Probst preisgaben. Von diesem ward ich
„ (nachdem ich lang wie ein Lamm von den Wölfen
„ verfolgt worden,) ohne geringste Ursache für ein gan-
„ zes Jahr meines Einkommens beraubt. Diesen Aus-
„ spruch widerrufte der Bischof von Constanz; dessen
„ schriftlicher Wiederruf überreicht' ich dem Probste,
„ der ihn behielt und mir niemals zurückstellte. Seit-
„ her ward mir von dem Bischof kein neues Verhör
„ vergönnt; durch geheime Ränke verlor ich sein Wol-
„ wollen für immer. In Gegenwart des Markgrafen
„ von Hochberg und vieler Edeln und Dohmherren er-

„ klärte ich mich hierauf gegen den Probst: Ich wolle
„ aus seinen eignen Schriften beweisen, daß ich unge-
„ rechter Weise gebüßt worden; wofern der Beweis
„ mir mißlinge, so woll' ich meine Präbende verlieren.
„ Der Probst verstummte bey Anhörung meiner Droh-
„ worte; sein rothes Angesicht erblaßte, er knirschte
„ mit den Zähnen und antwortete nicht. Der Marg-
„ graf und die Edelleute verliessen uns voll Verwunde-
„ rung, noch weniger über meine Dreistigkeit, als über
„ das Stillschweigen des Probstes. (*) Ueberal befand
„ ich mich in Absicht auf meine Collegen in gleicher
„ Lage wie die Stadt Zürich in Absicht auf die Eyd-
„ genossen in damaligen einheimischen Kriege. Immer
„ waren gegen mich die mehrern Stimmen; man be-
„ handelte mich wie die Einwohner von Herisau jenen
„ Mann, den sie auf blossen Verdacht hin aufknüpften,
„ und erst hernach seinen Prozeß vor Gericht untersuch-
„ ten. Eines Tags als ich von der Zudienung des
„ Abendmals in der Kirche mit heiterer Mine in die
„ Sacristei zurück trat und nach Gewohnheit daselbst
„ viele lustige Brüder (bibentes & bibacos Clericos,)
„ beym Weintisch antraf, ergriff ich auch einen Becher
„ und trank einem andern zu; dieses verdroß den Cu-
„ stos Wernher Spürli, (**) der sich sonst Waldenburg

(*) Noch ist vom J. 1442, in dem zürcherschen Stadtarchiv ein Schreiben von Kaiser Friedrich, worinn die Untersuchung des Prozesses dem Rath von Zürich heimgestellt und demselben Malleolus dringend empfohlen wird.

(**) In der helvet. Biblioth. St. I. s. 36. wird er Jacob Baürlin genennt; man seh indeß Hottingers handschriftlichen Thesaur. D. 14. 1. s. 3. wie auch helv. Bibl. St. I. s. 33.

„ nennt, so sehr, daß er dem Priester den Becher mit
„ Gewalt aus der Hand riß, auf uns beede loszog und
„ im Ringen mich rücklings auf den Boden niederwarf.
„ Da dieses nicht nur in Gegenwart vieler Priester,
„ sondern auch der heil. Reliquien selber geschehn war,
„ so foderte ich die Excommunication des ungezogenen
„ Mannes. Von Constanz aus aber ward dem Probst
„ die Beylegung des Streits überlassen und dieser ließ
„ seinen Gesellen kein Leyd widerfahren. In der That
„ war gegen mich ein förmliches Complot; der Probst,
„ der Custos Wernher Waldenburg und Sueder von
„ Göttikon waren die Haüpter dieser Zusamenverschwö-
„ rung, welcher Nidhard selber den Namen des grauen
„ Bunds gab.

„ Nidhard war den Schweizern eben so gewogen,
„ als er an Zürich falsch war. Bey jenen hatte ich
„ mich durch mein Buch de Nobilitate äusserst verhaßt
„ gemacht. Die Folgen dieses Hasses liessen mich meine
„ Collegen bey jedem Anlaß empfinden; in diesem Punct
„ waren sie immer vereinigt, so sehr sie sonst in andern
„ Puncten von einander abgiengen. Hierüber bedient'
„ ich mich folgenden Gleichnisses. In den weitlaüftigen
„ Wäldern von Thüringen, pflegt' ich zu sagen, befan-
„ den sich viele Strassenraüber; ungeachtet ihrer Zu-
„ samenverschwörung, hegte jeder Mißtrauen gegen den
„ andern, so daß keiner es wagte, ganz allein bey dem
„ andern zu schlafen oder mit ihm durchs Gebüsche zu
„ gehn.

„ Zu ewigem Andenken erwähnt' ich in meinem Buch
„ de Nobilitate C. 33. des Betrugs, da die Schweizer
„ sich in der Feldschlacht gegen die Zürcher rother Kreuze

„ bedienten; dieß geziemt ja jedem Geschichtschreiber,
„ daß er das Schlimme wie das Gute erzäle; die h.
„ Schrift thut es selber, wenn sie 1. Mos. XXV. den
„ Jacob als Betrüger seines Bruders, im 2. Mos. II.
„ den Moses als Todschläger, 2. König XVII. den David
„ als Ehebrecher, 3. König XI. den Salomon als Ab-
„ götter, Matth. XXVI. den Petrus als Verläugner
„ des Heilandes darstellt. Als ich über meine Freymü-
„ tigkeit beym Bischof von Lausanne verklagt worden,
„ spottete dieser der Eydgenossen und sagte: daß es nicht
„ weniger strafbar seyn werde, die Geschichte der Eyd-
„ genossen als z. B. die römischen, punischen, trojani-
„ schen Geschichten zu schreiben.“ So weit der Aus-
zug aus Hämmerlins Passionale!

Wenig erbaulich ist die Nachricht, die er von oben erwähntem Waldenburg liefert. Der Vater dieses Chorherrn war auch selber ein Priester, einer der Pfaffenrichter, welche von dem Dohmstift und von der Abtey gesetzt wurden, den Bürgern von Zürich in geistlichen Prozessen Recht zu sprechen. Malleolus heißt diesen Waldenburg frequentem mercatorem & massatorem prædivitem, conthoralem præpositi, d. i. einen Krämer und Wucherer, der mit dem Probst unter der Decke lag. Seine Mutter war eine Nonne; daher sagt von ihm Hämmerlin: Waldenburgum de patre coronato processisse & matrem ejus fuisse sponsam regis regum, d. i. sein Vater sey ein Gesalbter des Herrn, seine Mutter die Verlobte des Königs der Könige gewesen. Schwedern, Waldenburgs Mitverschwornen, schildert Hämmerlin als den gröbsten Geistlichen in der ganzen Stadt Zürich; immerhin ward dieser Schweder, nach Ridhardts

Absterben, im J. 1466. zum Probste erwählet. Keine Gelegenheit liessen seine Feinde vorbeygehn, den Malleolus bitter zu kränken.

Ein Stifts-Capellan lag auf dem Sterbbeth. Nach altem Herkommen stand es bey den drey ältesten Chorherren einen Nachfahr vorzuschlagen; Malleolus war einer von dreyen; um ihn des Vorschlagrechtes zu berauben, wußte der Probst den sterbenden Capellan zur Auswechslung seiner Präbende zu bewegen.

Die Aebtissin zum Frauenmünster suchte den Malleolus zum Conservator zu erhalten; schon hatte er von dem Pabste hiezu die Bulle bekommen; allein durch die Kunstgriffe des Probsts erhielt ein andrer die Stelle. Des Conservators-Amt war, die Rechtsamen des Klosters zu besorgen und an dessen statt zu Gerichte zu sitzen.

Jemand machte eine Ansprach an ihn. Malleolus berief sich dagegen auf seine Wirthschaftsbücher; damit wollte sich der Probst nicht begnügen. Hierauf appellirte Malleolus nach Constanz. Der Probst richtete die Sachen so ein, daß der Rath von Zürich den Bürgermeister und den obersten Zunftmeister zum Malleolus schickten, mit mancherley Bedrohungen, wofern er den Prozeß anderswo als in Zürich werde beylegen lassen. Malleolus gehorchte dem Rath, und von diesen ward er in seinem Rechte beschützet.

Auf die lächerlichste Art verrieth sich der Haß des Probstes und seiner Anhänger bey folgendem Umstand; die Untergebnen hatte Malleolus gewöhnt, daß sie die Psalmen in bestimmten Absätzen sangen; der Probst hingegen haßte diese Cadenzen. Gegen den schlechten

Gesang brachte Malleolus im Capitel bescheidne Klagen vor; dafür ward er als ein Wirbelkopf einen Monat lang seines Einkommens und des Beysitzes in dem Capitel beraubet. Bey Äusserung des geringsten Unwillens ward seine Strafe verdoppelt. Die wiederholten Beleydigungen, die er tagtäglich ausstand, stürzten ihn zuweilen in Schwermut, zuweilen reizten sie sein Empfindlichkeit so sehr, daß er sich nicht mehr zu mässigen im Stand war.

Wenn er nicht mit aller Gewalt aufgehezt wurde, so war kein gutherzigerer Mann als er; gegen seine Bediente war er gutthätig und freundlich; höflich im Umgang und prächtig in Bewirthung derjenigen, die ihn besuchten. Uebrigens war er eben so geneigt, Reichtum zu sammeln, als er zu beträchtlichen Ausgaben gewöhnt war. Grosse Geldsummen hatte er auf Bücher verwendet; auch litt er viel Verlust in dem einheimischen Kriege. Ausser seinen Präbenden, gewann er noch sehr viel durch seine juridischen Rathschläge. Der Marggraf von Baden hatte ihn zum geheimden Rathe gewählt; der Marggraf von Hochberg schäzte ihn ebenfalls sehr hoch; in grossem Ansehn stand er ebenfalls bey dem österreichischen Adel, der damals zu Zürich in Besatzung lag. Durch sein Werk von dem Ursprung und den Vorrechten des Adels hatte er sich bey denselben ungemein beliebt gemacht. Desto mehr erbitterte er durch die allzurachsüchtige Feder seine Feinde und die Feinde der Zürcher. In einem eignen Abschnitt sammelt er alles zusamen, was jemals über die Schweizer böses gesagt worden. Ihre Lebensart, ihr Abfall von Oesterreich, ihre Grausamkeit in dem einheimischen Kriege, ihre

Treulosigkeit an den Zürchern werden im schwärzesten Lichte gemalet. Er geht so weit, daß er behauptet, die Zürcher seyn um ihrer Ehre und um ihres Vorteils willen verpflichtet, den Eydgenossen ihren Bund vor die Füsse zu werfen. Nicht weniger stachlicht war ein anderer Werk unter der Aufschrift: Processus judiciarius coram omnipotente Deo inter Nobiles & Thuricenses ex una & Suitenses cum complicibus partibus ex altera. Diese Schrift ist dem römischen König Friedrich zugeeignet. In derselben erzält er, was sich nach der Schlacht bey St. Jacob zugetragen habe. Die Erschlagnen wurden von dem Erzengel Michael ins Paradies geführt; daselbst mußten sie harren, bis ihre Brüder, welche zu Greifensee das Leben verloren hatten, auch ankamen; hierauf führte sie Michael zu der Pforte des Himmels; sogleich ließ sie Petrus hineingehn; von desselben Nachfolger, Pabst Clemens, wurden sie zu den Schutzheiligen der Stadt Zürich geführt. Clemens stellte sie Carln dem Grossen, als dem Stifter der Kirche zu Zürich, vor; inzwischen ließ er den neuen Gästen ein herrliches Mal zubereiten; Tags hierauf ließ er alle angesehenen Rechtsgelehrten des Himmels zusamenberufen, um die Unschuld der neuen Ankömmlinge zu beweisen; es erschien aber keiner als Magister Yvo; dieser sagte, daß er vergeblich mehrere Rechtsgelehrte im Himmel gesucht habe. Also traten sie vor den Thron des Allerhöchsten, wo Yvo gegen die Eydgenossen schweere Klagen vorbrachte. Hierauf vernahm der höchste Richter (ohne Zweifel sehr bedächtlich,) das Gutachten einiger Päbste; diese baten um Bedenkzeit für die Beklagten; der Engel Azahel stieg auf die Erde hinunter, um sie zu citieren, die Lebendigen so wol als die Todten; es erschien

aber niemand; dann ließ der oberste Richter (um sich ja nicht zu übereilen,) die Väter des alten Testaments rathsfragen und endlich durch den Propheten Jeremias das Contumazurteil ergehen; zur Vollziehung desselben ward der Erzvater Jacob bestellt; dieser entließ die Schutzheiligen der Stadt Zürich, flößte den Zürcherschen Bürgern Muth ein, machte ihnen Hofnung zu dem heranrückenden Entsatze, trug hernach dem Apostel Jacob auf, daß er den Feinden ein Golgatha zubereite, wie er dann hiezu unweit Basel bey St. Jacob an der Birs einen Ort zur Schlacht weyhte und denselben dreissig Nächte nach einander von Gespenstern besuchen ließ; zuletzt foderte der Erzvater Kaiser Karl den Grossen auf, daß er einen seiner Enkel, den Delphin, zum Entsatz aufbeute.

So sehr man über die poetische Dichtungskraft des Malleolus erstaunt, so sehr wird man über den drolligten Ton lachen. Oder wie gefällt dem Leser folgende Sprache? Atrox calliditas, audax crudelitas, cordax asperitas, contumax bestialitas, dedax lupositas, dicax volpositas, edax hostilitas, efficax malignitas, fallax securitas, ferox immanitas, ypax curiositas, illex scurrilitas, mendax voluntas, mordax immanitas, minax improbitas, odax pompositas, olax iniquitas, perplex obstinacitas, pallax impietas, pertinax rigiditas, perspicax dolositas, pervicax inanitas, procax severitas, rapax insatietas, sagax perversitas, satax temeritas, sequax perversitas, tenax proservitas, trux impetuositas & vorax corrositas quarumdam gentium, quæ vulgo Suitenses cum complicibus nuncupantur u. s. w. Diese Schrift, welche dem Buch de nobilitate beygefügt ist,

zog dem Verfasser tausend Verdruß zu. Der Probst und seine übrigen Feinde bedienten sich dieser Gelegenheit, ihn gänzlich zu Grunde zu richten. Nicolaus von Gundelfinger war Bischof Heinrichs von Hewen Vikar; unwissend hatte ihn Malleolus beleydigt. Der Vikar, ließ er sich ehmals vernehmen, zieht wol von den Concubinariis die Busse ein, zugleich aber erlaubt er ihnen, in dem Concubinat zu verharren; noch übler empfand mans zu Costnitz, daß Malleolus die Dohmherren zu Chur beredt hatte, daß sie lieber einen eignen Bischof, als den Bischof von Costnitz über sich setzen. Dieser Costnitzer-Vicar schmeichelte sich, durch Wegraümung des Malleolus bey den Eidgenossen Dank zu verdienen. Den 18 Februar 1454. als eben von allen Orten aus der Eidgenoßschaft eine grosse Menge Volkes auf den Karneval nach Zürich gekommen war, fiel um die Mittagsstunde ein Trupp Männer, die von dem Vicar bestellt worden waren, in Malleolus Haus und schleppte ihn mit Gewalt auf das Richthaus; zugleich wurden seine Bibliothek und sein Geräth auf Befehl des Vicars auf die Seite geschaft. Um die Vesperstunde ward Malleolus, in Gegenwart von mehr als 3000 Personen, auf sein Pferd gesetzt; ihm wurden von unten die Füsse zusamengefesselt und die eine Hand fest an den Sattel gebunden. Heinrich Gerwil, des Vicars Bedienter, nahm das Pferd beym Zaum und führte so den Malleolus aus der Stadt nach Gottlieben. Sonst behauptete der Rath in Zürich, auch bey geistlichen Prozessen, das Recht vorlaüfiger Untersuchung; dießmal durfte es der Rath so genau nicht nehmen; einerseits nämmlich schien Hämmerlins Verbrechen in den Augen der Eidgenossen ofenbar genug; anderseits wagte es der Rath, wegen

der zalreich anwesenden Fremder nicht gerne, diesem Bruch des Burgfriedens mit Nachdruck zu wehren. Zugleich berichtete der Vicar zeitig nach Zürich, daß alles auf seine Verordnung geschehen sey. Zu Gottlieben ward der Doctor in ein dunkels Gefängniß geworfen; vierzehn Tage darauf kam er in eine andere Festung; nach zween Monaten baten die beeden Herzoge von Oesterreich, Albrecht und Siegmund, den Bischof, daß er auf ihre Verbürgung den Doctor zu ofenem Recht frey lasse. Anfangs schien der Bischof hiezu nicht ungeneigt; bald aber hielten ihn die Wiedersächer des Gefangnen zurück. Auf einmal nahm dieser, als seine Hüter schliefen, der Gelegenheit wahr und schlich sich davon. Zwölf Tage lang hielt er sich in der Stadt Costnitz verborgen; man verrieth ihn, und so ward er wieder an Ketten in ein enges Behältniß in einem hohen Thurme geworfen. Daselbst lag er auf gleichem Strohlager mit einem Uebelthäter, der verschiedene Todschläge verübt hatte. Auf dieser Seite ward der Doctor von dem Ungezifer des Cammeraden grausam geplagt, da hingegen die andre Seite sauber und rein blieb. Die Nacht durch wurden die Gefangenen bald von fürchterlichem Wetterleuchten, bald von Erdbeben und herabfallenden, ungeheuren Steinen ganz ausser sich selber gesetzt.

Nach einem Verhaft von vier Monaten kam der bischöfliche Vicar mit einem Notarius; anfangs weigerte sich Malleolus, den Bischof, den er für Partey ansah, zugleich als Richter zu erkennen; endlich mußte er sich hiezu gezwungen verstehen. Auf die vorgelegten Klagpuncten entschuldigte er sich folgender massen: Das Bistum Chur, nach welchem der Constanzer-Bischof

gestreckt habe, sey von diesem ganz unabhänglich. Keineswegs also habe Malleolus gegen seinen Eid gehandelt, wenn er gleich die Dohmherren in Chur von der Unterwerfung unter den Constanzer-Bischof zurückgehalten habe. Niemals sey von ihm irgend etwas ohne Namen und Unterschrift, auch nichts ohne Bewilligung der Obern geschrieben worden; den Aufsatz de validis mendicantibus habe der Vicar selber in seinem Haus gehabt und ihm seit fünfzehn Jahren darinn nicht den geringsten Fehler gewiesen; auch sey dieser Aufsatz in Basel zur Zeit der Kirchenversamlung öfentlich und ohne Wiederrede verkauft worden; freylich habe er Satyren gegen den Probst und gegen einige Dohmherren verfertigt; hieran aber habe er nicht unrecht gethan, weil er die lautere Warheit gesagt; alle Scribenten des alten und neuen Testamentes und alle Geschichtschreiber vor der Geburt und nach der Geburt Christi haben so wol das Böse als das Gute beschrieben; das Buch de nobilitate habe er mitten im Krieg aufgesetzt; der Canton Zürich habe sich nebst allen seinen Anhängern in dem Jubeljahr zu Bern mit der Gegenparten versöhnet, und dieser allgemeinen Amnestie hofe er, als Bürger von Zürich, auch zu geniessen; zuletzt führte der Gefangne sein hohes Alter von fünf und sechszig Jahren an und fleht' um Erleichterung seines Schicksals.

Drey Monate hernach ward Malleolus von den Fesseln befreyt und in den bischöflichen Pallast geführt. Daselbst vernahm er sein Urteil, daß er des Canonicats bey der Stift in Zürich sollte entsetzt und auf ewig in ein Kloster gesteckt werden. Des Canonicats zu Zofingen und der Probstei zu Solothurn ward nicht gedacht;

auch behielt er dieselben im Kerker, ob er schon davon wenig beziehn mochte und endlich leztere im J. 1456. oder 1457. selber freywillig aufgab, ut propositum iter, wie er sich ausdrückt, in sanius dirigeret.

Im Februar 1455. ward er aus dem Thurm weggenommen und mit gebundenen Händen weiter geführt. Aller Mut verließ ihn, als er sich in der Stadt Luzern und seinen vornehmsten Feinden ausgesezt sah. Man stieß ihn nicht in ein Kloster, sondern in einen grausamen Kerker; daselbst blieb er zween Monate; nachher kam er in einen etwas bequemern Ort in einem Thurm bey dem Franziscaner-Kloster, dessen Guardian zu Malleolus Zuchtmeister bestellt war. Der Doctor beschreibt ihn als hartherzig. Um ihn zum Mitleiden zu bewegen, hatte er sich folgender Parabel bedient: In der Stadt Solothurn, sprach er, wohnte an dem Aar-Fluß ein einfältiger Mann. Beym Ausbruch des Flusses rief er aus: O wie fromm und ehrlich sind nicht die Bürger dieser Stadt! Hundert und tausend Eimer von diesem Wasser könnten sie heimlich entwenden, und zu Basel würd' es niemand bemerken; gleichwol sind sie so ängstlich, daß sie es nicht thun; Alsdenn sezte Malleolus hinzu: O Vater Guardian, mir könntest du hundert Liebeswerke erweisen, die dich nichts kosten würden, ohne daß es meine Verfolger jemals erführen, und du thust es ja doch nicht! — Mit der Zeit ward Malleolus gelinder behandelt. Man ließ ihn auch einigemale Messe lesen. In dem Kerker schrieb er verschiedene Sachen, indeß ohne Beyhilfe der Bücher, z. B. de misericordia captivis impendenda; registrum querelæ in causa captivitatis suæ; de occasione boni &

mali; de emtione unius pro viginti; de exorcismis; de credulitate dæmonibus adhibenda. In diesen Schriften findt man die alten Klagen, und zwar (ungeachtet seines Drucks,) in gleichem, freymütigem Tone. Entweder also sind sie dem Guardian nicht zu Gesichte gekommen oder er hat sie nicht immer verstanden. Aus diesen Schriften erhellet, daß er auch im Gefängnis nicht völlig weder des mündlichen noch des schriftlichen Umgangs seiner Freunde beraubet gewesen. Wie lang Hämmerlin noch gelebt habe, ist unbekannt. In der Schrift von den Eigenthumsgütern der Mönche gedenkt er der Pfingsten 1457. Gewiß ists, daß er im Gefängnis gestorben. In dem Thurm, wo er gefangen lag, war auch ein Priester, Namens Burcard, ebenfalls ein Zürcher, schon ein alter Mann, in einem hölzernen Stock eingeschlossen; er war ehedem, wegen angedichteter Vergehungen, die man nicht weiß, aus der Eidgenoßschaft verbannt worden; in dem einheimischen Krieg aber kam er wieder nach Zürich, in der Meinung, diese Stadt sey schon ganz von der Eidgenoßschaft losgerissen; seine Feinde erklärten diese Zurückkunft als Uebertrettung des Bando; der Vicar Gundelfinger ließ ihn auf österreichischem Boden wegnehmen und nach Luzern bringen. Hämmerlin gedenkt seines Mitgefangenen in folgenden Versen:

Lamentatio duorum sacerdotum captivorum.

O tu, Thuregum, castrum laudabile regum,
Quod Carolus magnus dotavit carmine legum,
Sed nunc contra leges sacerdotes male premis
Sanctos Cristos ex ordine digno ministros
Tu capis & carceras, torques ligamine funis,

Tanquam latrones dirigis ut pecora campi,
Ad trucidandos tradis ut crimine falsos
Læsæ Majestis: Et si forent instituti
Cum summo pontifice, starent de crimine tuti
Aut Imperatore. Capientes plus quam timerent
Quam capti, quemadmodum de mero jure pollerent.
Ex his non dubites, quin sit præsago futuri
Mali terribilis, putant Theorici puri.
Hæc gesta peracto de tristis temporis anno
Bis septingentis quinquaginta quoque sexto
Hæc Doctor felix dictavit Solodorensis,
Olim præpositus, quemadmodum fuerat de busillis
Unus est istis: Et alter ordine Francis,
Et ambo filii pariter urbis thuricensis
Et nunc Francisci Lucerio claustro perenni
Diviso carcere, sed animo sæpe conjuncti.
Spem præstat Dominus, eja semper patienti
Reddet vindictam malitiæ vim facienti.

Mögen sie noch so mittelmässig seyn, diese Verse, immer werden wir an den Klagen Theil nehmen und es dem Gefangenen gönnen, wenn er mit Poesien und mit Prophezeyungen seine Qual zu taüschen im Stand ist. In einem andern Klaglied finden wir folgende Einfälle:

Sacerdotes Dei viri
Geweyht nach priesterlicher Art,
Sunt ligati loris diri,
Desglych da nie gesehen ward;
Unus Doctor decretorum,
Der ander ist ein Barfuß alt,

Ambo

Ambos genuit Thuregum;
Dieß ist ein wunderlich Gewalt;
Nullo jure sunt convicti
Und um keinerley Bosheit
Carceribus sunt condicti
Wider Gottes G'rechtigkeit.
— — — — —
— — — — —
Ex hoc actu quid dicemus,
Als wir nie gesehen hand,
Nisi malum judicemus,
Muß bald kommen in ihr Land,
Et sic venit prophetia,
Die hievon gesaget ist,
Ut super Clerum Tyrannia
Soll kommen von dem Enti Christ u. s. f.

In folgendem Todesgesang befinden sich rührende Stellen:

Dies iræ, dies illa solvet sæclum cum favilla
Teste David cum Sibilla.
Tantus tremor est futurus, quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus;
Tuba mira sparget sonum per Sepulcra regionum
Cogens omnes ante thronum.
Mens stupescit & natura, cum resurgit creatura,
Judicanti responsura;
Liber scriptus tunc docetur, in quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.
Judex ergo cum sedebit, quicquid latet, comparebit,
Nil inultum remanebit.

Quid sum miser tunc dicturus, quem patronum rogaturus,
Dum vix justus sit securus?
Rex tremendæ majestatis, qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis;
Recordare Jesum pie, qui sum causa tuæ viæ,
Ne me perdas illa die,
Quærens me fuisti lapsus, redemisti cruce passus,
Tantus labor non sit lassus;
Juste Judex ultionis, donum fac remissionis
Ante diem rationis;
Ingemisco tanquam reus, culpa rubet vultus meus,
Supplicanti parce Deus,
Qui Mariam absolvisti & latronem emendasti,
Mihi quoque spem dedisti;
Preces meæ non sunt dignæ, sed tu bonas fac, benigne,
Ne perenni cremer igne.
Inter oves locum præsta, & ab hædis me sequestra,
Statuens in parte dextra,
Ne conjugar maledictis, flammis acerbis & addictis,
Voca me cum benedictis,
Oro supplex à ruinis, cor contritum quasi cinis,
Gere curam mei finis.
Lacrimosa die illa, cum resurget ex favilla
Tanquam ignis ex Scintilla
Indicandus homo reus; huic ergo parce Deus,
Esto semper adjutor meus,
Quando cœli sunt movendi, dies assunt tunc tremendi,
Nullum tempus pœnitendi:
Sed salvatis læta dies, & damnatis nulla quies,
Sed Dæmonum effigies.
O tu Deus majestatis, alme candor trinitatis,
Nunc conjunge cum beatis,

Vitam meam fac felicem, propter tuam genitricem,
Jesse florem & radicem,
Præsta nobis tunc levamen, dulce nostrum fac certamen
Ut clamemus omnes amen!

Im J. 1456. hatte Malleolus in dem Gefängniß unter anderm das Registrum querele geschrieben. Die Aufschrift lautet also: „Register der Klagpuncten in dem „Prozeß des Magister Felix von Zürich, der sich jämmerlich in dem Gefängniß befindt, überreicht in dem „Palast des Himmelhofes von des Gefangnen Schutzengel. Grausam ist derjenige, der nicht seinen guten „Namen verthaidigt". Diese Schrift ist durchaus in Form eines Prozesses geschrieben; sie enthält mehrere Lebensumstände des Verfassers, von welchen die meisten schon oben angeführt worden. Auch hier machen Ungeduldt über den Verhaft und ohnmächtige Rachsucht gegen die Verfolger unsern Malleolus zum Propheten; mit vieler Gelehrsamkeit berechnet er so wol das Ende der Welt als die Erscheinung des Antichrists (*): „Die Welt, sagt er, ist so voll Bosheit, daß sie dem „Untergang nahe seyn muß. Obschon Christus seinen „Jüngern den Tag des letzten Gerichts nicht bestimmt „vorhersagen wollte, so darf es uns gleichwol keineswegs befremden, wenn er andern heiligen Menschen „Geheimnisse entdeckt, die er vor jenen verborgen hielt. „Paulus sagt: der eine hat die Gabe der Offenbarung und der Weissagung; andre haben andere Gaben. „Der h. Methodius setzt das Ende der Welt in das

(*) Dieses und obige Stücke findt man in den Hottingerschen Handschriften auf der Carolinischen Bibliotheck in Zürich.

„ siebente Jahrtausend nach der Erschafung. Eben so
„ behaupten Eusebius und Kolumbinus in ihren Chro-
„ nikons, daß Gott alle Dinge nach der Zal Sieben
„ angeordnet habe; sieben Tage der Woche, sieben Pla-
„ neten am Himmel, sieben Zeichen in der Apocalypse.
„ Oben angeführter Methodius nimmt an, daß von der
„ Erschafung bis auf die Geburt Christi fünftausend,
„ achthundert und neun Jahre verflossen seyn; Beda
„ zält nur viertausend, siebenhundert und vier und zwan-
„ zig Jahre; Orosius fünftausend und fünfhundert;
„ Eusebius fünftausend, hundert und neun und neun-
„ zig; die Aegyptier viertausend, zweyhundert, sechs
„ und fünfzig; die Assirier viertausend, siebenhundert,
„ acht und achzig; die Syrier fünftausend, dreyhun-
„ dert und zwanzig; die Juden dreytausend, sieben-
„ hundert, vierzig Jahre; die Astronomen zälen fünf-
„ tausend, fünfhundert, acht Jahre; damit stimmt die
„ Zeitrechnung der griechischen Dollmetscher überein;
„ auch verdienen letztre am meisten Glauben; wenn man
„ nun zu ihrer Zeitrechnung die christliche bis aufs Jahr
„ 1456 hinzusetzt, so bleiben nicht mehr als sechs und
„ dreyssig Jahre übrig und das siebente Jahrtausend wird
„ da seyn. Von alle dem glaube man, was man gut
„ findt; jedermann arbeitet, baut, sammelt Güter,
„ macht Entwürfe, gerade als wenn die Welt unauf-
„ hörlich also fortdauren würde. Indeß haben wir die
„ Weissagungen verschiedner heiliger Männer, und sie
„ alle verkündigen in genauster Uebereinstimmung mit
„ den h. Schriften, die nahe Ankunft des Antichrist.
„ Noch unlängst redten hievon auf der Kirchenversam-
„ lung zu Basel zween Bischöfe, der eine von Arrago-
„ nien, aus Spanien der andre; indem sie sich ver-

„ traulich über den äusserst gefährlichen Zustand der „ Kirche unterredeten, sagte der Arragonier, daß ihm „ ein Eremit geweissagt habe, er werde noch den Anti- „ christ sehn. In der Schriftstelle: Ihr seyd wie Rosse „ und Maulthiere, die keinen Verstand haben, sey die „ Jahrzal von desselben Ankunft enthalten. Der Spa- „ nier versetzte: er habe in einem westspanischen Klo- „ ster von einem andächtigen Mönchen mehr oder weni- „ ger das gleiche vernommen.“ — Hämmerlin fügt bey, der arragonische Bischof, der hernach Cardinal worden, Namens Arabazen, habe ihm dieses alles selber erzält. Merkwürdig ist es, daß Malleolus selber hinzusetzt, daß die damaligen Siege der Sarazenen über die Christen bey den Juden Hofnung zur Unterdrückung des Christentums und zur Wiederherstellung des israelitischen Gottesdienstes verursacht haben. Allemal schmeicheln sich die Bedrängten mit enthusiastischer Hofnung besserer Zeiten: sie sind geneigt, ihre Gegenparten für den Antichrist zu erklären.

So weit gehn die Nachrichten, die wir über Malleolus Leben haben auffinden können. Die Lobrede auf diesen Märtyrer, welche schon im fünfzehnten Jahrhundert Nicolaus von Weil in öfentlichem Druck bekannt gemacht hat, ist verloren gegangen. Zum Beschluß führen wir noch das Verzeichnis von Hämmerlins Schriften an, so wie es, von ihm selber geschrieben, auf einem alten Pergament steht: (*) „ Ich Felix Hämmerlin, „ Probst zu Solothurn und Cantor der Kirche zu Zü- „ rich, geringster bononischer Doctor und unwürdiger

(*) S. Heinr. Hottingers Biblioth. tigurina.

„ Nachfahr des Magisters, Conrad von Mure, eines
„ Zeitgenossen Graf Rudolfs von Habsburg, ungeach-
„ tet ich nicht wehrt bin, daß ich desselben Schuhrie-
„ men auflöse, welcher so viele Bücher geschrieben hat,
„ die ich fleissig durchgedacht habe, so find ich doch nach
„ ihm in unserm Collegium keinen Geistlichen, der das
„ geringste aufgesetzt hätte, als was ich, an meinem
„ wenigen Orte, ausgekocht habe, freylich nicht als
„ ausgesuchtes Metall, sondern in einem schlechten
„ Schmelzofen, Esaj. XLI. Seit gedachten Rudolfs
„ Zeiten nämmlich sind 179. Jahre verflossen, daß ich
„ als Doctor und Cantor zu Zürich einige Versuche ge-
„ wagt habe. Eines meiner vorzüglichsten Bücher ist
„ dasjenige, welches ich de Nobilitate dem österreichi-
„ schen Herzog Albert geweyht habe. 2. der Gerichts-
„ prozeß vor dem allmächtigen Gotte zwischen den Edel-
„ leuten und den Schweizerbauren; Friedrich III. zu-
„ geeignet. 3. Ein weitläufstiges Repertorium Juris.
„ 4. Eine Invective gegen die Bettelmönche, besonders
„ die Beghharden u. s. w. 5. Die gleiche Schrift im
„ Auszuge. 6. Gegen die Anachoreten und Waldbrüder.
„ 7. Glosse über eine von denselben erhaltene Bulle.
„ 8. Sendschreiben aus dem Himmel gegen die Veräch-
„ ter des Gottesdienstes. 9. Gegen die ungerechten
„ Richter. 10. Trostschrift für die Unterdrückten. 11. Ge-
„ gen Einführung neuer Aemter, Benefizien, Festtage.
„ 12. Ueber das Mönchswesen, nach Auffoderung des
„ Abts von Maulbrun. 13. Das Doctorat in der
„ Dummheit. 14. Ueber die Gyselverträge. 15. Ueber
„ die Beschwörungen. 16. Ueber die Wettersegnungen.
„ 17. Von den Königsmördern. 18. Von einem wun-
„ derbaren Kirchenraub zu Einsiedeln. 19. Von Füh-

„rung des Kelterbaums an Festtagen. 20. Von dem
„Jubeljahr und von den Indulgenzen desselben. 21.
„Kurzes Summarium hierüber. 22. Von der Simo-
„nie. 23. Von den natürlichen Bädern. 24. Von der
„Kirchenfreyheit, nach Auffoderung des Constanzer-
„Vikars. 25. Generalappellation gegen die Kardinäle,
„welche Benefizien auf teutschem Boden verlangen.
„26. Von der Unreinigkeit der Luft wegen unschickli-
„cher Bestattung der Leichen. 27. Von den Wieder-
„sprüchen der Leutpriester und der Bettelmönchen auf
„der Kanzel und im Beichtstul. 28. Curialschreiben
„wieder einen gewissen, übermüthigen Priester.“

Noch hat man von ihm, ausser den angeführten Schriften, mehrere andre, z. B. über das Ehwesen; ferner ein Passionale mannbarer, aber noch unverheyrateter Jungfrauen, die in der Welt leben; einen Aufsatz vom Landeigentum der Mönche; vom Geldzins; von der schuldigen Erbarmung gegen Gefangne und Verstorbne; ein Klagregister; Klagen zween eingekerketer Priester. Die kleinern Schriften unsers Malleolus sind im J. 1497. von Sebastian Brand zu Basel herausgegeben und dem Cöllnischen Churfürsten Hermann zugeeignet worden. — In der römischen Kirche wird Hämmerlin von den Einen, wie z. B. von dem spanischen Jesuiten Martin Delrio, (*) unter die Käzer, — von andern hingegen, als z. B. von dem Jesuiten Gaulterius, (**) unter die Kirchenscribenten gezälet.

(*) S. Disquisit. Mag. L. III. p. 2. q. 4. sect. 8.
(**) S. Tab. Chronol. Sæc. XV.

III.

Conrad Pellican.

Derselbe ward den 8. Jänner 1478. zu Rufach im Elsaß geboren. Im J. 1491. begab er sich auf die Schule nach Heidelberg. Im J. 1496. trât er in seinem Vaterland, wieder den Willen seiner Verwandten, in den Orden der Franziscaner. Seine Neigung zu den Studien war sehr gros; mit Eifer lernte er die damals beynahe vergessene, ebräische Sprache; hiezu ward er durch den Vorwurf eines Juden ermuntert, welcher behauptete, daß die heiligen Bücher in den Uebersetzungen der Christen verfälscht seyn. Zur Fortsetzung der Studien gieng er im J. 1496. auf die Schule nach Tübingen; daselbst genoß er Kapnio oder Reüchlins vertraulichen Umgang; auch gelangs ihm, eine in Italien gedruckte, ebräische Bibel zu kaufen; aus dieser schrieb er ein Wörterverzeichnis; zugleich erhielt er in Handschrift einige Hefte von einer ebräischen Sprachkunst; bloß durch diese Hilfsmittel allein bracht' ers so weit, daß er mit Reuchlin kan als Widerhersteller der ebräischen Litteratur angesehn werden. Fleissig laß auch Pellican die Schriften der Kirchenväter. — Im J. 1501. ward er zu Pforzheim zum Priester geweyht; seine erste Meß laß er zu Basel; daselbst ward er im J. 1502. in dem Kloster seines Ordens zum Lector der Theologie ernennt. Im J. 1504. erklärte ihn der Kardinal Raymund Gallus zum Licentiaten, mit Beyfü-

gen, daß er sogleich nach Erreichung seines dreissigsten Jahres den Doctortitel annehmen möge. Dieser Kardinal hätte ihn gern mit sich nach Rom genommen; die italiänische Luft schien ihm nicht zuträglich; von Locarno gieng er nach Basel zurück; daselbst setzte er die theologischen Vorlesungen bis zum J. 1508. fort. Bey dem baslerschen Bischof Christoph war er sehr wol gelidten; auf dessen Befehl schrieb er einen kurzen Begriff der christlichen Lehre; in demselben erklärte er die Lehre vom Ablaß, von der Beichte, vom Fegfeuer als verdächtig; ungeachtet des bischöflichen Beyfalls, ward das Werkgen von den Priestern verworfen. —

— Von Basel kam Pellican nach Rufach; in dasigem Kloster erklärte er seinen Ordensbrüdern die Margaritam philosophicam und andre Autoren. Im J. 1511. ward er zum Guardian des Klosters zu Pforzheim ernennet. Auf einer Durchreise nach Speyer nahm er zu Bruchsal seine Einkehr bey Wolfgang Capito; gegenseitig eröfneten sie einander ihre Bedenklichkeiten wegen der Lehre von der Brodverwandlung. —

— Im J. 1515. nahm Pelicanen der Ordensprovinzial mit sich auf die Visitation der Ordensklöster in Ober-Teutschland; dadurch gerieth er in Bekanntschaft mit vielen Gelehrten; auch vermehrte sich seine Känntniß ebräischer Schriften. Im J. 1516. hatte er einem Kapitel von 700. Ordensbrüdern zu Rouen in Frankreich, und im J. 1517. dem allgemeinen Ordens-Capitel zu Rom beygewohnt. Bey der Zurückkunft nahm er zu Rufach die Stelle eines Guardians an. Bey einem Commenthur zu Müllhausen billigte er Luthers Lehrsätze gegen das Fegfeuer; auch laß er den jungen

München zu Rufach des Erasmus Umschreibung des neuen Testamentes. Im J. 1519. ward er einer der vier Ordensdefinitoren und Guardian des Klosters zu Basel. Hier fand er viele Ordensleute, die sich aus Luthers Schriften erbauten. Hierinn bestärkte er sie, er beförderte Luthers Schriften zum Drucke und begleitete selbige mit Anmerkungen. Hierüber zog er sich vielfaltigen Verdruß zu. Im J. 1523. baten die Dohmherren und Professoren in Basel beym Ordensprovinzial um seine Entfernung. Dieser aber setzte sich die Obrigkeit in Basel entgegen. Von derselben ward ihm nebst Oecolampaden im J. 1524. der theologische Lehrstul aufgetragen. Um so viel grösser und verdienstvoller erschienen Pellicans Bemühungen um die ebräische Litteratur, je mehr noch bisher dieses Studium vernachlässigt worden. Zum Beweis der schändlichsten Unwissenheit in der h. Kritick mags uns erlaubt seyn, nur folgende Stelle aus Wilhelm Durandus Rationali div. Off. f. 58. anzuführen: Est Alleluja, heißt es, hebraicum nomen; vocabulum siquidem significam potius quam exprimens ineffabile gaudium ab hac vita peregrinum &c. cujus verbi expositio secundum Innocentium III. ex III. Psalmo habetur, cui cum Alleluja præmittatur in titulo, statim Psalmum exponendo titulum incipit: Laudate pueri Dominum. Unde secundum eum Halleluja interpretatur: Laudate pueri Dominum. Augustinus vero sic exponit: Al i. e. salvum, Le i. e. me, Lu, i. e. fac, Ja, i. e. Domine. Hieronymus sic: Alle i. e. Cantate, Lu, i. e. Laudem, Ja i. e. ad Dominum. Gregorius sic: Alle, i. e. Pater, Lu, i. e. Filius, Ja, i. e. spiritus sanctus. Vel Alle, Lux, Lu, Vita, Ja, Salus. Magister Petrus Anthisiodorensis sic:

Al, i. e. Altissimus, Le, i. e. levatus in Cruce, Lu, i. e. lugebant Apostoli, Ja, i. e. jam resurrexit. Petrus Manducator dicit super Apocal. & Augustin. in Glossa Psalterii, quod Alla est Verbum imperativi Modi & sonat Allelu, i. e. Laudate, Ja, i. e. universalem, vel jah, i. e. invisibilem sc. Deum. — Als im J. 1523. Luther die fünf Bücher Moses in teutscher Sprache herausgab, schrieb hierüber Pellican an Thomas Blaurer: er habe diese Uebersetzung mit dem ebräischen Grundtexte verglichen, & vehementissime placet, ut minor post hac necessitas sit, investigandi hebraïcam veritatem, nisi tantum Præceptoribus. So weit war er also von dem Hochmut der Pedanten entfernt, daß, ungeachtet seiner Vorliebe für das morgenländische Sprachstudium, er gleichwol dasselbe nicht weiter, als nur für die eigentlichen Sprachlehrer für notwendig erklärte, so bald nämlich richtige Uebersetzungen erschienen seyn würden. Ihm wurden indeß seine Bemühungen für die Ausbreitung der lutherschen Schriften zum Verbrechen ausgedeutet; mit der Herausgabe derselben durft' er sich nicht weiter beladen; als etliche darauf drangen, daß den Barfüssern das Lesen solcher Schriften gänzlich möchte untersagt werden, so brachten es gleichwol Pellican und P. Minister Provincialis dahin, daß solche Lectür einzig den schwächern Brüdern verboten, den gelertern aber erlaubt wurde. — Die vornemsten Bürger zu Basel begehrten von den Mönchen, sie sollten die vielen Singstunden und Messen in Predigten und Auslegungen des neuen Testamentes verwandlen. Pellican unterstützte dieses Begehren der Bürger; die Mönchen aber schrien: das Predigen an den Werktagen rieche nach der lutherschen Secte; von solchen trägen Mönchen zogen die

Bürger ihre Hand ab und liessen sie darben. Pellican behielt die Nutzniessung von seinem Professorat; um sein eigen Geld ward er aus Adam Petri Küche bewirthet. Dieß that er, weil er von dem Keller- und Küchenmeister, seinen ärgsten Feinden im Kloster, eine Vergiftung besorgte.

Im J. 1525. wurde zu Basel öfentlich die Reformation eingeführt. Nach Abschaffung der Klöster kam Pellican im J. 1526. als Lehrer der ebräischen Sprache nach Zürich. Jahrs drauf erhielt er zugleich das theologische Lehramt. Nunmehr warf er das Ordenskleid von sich. Ungeachtet seiner Neigung zum ehlosen Leben, ließ er sich izo von seinen Freunden zu einer Heyrat mit Anna Frieß, der Schwester des Ludimoderator Johann Friessen, bereden. In dieser Ehe hatte er einen Sohn, Namens Samuel, gezeugt, der ihm nebst dessen Kindern zum Trost im Alter gedient hat.

Im J. 1528. hatte unser Pellican dem Religionsgespräch in Bern beygewohnt. Seither schlug er manchen auswärtigen Beruf aus; im J. 1540. erhielt er das Bürgerrecht und ein Canonicat beym grossen Münster in Zürich; auch ward ihm die Aufsicht über die Stiftsbibliotheck anvertraut. Den 6. April 1556. ist er in einem glücklichen und ruhmvollen Alter gestorben.

Ausser den Kommentarien über die h. Bücher so wol in teutscher als lateinischer Sprache, hat er ebräische Sprachlehren und Wörterbücher, auch verschiedene andere Schriften verfertigt. Conradus Pellicanus, schreibt Thuanus, diu hebraïcas litteras Tiguri magna cum laude professus, qui innumera fere Rabbinorum commen-

taria, non solum in S. Scripturam, sed etiam de arcanis judaïcæ doctrinæ ritibus Scripta ex Hebraïcis Latina fecit. Viele dieser Werke werden in Handschrift auf den öfentlichen Bibliotheken in Zürich verwahret. Hier das Verzeichnis:

I. Band. Ueber den Esajas, Ezechiel und Daniel, Teutsch. in 4to 1553.

II. Band. Chaldäische Umschreibung des Jarhi, Kimchi u. a. der meisten Bücher des A. Test. in 4to 1554. lat.

III. Band. A. De candelabro typico. b. Veltuykius de disciplinis judaïcis & itinere deserti. c. Consensus Judæorum cum Christianis. 4to.

IV. Band. Translationes. a. Pirke R. Eliezer. b. Liber Benedictionum. c. Liber generationum Noæ. d. Gemara super Berachot. e. Gemara super Sanhedrin. f. Schabbatorum. g. Erubhin. h. Joma. i. Sotha. k. Zeruoth. l. Maccoth. in 4to.

V. 1. Argumenta Capitum R. Mosis Maimonidis More Nevochin. 1548. 2. Massecheth Sanhedrin. 3. de Jejuniis. 4. Volumen Esther. 5. Chagiga, Maskin. 6. Schabbas. 7. Bereschit Rabba. 8. Balac 9. Prologus Thalmudicus Rambam cum annotationibus. 10. Ex Gemara Sanhedrin. 11. R. Schimeon. 12. Filii Japhet. 13. Perusch Thorah R. Jacob. 14. Schekalim. 15. Tredecim articuli fidei Rambam. 16. Schabbat. R. Josua Filius R. Joseph. 17. Mischne Schabbath. 18. R. Samuel Introduct. in Thalmud. 19. Prologus in Massoreth. 20. Masseceth. Sanhedrin. 21. Malcuth. 22. Ab-

hoth. 23. Tentata in Genesim R. Jacob Baal Hutrim Fil. R. Aser Cabal. Jud. 24. Specimen eruditionis judaïcæ.

VI. Band. Michlol Kimchi eodem interprete. 4to 1547.

VII. a. Vom langen und kurzen Leben Aristotelis. b. Vom natürlichen Lehrnen Aristotelis. c. Paraphrasis in das Buch Aristotelis vom Himmel und der Welt 1542. d. Rhetoric. Aristol. 1541. e. Tusculanarum Quæstionum das dritte Buch. 4to.

VIII. Aristotelis Ethica, Politica, Oeconomica, Teusch. 4to.

IX De generali concilio judicium. 4to.

X. Psalterium latinum.

XI. Codex Bibliorum Hebræus, ejus manu.

XII. R. Bechaï. 4to 1552.

XIII. R. Abraham Hispani Fasciculus Myrrhæ, f. Comment. in Pentateuch. fol.

XIV. R. Aben-Esra in Esajam, Latine. fol.

XV. R. Sal. Gallus in Jeremiam. fol.

XVI. R. David Kimchi in Ezechiel. lat. 1555.

XVII. R. Saad Gaon in Daniel — — — —

XVIII. R. Levi Ben Gerson Doctrinæ morales in Danielem.

XIX. R. Abraham filius David Liber traditionis seu Cabalæ.

XX. Liber Sententiarum judaïcarum S. Capitula R. Eliezer.

IV.

Leo Judä.

Der Grosvater dieses geistlichen Helden war ein geschickter Wundarzt zu Rapperschwyr im Elsaß. Der Vater hieß Johann. Dieser lebte als Priester in seinem Vaterlande zu Geemer, nach damaligem, priesterlichen Gebrauche, mit einer Concubine, Elsa Hochsängerin von Solothurn aus vornehmen Geschlechte. Als Gewissensehe konnte man diese Verbindung betrachten, da sie ausschliessend und ununterbrochen gewesen. Aus dieser Verbindung ward Leo Judä im J. 1482. erzeuget. Nachdem er zu Schlettstatt unter Kratos Anleitung den ersten Grund zu den Wissenschaften gelegt hatte, kam er hernach im J. 1505. nach Basel. Daselbst studierte er mit Zwingli unter dem berühmten Wittenbach (*). Im J. 1512. hatte er die Magisterwürde erhalten und ward hierauf Pfärrer zu St. Hippolytus im Elsaß. Von da kehrt er wieder nach Basel, als Diacon zu St. Theodor, um desto mehr in dem Umgang dasiger Gelehrten seine Känntnissen zu erweitern. Er verließ Basel, und gieng zu seinem Jugendgefehrten, Zwingli, in das schweizersche Kloster Einsiedeln. Daselbst vermehrte er seine Sprachwissenschaft, fleissig las

(*) S. Pantaleons Heldenbuch, Th. III. Ulrichs Miscell. Tig. Th. I. Ausgabe I.

er die Kirchenväter und machte sich bekannt mit den neuen Schriften des Luthers, des Reüchlins und Erasmus.

Leonis Mutter lebte als Wittwe im Elsaß; sie starb im J. 1520. Seine Schwester Clara war an Jacob Schmiden zu Berken verheyratet; ihren Sohn, Joh. Fabritius, hatte Leo dem Bucerus in Straßburg empfohlen. Als aber dieser letztre, wegen der Lehre von den Sacramenten, mit Leo uneinig geworden, berief dieser seinen Neffen nach Zürich und erzog ihn mit väterlicher Sorgfalt.

Als Zwingli im J. 1519. nach Zürich gekommen war, konnte er nicht ruhn, bis er seinen Leo ebenfalls daselbst sah. Im J. 1522. kam dieser auf Zwinglis Antrieb nach Zürich, predigte bey St. Peter und gefiel der ganzen Gemeinde so wol, daß sie ihn zum Prediger wälte. Der Kampf zwischen Licht und Finsterniß erzeugte in diesem Zeitalter die selzamsten Erscheinungen. Die Ungebundenheit des Ausdruckes, die Hintansetzung des aüsserlichen Anstands drang so gar bis ins Heiligtum und auf die Kanzel. Merkwirdig ist in dieser Absicht Zwinglis Nachricht an Oecolampaden von der Art und Weise, wie unser rasche Leo Judä den Leser bey den Augustinern in der Predigt zu unterbrechen gewagt hat (*): Als dieser, wie gewöhnlich, allerley Fabeln auf der Kanzel vorbrachte, unterbrach ihn Leo ganz vertraulich und

(*) Epist. Zwinglii & Oecolampadii. f. 193. b. wie auch Füßlis Beyträge, Th. IV. f. 44.

und redte ihn öfentlich so an: „Horch ein wenig, „ehrwürdiger Vater Prior“. Und, indem er sich an die Zuhörer wendete: „Und Ihr, liebe Bürger, be„sorget ja keine Verwirrung; alles werd' ich im Gei„ste des Christentummes behandeln“. Beynahe wär das blutigste Trauerspiel entstanden. Endlich ward alles mit comischen Umständen begleitet. Wenn die Einen den Leo wegen seiner Kühnheit angreiffen wollten, so waren andre, die ihn in Schutz nahmen. Der Senat sah sich zur Festsetzung eines theologischen Gespräches genötigt; in diesem siegten die Gegner des päpstlichen Stules. Nicht ungewohnt war in damaligen Zeiten solche laute und öfentliche Einwendung gegen den Prediger. In den Zürcherschen Rathsmanualen findt sich vom J. 1523. Donnerstags vor Simon Judä folgende Erkanntniß: „Ludwig Hetzer soll deswegen, daß er „Conraden von Maschwanden beym öfentlichen Pre„digtvortrag unterbrochen und beschämt hat, von aller „Schuld und Straf losgesagt seyn. Conraden von „Maschwanden hingegen soll man erinnern, daß er in „Zukunft nach oberkeitlichen Mandaten das Evange„lium predige und sich der heilsamen Lehre nicht wie„dersetze“.

In diesem Zeitraum fiengen etliche Priester an, sich zu verheuraten; der erste unter denselben hieß Wilhelm Reübli, der andere Hans Schmid, nachher Leutpriester und endlich Chorherr. Auf diese folgte Leo Judä, der sich mit Catharina Gmünder, eines Webers Tochter von St. Gallen im Jahr 1523. öfentlich verehlichte.

Nachdem nun Leo und Zwingli ungefehr fünf Jahre

lang gegen die Irrtümmer des Papstums gepredigt und in zwo öfentlichen Disputationen den Sieg davon getragen hatten, wurden izo im J. 1524. die Prozessionen abgeschaft und die Gebeine der Heiligen vergraben; indeß ward immer noch Messe gelesen; immer noch glänzten in der Kirche Gemälde und Bilder. Nach und nach wurden, durch Mehrheit der Stimmen, zu Stadt und Land auch die übrigen Mißbraüche abgeschaft. Gleichwie aber überhaupt der Pöbel ächte Freyheit sehr oft mit zügelloser Frechheit vermischt, so fieng er auch hier an, zugleich mit dem Joche des Papstums den Zepter der kirchlichen und bürgerlichen Gesetze selbst zu zerbrechen. Je mehr man hie und da einen Leo und Zwingli jene wiedertaüferschen Unruhen zur Last legen wollte, desto mehr sahn sie sich, wieder Willen, zu strengern Maaßregeln genötigt. Daß solche Maaßregeln nothgezwungen und hingegen die innere Denkart unsers Leo ungemein vertragsam gewesen, hievon zeugt folgendes Schreiben, das er an Heinrich Bullinger abgesendt hat (*):

„Dir, theuerster Bruder, überschick ich Buzers und „Capitons Briefe, die ich in der Verlegenheit meines „Gemütes rathsgefragt hatte. Sehr freundschaftlich „sind ihre Antworten, und nicht genug kann ich be„schreiben, wie sehr mich selbige beruhiget haben. Gros„sentheils sind mir nunmehr wegen der Lehre von der „Kirche und von der Kindertaufe alle Bedenklichkeiten „benohmen. Noch kämpfe ich mit einer grössern und „vielleicht gefärlichern, worüber vormals Schwenkfeld

(*) Man sehe Museum Helvet. Partic. XV, No. IV.

„ an mich geschrieben hatte; zum Theil entkräftete ich
„ seine Einwendungen, zum Theil stellte ich ihm die
„ nachtheiligen Folgen seines Systems vor; damals
„ schienen mir meine Gründe kräftiger als izo. Dieser
„ Schwenckfeld scheint einen reinen und brennenden Ei-
„ fer für Gottes Ehre zu haben. Dir übersend' ich
„ seine Schriften, mit dringender Bitte, daß du, mein
„ theuerster Bruder, dich nicht weigerst, dieselben zu
„ lesen. Ich wenigstens glaube, daß keine Schrift zu
„ verachten sey, die nicht ofenbar Christum bestreitet.
„ Wenigstens mir zu gefallen wirst du lesen, was du
„ sonst nicht lesen würdest, um mir meine Scrupel zu
„ benehmen. Habe Nachsicht für meine Schwachheit
„ und beute mir deine stärkern Hände; denn ich schwe-
„ be zwischen Zweifeln; gegen mein Gewissen kann
„ ich nichts thun. Es ist die Rede von der Kanzelfrey-
„ heit, und ob es dem Magistrat erlaubt sey, diejeni-
„ gen zu hindern oder zu strafen, welche von der Lehre
„ der obrigkeitlich gesetzten Theologen abweichen? —
„ Nach meiner Meinung, sollte Schwenckfelden kein
„ Leyd wiederfahren u. s. w. "

Durch solche Gelindigkeit indessen suchten die Wider-sacher der Zwinglianer den Lehrbegriff der Reformirten verdächtig zu machen (*). In einem Schreiben an Herzog Heinrich von Sachsen wirft Melanchton densel-ben gefärliche Irrtümmer vor; von den Papisten wur-den beyde, so wol Luther als Zwingli, als Veranlaser

(*) S. Opp. Luth. Jenens. T. IV. wie auch Bucers Nach-richt von dem Gespräch zu Marpurg in Simlers Samlun-gen, II. B. II. Th. IV. Abschn.

so vieler Secten erkläret (*). Sehr oft standen Zwingli und Leo in Gefar des Lebens; des Nachts wurden nicht selten ihre Fenster mit Steinen bestürmet. Gleichwie die Abschafung der Hierarchie die Prälaten, so empörte das Verbot des Reislaufens und die Untersagung fürstlicher Jahrgehalte die Kriegesbediente und diese und jene unter den Gliedern des Rathes. Zürich allein weigerte sich, mit Frankreich in Bündtniß zu tretten; die übrigen Eidgenossen schrieben die Ursache hievon Zwingli und Leo zu; man hieß sie Ketzer, falsche Propheten, Vorlaüser des Antichrists, Aufrührer, Betrüger. Für und wieder erschienen von allen Seiten schmachsüchtige Libelle. Eines dieser schändlichen Lieder fieng so an:

Der Zwingli und der Leüw,
Die hand ein gmeine Buhlschaft,
Die isset Haber und Heüw.

Aus diesen gegenseitigen Schmähreden entstand der einheimische Kappeller-Krieg, die Reformatoren wurden durch den Wiederstand mehr erhitzt als mutlos gemacht. Die evangelische Lehre breitete sich je länger, je mehr aus. In Zürich wurden alljährlich zwo Synoden gehalten; in denselben wurden alle Prediger zu Stadt und Land, der Lehre und des Lebens halben, beurteilt. Äusserst war hierüber der Bischof von Kostnitz erbittert, indem er sich, obschon fruchtlos, eine ausschliessende, geistliche Gerichtsbarkeit in diesen Gegenden anmassen

---

(*) Hist. des Anabaptistes, P. III. Paris 1615. Arnolds Ketzerhistorie, Th. II. B. XVI. C. 21.

wollte. Die Vorsteher der Zürcherschen Synoden waren Ulrich Zwingli und Leo Judä. Man muß es gestehn, daß in den ersten Jahren nach der Glaubensverbesserung diese Synoden sehr oft sich eine Gewalt anmaßten, die seither mit Recht ausschliessend in die Hände der weltlichen Regierung gelegt worden; jene geistlichen Versamlungen urteilten nicht bloß über die Lehre, sondern auch über das Betragen der Pfarrer; nicht bloß schränkte sich ihr Anspruch auf Berathschlagungen ein; zugleich verbanden sie damit die vollstreckende Macht; nicht selten geschah es, daß in diesem Synedrium ein angeklagter Pfarrer entweder entsetzt oder sogleich ins Gefängniß geworfen wurde. Immer nämmlich waren die eigentlichen Gränzen zwischen Würde des Lehramts und Macht der Regierung wenig bestimmet. In dem gleichen Zeitraum ward dem bischöflichen Stule das Matrimonialforum entrissen. Hievon heißt es in Bernard Weisen kurzer Beschreibung der Glaubensänderung in dem Schweizerland (*). „Im J. 1525. hat man „das erste Chorgericht zu Zürich besessen in der Leüt„priesterey zum Frauenmünster; darinnen waren sie„ben Männer, drey Geistliche und vier Weltliche;“ unter jenen befand sich auch Leo Judä. Der Geschichtschreiber setzt hinzu: „deren jeder ist zwey Monat „Richter, und also für und für, und wird also gros„ser Kost erspart meiner Herren von Zürich Städten „und Landschaften u. s. w.“

Auch durch Schriften suchte Leo das Volk aufzu-

(*) Füßlins Beyträge zur Reformationsgesch. des Schweizerlands, Th. IV. S. 66.

klären. Die Gelehrsamkeit blieb nun nicht länger in die Leichenhülle todter Sprachen, wie vormals die Weisheit der Hierophanten in dem Heiligtum der Hierophanten vergraben. So vertraulich die Leo Judä, die Zwingli, die Pellicane mit den römischen und griechischen Musen gewesen, so hielten sie's gleichwol nicht für Entweyhung, die Weisheit in der Muttersprache reden zu lassen. In einem alten Volumen von neunzehn verschiedenen Werkgen, welche alle vom J. 1521. bis zum J. 1524. gedruckt sind, findt man ein Stück mit der Aufschrift: Der gestryft Schwytzerbauwer. Aus demselben sieht man, wie sehr den Mönchen, welche die Gelehrsamkeit als Monopole der Klöster betrachteten, die Einführung der teutschen Sprache in Büchern und Predigten zuwieder gewesen. „Es hat sich begeben, heißts unter anderm, „das vff ein Zyt ein „Mönch hat geprediget in einer Stadt ein ganz Fasten „vnd hat in allen sinen Predigten vnd Leer sich erzöigt „ein Hasser und Beneider aller der, die tütsche Bücher „läsen vnd hats gar on als Mittel für ein grosse Sün„de vnd Irrsal vnd gar verworfen gehalten, als ob „es Käzerey sy". Diese Ketzerei ward für so gefärlich gehalten, daß Oecolampad sich genötigt fand, in einem weitläuftigen Schreiben an Casp. Hedio diese Neuerung, nämmlich den teutschen Vortrag auf der Kanzel zu rechtfertigen. Kein geringes Verdienst um die Kirche war es, daß Leo das ganze neue Testament des Erasmus verteutschte. Von einem sehr edeln Character zeugt es, daß er bloß darum bey der Uebersetzung seinen Namen verschwieg, weil es ihm keineswegs um eignen Ruhm, sondern um die allgemeine Erbauung zu thun war. Erasmus ward damals von den Papisten

gerne gelesen; ihr Haß gegen Leo hingegen wär für die Ausbreitung seiner Uebersetzung nachteilig geworden, wenn man sogleich ihn als Verfasser entdeckt haben würde.

Aus gleicher Absicht gab Leo im J. 1526. unter dem verdeckten Namen Ludwig Leopolds eine teutsche Schrift über das Nachtmal heraus; in derselben wollte er zeigen, wie wenig Zwingli in Absicht auf diese Lehre von der Meinung eines Erasmus und Luthers abgehe. Ueber diese Schrift beklagte sich Erasmus bitterlich in einem Schreiben an die eidgenössischen Gesandten zu Baden. In seiner Rechtfertigung zeigte Leo, daß weder Menschenfurcht noch Arglist, sondern vielmehr Bescheidenheit und Klugheit ihn zur Verbergung seines Namens verleitet haben. Den Dolch, womit Erasmus gegen ihn losgezogen war, kehrt' er nunmehr gegen diesen selber; er führte einen gewissen, anstössigen Dialog an, unter der Aufschrift Julius, welchen Erasmus ebenfalls ohne seinen Namen herausgegeben hatte; er bewieß, daß in seiner Schrift keine einzige Stelle vorkomme, die nicht hie und da buchstäblich auch in den Schriften des Erasmus angetroffen werde; endlich gesteht er, daß er bey seiner Schrift die Absicht gehabt habe, zwischen Zwingli, Erasmus und Luther nähere Verbindung zu stiften.

Unter andern Schriften des Leo befinden sich die Zwinglianischen Collectanea, z. B. über die beyden ersten Bücher des Moses, welche Leo mit Hilfe des D. Meganders herausgab. Ferner die Epistel Jacobs, die Episteln des Paulus an die Römer, Corinther, Philipper, Galater, Colosser, Thessalonicher, wie auch An-

merkungen über die IV. Evangelisten. Zwinglins Enchiridion Psalmorum begleitete er mit einer sehr rührenden Einleitung; das alte Buch über die Nachfolge Christi zog er aus dem Staub hervor und gabs mit Zusätzen und Verbesserungen heraus. Von Leo ist auch die Erbauungsschrift: das Lyden Christi mit einer kurzen Gloß, vß den h. vier Evangelisten zusamengezogen. Ferner hatt' er des Ludovicus Vives Buch de Officio Mariti übersetzt, ungeachtet die Uebersetzung niemals im Drucke erschienen. Von ihm sind gleichfalls die Epistolæ de divortio beym Goldast T. III. und verschiedene andere Schriften, deren Geßner und Hottinger erwähnen.

Auch haben wir ihm den kleinern und grössern, Zürcherschen Catechismus zu danken, welche in neuern Zeiten vielmal, nicht mit bestem Erfolge, diese und jene kleine Abänderungen erlidten. Diese Catechismen erschienen in teutscher und in lateinischer Sprache. Sogleich wurden sie durchgängig in den Kirchen und Schulen eingeführt. Auch wurden die öfentlichen Catechisationen oder Kinderpredigten angeordnet. „Das was „damalen ein neüw vnd selzam Ding, darum menck„lych Wyb vnd Mann, Jung vnd Alt, in dieselbig „Predig loff vnd wollt einjeder hören entweders syne „oder andere Kinder, wie sie Antwort gebind; in die „Predigen kamend vyl 100 Menschen; die Kilchen „waren gesteckt voler Leüten, daß sie nit all drein möch„tend“. So weit Leonis Sohn in der Lebensbeschreibung des Vaters.

Auch hatte Leo die ganze Bibel in die teutsche Sprach

übersetzt (*). Seine letzte Arbeit, vor deren Vollendung ihn der Tod überraschte, war die Uebersetzung der Bibel aus dem Hebräischen in das Lateinische (**). Hiezu bediente er sich der Handleitung eines getauften Juden, Michael Adams. Diese Uebersetzung wurde von Bibliander fortgesetzt und endlich von Conrad Pellican und Peter Collin vollendet. Nachdem sie im J. 1541. zu Zürich ans Licht trat, bemächtigte sich ihrer sogleich Robert Etienne im J. 1543. Er gab sie mit der Vulgata und mit den Scholien des Vatablus heraus, ohne im Geringsten der Zürcherscher Verfasser Erwähnung zu thun.

Wie sehr die Vollendung dieses Bibelwerkes unserm Leo am Herzen gelegen gewesen, hievon giebt Bullinger folgende Nachricht: „Leo berufte vier Tage vor „seinem Hinscheid uns, die sämtlichen Lehrer und Prediger zu Zürich vor sein Sterbebeth. Nach einer allgemeinen, rührenden Anrede wendete er sich zu Bibliander und beschwor ihn bey Jesu Christo, dem wir dienen, und bey der brüderlichen Liebe, durch welche wir alle in einen Leib verbunden sind, daß er in der Bibelübersetzung dasjenige vollende, was er selber nicht habe ausführen können, nämmlich die acht letzten Capitel Ezechiels, den ganzen Daniel und Hiob,

(*) S. de Long Bibliotheca sacra, seu syllab. omnium ferme S. S. Editionum ac Versionum.

(**) S. Bullingers Vorrede der lat. Bibel. Reimannus gelehrte Historie, Th. III. S. 96. Adami Vitæ Theolog. S. 44. Pfeiffers Critic. sacr. Sect. I. pag. 311. Kortholt de variis S. script. Edit. p. 262. Polus Synops. Crit. T. I. Introd. Ferdinand. de Escalante in Clypeo Concionat. Lib. VI.

„ die acht und vierzig letzten Psalmen, den Prediger „ und das hohe Lied Salomons. Diese Bücher und „ Schriften, fügt' er hinzu, fand ich allzuschweer so „ wol wegen der Worte als wegen der Sachen; dar„ um wurden sie von mir bis zum Ende verspäret. „ Zwar weiß ich wol, mein geliebtester Theodor, daß „ du die ganze Bibel von Anfang weit glücklicher, ge„ schickter, einfältiger und besser hättest übersetzen kön„ nen als ich. Bisher aber konnten wir dich hiezu „ nicht überreden; nunmehr aber laß wenigstens die „ Stimme deines sterbenden Bruders bey dir Eingang „ finden. Diese Bitte ward nun von den sämmtlichen „ Anwesenden unterstützt, so daß Bibliander sich über„ winden ließ, und dem sterbenden Leo die Erfüllung „ seines Wunsches heilig gelobte; gleichwol befand er „ sich damals selber ebenfalls kränklich, und beklagte „ sich, wir legen ihm einen Last auf, für welchen stär„ kere Schultern erfordert würden. Zugleich versprach „ Pellican, nach seiner liebreichen Gemütsart, dem ster„ benden Leo von selber alle nur möglichen Dienste“. Mit besonderm Ruhm erwähnt Thuanus (*) die Bemühungen dieser Zürcherschen Gottesgelehrten, indem er hinzusetzt, daß ihr Bibelwerk so wol von Robert Stephanus genutzt als auch lange hernach von Wilhelm Rouillius wieder durchgesehn und unter Vorsorge der spanischen Theologen von neuem aufgelegt worden. „ Bey dieser Nachricht, schreibt Thuanus, hab ich die „ Absicht, den eigentlichen Ursprung dieser in Frankreich

(*) S. Thuani Hist. sui temporis, T. II. Lib. XXXVI. ad ann. 1564.

» und in Spanien herausgekommenen Uebersetzung be-
» kannter zu machen; zugleich führ ich sie als den
» vortreflichsten Beweis an, wie ungemein vieles auch
» unter uns die Bemühungen und Schriften der Wi-
» derparthey zur Verherrlichung Gottes beytragen kön-
» nen, wofern wir nämmlich, mit Hintansetzung alles
» Parteygeistes, uns der Billigkeit und der Bruderliebe
» befleissen ". Eben so günstig spricht ein andrer Schrift-
steller, Ferdinand de Escalante in seinem Clypeo Con-
cionatorum, einem Werk, welches zu Venedig mit ho-
her Bewilligung gedruckt und dem spanischen König
Philipp III. zugeeignet worden. Daselbst schreibt dieser
Verfasser in dem letzten Hauptstück des sechsten Buchs:
» Die Zürchersche Bibelübersetzung, die ich so sehnlich
» zu sehn gewünscht habe, fand ich endlich bey dem
» Giennensischen Bischof, D. Sanctius von Avila und
» Toleto, dieses herrliche Werk ward aus frommem
» Eifer von Leo, einem Zürcherschen Lehrer, unter-
» nommen. Bey der Uebersetzung hatte er sich des be-
» sten, hebräischen Exemplars bedient; dasselbe verglich
» er mit den vornehmsten griechischen und lateinischen
» Uebersetzungen, wie auch mit den bewährtesten Aus-
» legungen. Nach seiner seligen Auflösung, ward das
» Werk von Bibliander und Pellican mit aller Treu
» und Sorgfalt vollendet. Die h. Bücher erscheinen
» in derjenigen Ordnung, in welche sie von Cyprian
» sind gestellt worden. Von Rudolf Gualther wurden
» die besondern Abschnitte mit brauchbaren Summa-
» rien, [illegible] zwar in Versen begleitet. Durchgängig
» erscheinen wichtige Anmerkungen von Leo und Bi-
» bliander, auch Randglossen über die verschiednen Les-
» arten und Auslegungen. Die Uebersetzung des N. Te-

„ staments ist eigentlich von Erasmus, jedoch nicht
„ ohne genaue Vergleichung des Grundtextes, der äl-
„ testen Handschriften, Erklärungen und Uebersetzun-
„ gen“.

Je mehr die Gelerten dieses Zeitalters die Gelehrsamkeit um ihrer selbst, nicht zufälliger Mitgift wegen liebten, je weniger ihnen unsre heutigen Zerstreuungen, Zeitvertreibe, Klubbs und Zirkel, Zeitungsblätter und Pampflets Zeit und Nachdenken raubten, desto mehr waren sie an herculische, ununterbrochne Arbeit in ihrem Museum gewöhnet. Wie sehr würde man sich nicht indessen betrügen, wenn man diese Gelerte für Pedanten, ohne Brauchbarkeit für das bürgerliche Leben, ansehen wollte? Indem wir sie in ihren Schriften, indem wir sie auf Catheder und Kanzel bewundern, so wird unsre Bewunderung nicht geringer seyn, wenn wir sie auf der Weltbühne nicht weniger wie Reformatoren der Gerichtshöfe als wie Reformatoren der Religion und Widerhersteller der Gelehrsamkeit, — wenn wir sie als Geheimräthe der Regirung, als Negoziatoren des Staates, als Rathgeber und Vermittler fremder Fürsten erblicken. (*) Und du, junger Zelote, und du, pralender Kriegsheld, wenn Ihr dem Gelerten als müssigem Speculirer Hohn sprecht, so erinnert Euch, daß Gualter und Leo Judä Kirche und Rathssaal mit dem Donnerkeil der Beredsamkeit erschütterten, daß Antistes Zwingli, Commendor Schmid, Abt Joner mit dem Schwerdt eben so mutvoll als mit der Feder gefochten

(*) S. Hottingers Schola Tigurina, oratio secunda, S. 54. folg.

und im Schlachtfeld für Warheit und Vaterland starben! Und Ihr, Verächter der Religion und der Kirche, errötet, wenn um Euch her in den Nationalsitten, in der Polizey und Regirung ihr allbelebender Einfluß hervorstralt!

Nachdem Zwingli mit dem Heer ins Lager nach Kappel verreißt war, so lag in Zürich die ganze Kirchenbürde auf Leo. Zwingli fiel im Treffen und die Züricher lidten grossen Verlust. Alles Unglück ward den Pfaffen oder Predicanten zugeschrieben. Hauptmann Hanns Escher, mit dem Beynamen Kloß Escher, draüte, so bald er ausm Lager zurückkomme, woll er Pfaff Leuwen (Leo) durchbohren. Als er durch die Thore von Zürich einritt, fiel Heinj Foster, der Stadtbediente, seinem Pferd an den Zaum, und foderte im Namen des Bürgermeisters Friede gegen Magister Leo: Hauptmann Escher weigerte sich lange, stieß grobe Reden aus, bey vermehrtem Zulauf der Bürger aber sah er sich genötigt, Frieden anzugeloben.

Izt lag alle Sorge für die Erhaltung der evangelischen Lehre auf Leo. Mit seinen Amtsgenossen befand er sich in täglicher Lebensgefahr; man wußte nicht, was für ein Ende der angefangene Kappelerkrieg nehmen werde; weder den Priestern noch den Pensionern, weder den Bürgern noch den Landleuten durfte man trauen; auch vor dem Ueberfall der catholischen Eydgenossen war man nicht sicher. „Die bößwilligen Papisten und Pensioner seitend: Izt ists darzu kommen, „daß ein Bidermann auch reden darf; Pfaff hie, „Pfaff dort; die papistischen Pfaffen hand uns bschissen; die aber bescichend uns; das alls hand wir

„ von dem neuwen Glauben; Wunden hie, Wunden „ dort u. s. w.“ So'weit Joh. Jud, Leonis Biograf. — Des Nachts kamen etliche ehrbare Frauen in Hussäcken und Schuben (*) zu St. Peter in Leonis Hause, und baten ihn, daß er sich in weiblicher Kleidung wegflüchten möchte; sie seyn von ihren Männern zu ihm gesendt worden; ohne diese Verkappung sey alle Rettung verloren. Leo wieß sie von sich, legte, anstatt des Weiberschmuckes, seinen Panzer um sich, gieng zu seinem Freund, dem Becker Jacob Sprüngli; bey diesem blieb er verborgen, bis das Gewitter stiller geworden.

Nach Zwinglis Tode wollte man dem Leo die Oberaufsicht über die Zürcherschen Kirchen auftragen: allein er schlug die Stell' aus und empfahl hiezu den Joh. Oecolampaden; da auch dieser das schweere Amt sich verbat, so ward es auf Bullingers Schultern geladen. Dieser und Leo lebten eilf Jahre lang wie Brüder zusamen; unter ihrem Einfluß verbreitete und befestigte sich das angefangene Reformazionswerk mit bestem Erfolge. Je weniger in dem verhärteten Gehirn der Erwachsnen Zugang zu neuen Ideen statt hat, desto eifriger waren die Reformatoren für den Unterricht und die Bildung der Jugend besorget. Bey den wolthätigsten Bemühungen, sah sich Leo bald von den Lutheranern, bald von den eignen, noch papistischgesinnten Mitbürgern verfolgt. Um so viel gelaßner ertrug er die Beschimpfungen von seite der erstern, da ihm von Zeit zu Zeit Capito, Hedio, Bucer u. a. baldige Aussöhnung mit

(*) Eine Art damaligen Weiberschmuckes in Zürich.

Luthern versprachen; zu diesem Ende hin wurden bald in Zürich, bald in Basel Religionsgespräche mit den Lutheranern gehalten; doch immer blieben sie fruchtlos. Wie viel theologische Lizenzen hingegen sich Leo gegen die heimlichen Papisten in Zürich erlaubt habe, hievon zeugt unter anderm eine Predigt, die er ungefähr drey Viertel Jahre nach dem unglücklichen Cappeler-Krieg zu halten gewagt hat (*).

Grossenteils waren Leo Judä Vorwürfe begründet; grossenteils aber hätten sie vielmehr vor dem weltlichen Richterstul als auf der Kanzel, vielmehr mit juridischen Beweisen als in allgemeinen Declamationen vorgebracht werden sollen (†). Den Prediger ungestraft hingehen lassen, hätte zu gefährlicher Nachahmung verleitet; ihn allzustrenge behandeln, hätte vielleicht den Pöbel empöret. Es mußte also beydes zugleich, es mußte im Grunde weder das eine noch das andre geschehn. Innere so wol als äussere Unruhen machten die gröste Behutsamkeit nothwendig. Vor allem aus also vermied man, aus der Sache einen Personalhandel zu machen. Man suchte weder Beklagte noch Kläger. Nicht also Leo allein, sondern die gesamte Geistlichkeit wurde vor Rathe berufen. Derselben ward angezeigt, daß freylich der Ausgang des Krieges unglücklich gewesen, jedoch ohne Schuld der Regierung; daher hätte Leo mit seiner Rede zu-

(*) S. Bullingers handschriftliche Reformationsgeschichte im letzten Tom, und Ulrichs Miscell. tigurin. Theil III. Ausg. I. S. 85.

(†) S. Barbeyrac de Magistratu forte peccante e pulpitis sacris non traducendo, und Gisb. Voëtius Asceticà, S. 692. folg.

rückbleiben mögen, wie dann auch der Rath weder von ihm noch von andern Predigern in Zukunft solche unbescheidene Kanzelvorträge erwarte: „Dann sollte der„glychen mee beschähen, wurdend die Thäter miner „Herren höchste Ungnad und träffenliche Straaf zu „erwarten haben; hiemit wurdend auch etlich Artikul „gestellt wider die Prädikanten, ihnen dieselben be„scheltendsweise vorzulesen“.

Die drey vornehmsten Prediger, Leo Judä, Heinrich Bullinger, Rudolf Thumeisen lehnten die Vorwürfe, die ihnen vor Rath gemacht worden, mit entschlossenem Mut ab. Hierauf wurden sie mit den übrigen Predigern aus dem Rathssaal weggewiesen. Die Räthe waren aüsserst uneinig, aüsserst verlegen. Vor dem Rathhaus, aufm Fischmarkt, auf der Brücke war viel Volkes, Bürger und Landleute, zusamengelauffen. Um auf einmal dem Lärm ein Ende zu machen, traten nun beede Bürgermeister, die Schatzmeister, die Ober-Zunftmeister mit dem Stadtschreiber ins Vorzimmer zu den Prädicanten und versprachen ihnen, das Geschehene zu vergessen; an der Kirche und an dem Vaterland treu zu bleiben; auch erlaubten sie den Geistlichen, daß, so oft ihnen Etwas gegen die Oberkeit am Herzen liege, selbige sich in dem Rathssaal melden dürfen; wofern sie alsdenn keine befriedigende Antwort erhalten, mögen sie hernach auf der Kanzel sich aller Freyheit in so fern bedienen, als es dem Geist Christi, der Ehre Gottes, der öfentlichen Ruhe und Ordnung, dem Frieden und Heil der Menschen angemessen seyn werde. — Von allen Seiten ward hierauf die Unruh gestillet.

Nachdem

Nachdem wir bisher unsern Leo auf dem öfentlichen Schauplatz gesehn haben, müssen wir noch einen Blick auf sein Privatleben werfen. So sehr er auf dem theologischen und politischen Kampfplatz als heldenmässiger Riese sich zeigte, so wenig ansehnlich war seine äussere Bildung. Er war von sehr mittelmässiger Leibesgestalt (*). In einem Brief an Zwingli heißt ihn Liechtenberger heroïca præcellentia virunculum; Zwingli redt ihn in einem Briefe selber als Leunculum an; in einem andern Brief an den Myconius nennt er ihn Leonem Teucro minorem, sed Ajace fortiorem. Er hatte eine lebhafte Gesichtsfarbe, wiewol er sonst immer kränklich gewesen und mehr Arzneymittel brauchte, als ihm gut war. Er ließ keinen Bart wachsen, sondern trug die Haare nach dem Gebrauch der päpstlichen Priester; auch trug er, eben so wie Zwingli, ein Priester-Baret, zuweilen auch einen Spitzhuth. Seine Kleidung war schlecht, doch reinlich. Im Umgang war er gefällig und liebte nicht weniger als Zwingli und Luther die Tonkunst. Von ihm hat man noch einige musicalische Compositionen; auch hatte er eine helle Singstimme; zuweilen gab er in seinem Hause kleine Concerte und bewirthete seine musicalischen Freunde; er schlug das Hackbret und spielt' auf der Laute. Den Fremden, die der Religion wegen flüchtig worden, stand sein Haus offen und Monate lang fanden sie an seinem Tische Bewirtung. Auch mit den Armen in seiner Pfarrgemeine

(*) S. Heinr. Hottingers Hist. Eccles. T. VI. f. 364. und Jacob Hottingers eidgenössische Kirchengeschichte, T. III. f. 15.

theilte er sein Brod. Ungeachtet er dadurch in Armuth gerieth, beklagte er sich niemals, aus Besorgnis des Vorwurfes: Es könne den Pfaffen niemand genug geben. Tags und Nachts war sein Weib beym Webstule beschäftigt. Aus dem Gewinnst kaufte sie Hausplunder.

Endlich im J. 1540. stellte er dem Rath seine kümmerliche Umstände vor. Hierauf ward ihm sein Pfrundeinkommen jährlich um 50 Gulden vermehrt. Er hatte nicht mehr als einen silbernen Becher, der ihm von Werner Steiner geschenkt worden war, und ein duzent beschlagene Löffel, überall keine Schuldbriefe und keine liegenden Güter. Von Oswald Myconius und Simon Grynäus ward er nach Basel, von dem wirtembergischen Herzog Georg ins Elsaß berufen. Die einträglichsten Bedienungen schlug er aus; dafür ward ihm im J. 1538. von der Oberkeit in Zürich das Bürgerrecht geschenkt.

Leo schrieb seine Predigten nicht auf; in einer oder in zwo Stunden hatte er im Kopfe den ganzen Vortrag in Ordnung gebracht. Oft beklagte er sich, daß ihm die Strafpredigten am wenigsten von statten gehn; keine Predigten gelangen ihm besser als über die christliche Liebe; vielleicht deswegen, setzt sein Sohn hinzu, weil er von Natur ein gütiger, milder, freundlicher Mann war.

Schon hatte er bis ins neunzehnte oder zwanzigste Jahr der Zürcherschen Kirche gedienet, als seine Kräfte merklich abnahmen. Er gieng also im J. 1540. in die Bäder nach Baden. Obwol er nicht mehr trank als sein dietisch Pörzlin, so zog er sich doch bey der grossen

Sommerhitze eine Entzündung in der Leber zu. Ungeachtet aller angewendten Arzneymittel nahm seine Gesundheit je länger je mehr ab. Im J. 1542. gieng er also wieder nach Baden; ganz entkräftet kam er nach Zürich zurück und starb daselbst, unter den erbaulichsten und rührendesten Gesprächen, den 19 Junius 1542. Sein Nachfolger bey St. Peter war Rudolf Gualter.

Mit Leo war für seine Famillie zugleich alles Einkommen verschwunden. Mit seiner Wittwe und mit seinen vier Waysen trat nun Bullinger in den Rathssaal. Daselbst stellte er der Oberkeit die vaterländischen Verdienste des Verstorbenen vor und empfahl seine Hinterlaßnen. Diesen ward ein jährliches Gehalt von 10 Müt Kernen, 6 Eimer Wein und 10 Gulden Geldes zuerkennt. Dieses Gehalt hatte die Wittwe lange Jahre genossen, ungeachtet ihre Kinder schon anderwärts versorgt waren. Gleich nach des Vaters Hinscheid wurden beyde Söhne oberkeitlich, der eine in dem Seminarium zum Frauenmünster, der andre in der Schule zu Kappel erzogen.

V.

Johann Waldmann (*).

Derselbe ward zu Blickenstorf, Zugergebietes, im Amte Baar, von armen Aeltern erzeugt. In früher Jugend kam er als Lernjung zu einem Rothgerwer nach Zürich. Hier kaufte er im J. 1452. das Bürgerrecht um vier Gulden. Bey allen Faßnachtspielen und Schützengesellschaften war er immer der belebteste und schönste unter seinen Mitgenossen. Gar bald vertauschte er sein Handwerk mit Kriegesdienst. Er war einer von den damals seltenen Köpfen, die einen leserlichen Auffsatz zu verfertigen im Stand waren, und so schrieb er im Namen seiner 400 Mitgesellen den Absagbrief an den Abbt von Kempten. Wenn er von solchen kriegerischen Streifereyen zurückkam, so zitterten die Hausväter für ihre Weiber und Töchtern und die Wirthe waren in ihren Gasthöfen nicht sicher vor seinem Gelärme. Zwo von seinen Galanterien, die eine mit der Gattinn des Stadtschultheissen, die andre mit der Frau des Rathsherr Göldlin machten allgemeines Auffsehn, und zwar nicht zu seinem Nachteil. Auch ward er mehrmal wegen Unfugen öfentlich gebüßt und ins Gefängniß geworfen. Eben sein ungezähmtes Wesen, verbunden mit Wolge-

(*) S. H. H. Füßli Lebensgeschichte Joh. Waldmanns, Zürich 1780.

stalt, mit rednerischem Talente und mit verschwenderischen Ausgaben, alles dieses machte ihn zum Abgott des Volkes.

Im J. 1464. verheurathete er sich mit der Wittwe des Einsiedler-Amtmanns Ulrich Edlibach von Hinterburg, die er schon bey Lebzeiten desselben genauer gekannt hatte; auch erhielt er sein Amt und legte durch diese Verbindung den Grund zu künftigem Reichtum und Ansehn. Durch den Eisenhandel so wol als auch durch Vormundschaften und Advocaturen wußte er noch mehr sein Glück zu befördern. Bey Führung seiner Rechtshändel und bey Verwaltung des Waysengutes hatte er sich bald beliebt, bald verdächtig gemacht.

Im J. 1468. war er Spießhauptmann bey der Belagerung von Waldshut und bey den Hilfsvölkern, welche der Stadt Mühlhausen zugeschickt worden.

Bald zum Zunftmeister ernennt, bald als treulos und frefelhaft ins Gefängniß geworfen, nahm im Ganzen sein Kredit je länger je mehr zu. Ein Volkesmann oder ein Rathsfreund, je nachdem der Wind blies, ward er zuletzt für alle Herr Johann Waldmann von Dübelstein, nachdem er im J. 1469. diese Herrschaft käuflich an sich gebracht hatte. — Um günstigerer Aussichten willen begab er sich von der Gerwerzunft auf die Zunft zum Kämbel. Daselbst erhielt er im Jahr 1473. die Zunftmeisterwürde. Im J. 1474. entzündete sich der Krieg mit dem burgundischen Herzog Karl dem Kühnen. Mit Felix Kellern zog Waldmann als Kriegsrath nach Ericourt. Im J. 1475. zog er als Hauptmann von 1500 Mann den Bernern zu Hilfe. In gleichem

Jahr wagte ers, einen seiner Mitrâthe des Meineyds anzuklagen. — Die Flammen des burgundischen Krieges verbreiten sich weiter. Im J. 1476. zeigt sich Waldmann an der Spitze seines Kantons im Schlachtfeld; zu Freyburg neigen alle andern Contingenter vor dem seinigen die Fahnen. Er führt sie nicht nur zur Beute, sondern zum Sieg an. Berns Vorwürfe über die Schläfrigkeit der übrigen Kantons erträgt er mit Unmut und ihn erschüttert der Gedanke, daß der grosse Adrian von Bubenberg ein Schlachtopfer der burgundischen Rache seyn sollte. Sein Schreiben an die Eidgenossen noch aus dem Lager vor Murten zeugt von bewundernswürdiger Klugheit. Er mässigt den Enthusiasmus der Berner, wiegt ihre Verzweiflung in Ruhe ein und schwört ihnen treue Wachsamkeit; durchaus aber schiebt er die Schlacht auf, bis seine Mitbürger auch würden angerückt seyn, um mit den Uebrigen die Ehre des Triumphes theilen zu können. Müde und hungrig langen die Züricher in Bern an, wo Waldmann sie bange erwartet. Er vergönnt ihnen kurze Rast; um zehn Uhr Nachts läßt er zum Fortmarsche blasen. Die ganze Stadt ist wach; die Greisen beten in den Tempeln. Alle Strassen sind beleuchtet und mit Tafeln besetzt. Das wehrlose Geschlecht der Weiber und Kinder bewirtet zitternd die Retter; im Durchzug geniessen diese eine Erquickung, brechen auf und ziehn in der stockfinstern Regennacht bis an die Sanerbrücke. Hier dem Feind in der Nähe, läßt Waldmann eine Frühmesse lesen. Das Heer trinkt sich den St. Johannes Seegen zu und rückt den Berg hinan in das eidgenössische Lager. In dem Kriegsrath erhält Waldmann den Befehlshaberstab und wird mit andern Feldherren von dem Her-

zog von Lothringen zum Ritter geschlagen. Nun erfolgt der herrliche Sieg am 22 Junius 1476. Von itzt an finden wir den Ritter Waldmann überall, auf den eidgenössischen Tagsatzungen und unter den Abgesandten nach dem französischen Hofe. Vor Murten stiftete er mit dem Herzog von Lothringen eine Freundschaft, welche nicht wenig zu dem Entschlusse der Eidsgenossen beytrug, diesem Fürsten sein Erbland zu retten. Derselbe erwartete die bewilligten Hilfsvölker zu Basel. Als er hörte, daß die Zürcher, unter Waldmanns Anführung, im Anzuge begriffen seyn, gieng er ihnen entgegen, sprang beym Anblick des Ritters vom Pferde und umarmte ihn. Acht tausend Eidsgenossen begleiteten den Herzog zur Widereroberung von Nancy, und nicht wenig hatte Waldmann dieselbe befördert.

In den Unterhandlungen der Eidsgenossen mit Frankreich wegen des Schicksals von Hochburgund spielte Waldmann, nebst Adrian von Bubenberg und Hans Imhof, die wichtigste Role. Aller Vermutung nach kam er mit unbestochenem Herzen zu dem französischen König, Ludwig XI. Die Ofenheit und der Ungestüm seines freyen Characters schienen sich mit der kalten, verrätherischen Schlauheit des Königs nicht zu vertragen. Aus Furcht, daß seine vaterländische Grundsätze Gefar laufen möchten, entweicht der altschweizersche Adrian von Bubenberg, unter Verlarvung eines fahrenden Geigers; dieses Schutzengels beraubt, wankt nunmehr Waldmanns Patriotismus und unvermerkt wird er vom französischen Hofluft vergiftet. Sein Gewinnst ist ein königliches Jahrgehalt und an ihm hat

nunmehr Ludwig XI. in der Eidgenoßschaft einen mächtigen Gönner.

Im J. 1478. erhielt Waldmann auch von der Herzogin von Savoi ein Diplom, welches ihn zu ihrem Hofrathe ernennte. Auch mit Mayland stand er schon frühe wenigstens in Verdacht eines allzuguten Vernehmens. So bald er am Ruder saß, ward er (wie es zu geschehn pflegt,) aus einem Volkesmann ein allbeherrschender Gebieter. Durch Uebermacht auf den eidgenössischen Tagleistungen erwarb er sich Feinde; in seinem eignen Kanton hingegen ward er von dem Adel so wol als von dem gemeinen Manne geliebkoset; jede Partey nämmlich hofte ihn auf ihre Seite zu ziehen. Was etwann im Rathe oder in Privatgesellschaft über ihn ausgesagt wurde, das wurde als Neid oder als Mißverstand ausgedeutet. Schon hatte er durch allerley Wege ein Hauptgut von 30000 Gulden erworben. Hieraus liehe er manchem Herrn und Bürger, mancher Zunft und Gemeinde; er gab Allmosen, steuerte arme Waysen aus, kaufte Kirchenstüle, Vigilien und Seelmessen. Immer aber fuhr er fort, sich als belebten Weltmann zu zeigen. Im J. 1479. ward er mit dem Leutpriester Hering an den päpstlichen Hof abgeschickt, um das eidgenössische Bündtniß mit Sixt IV. besiegeln zu helfen: unterm Vorwand eines Anfalls von Fieber blieb er bis zu Herings Rückkunft in Mayland; daselbst gieng er fleissig mit dem französischen Gesandten zu den Gastmalen und Bälen bey Hofe.

Bis zum J. 1480. verwaltete er in Zürich das Bauamt; hierauf ward er zum obersten Zunftmeister erwält. Als solchen zeigte er sich bey dem Rechtshandel

des Ritters von Hohenburg in einem höchst zweydeutigen Lichte. Ritter von Hohenburg, aus achtbarem Geschlechte in Straßburg, sah sich wegen Ueppigkeit und Impotenz, wie auch wegen verschiedener Mißhandlungen von seiner Gemalin verlassen und dadurch um die Hofnung einer reichen Erbschaft betrogen. Aus dem Elsasse vertrieben, kam er endlich nach langem Herumirren auf Zürich. Nicht ohne Schwirrigkeit erhielt er das Bürgerrecht. Bald darauf stirbt sein Schwiegervater. Laut seines Ehevertrags spricht er das Vermögen und die Person seiner Frau an. Diese verweigert ihm beydes und wird von den Straßburgern unterstützt. Die Zürcher fordern für den Ritter sicheres Geleit und Oefnung des Rechtens: Umsonst sind alle ihre Bemühungen und nun schicken sie ihren Absagbrief nach Straßburg und schon sind sie zum Kriege gerüstet. Durch Vermittler wird zwischen beyden Städten die Aussöhnung betrieben. Der Ritter von Hochburg hingegen schlug verschiedene Rechtsgebote seiner alten Mitbürger aus und bewieß überhaupt einen Stolz, der in seiner critischen Lage nicht unvorsichtiger seyn könnte. Beynahe überal ward er als Urheber der Zweytracht verabscheut. Itzt entfiel seinen Anhängern der Mut. So sehr er bisher von Waldmann begünstigt gewesen, so fand es dieser nicht länger zuträglich, um des Avantüriers willen weder die Ruhe des Staates noch seinen eignen Kredit in die Schanze zu schlagen. Die drey Obristzunftmeister machten damals ein eignes Tribunal aus; ihr Amt entsprach ungefähr den heutigen Begriffen von heimlichern oder Staatsinquisitoren. Um so viel weniger Einschränkung lidt' ihr Gewalt, da derselbe durch keine Gesetze genug bestimmt war. Kurz, dieses

Tribunal trit jzo zusamen, verhört Kundschaften gegen den Ritter, laßt ihn auf dem Weg nach der Kirche mit seinem Bedienten Anton aufheben, wirft beyde in den Wellenberg und verhört sie an der Folter, alles ohne Vorwissen des Rathes. Eben damals im J. 1482. war eine grosse Tagleistung in Zürich zur Beförderung eines gänzlichen Vergleichs mit Straßburg. Letztre Stadt mußte ersterer an die Unkosten 8000 Gulden bezalen. Der Ritter von Hochburg versiegelte die Aussöhnung mit seinem Blute. Vermög der damaligen Potestas Tribunitia liessen die drey Obristzunftmeister, zu ganz ungewohnter Zeit, den Rath der CC. versamlen. Waldmann eröfnete zuerst den Vergleichsentwurf mit Straßburg; derselbe wurde genehmigt. — Alsdenn trug er das Examen mit dem Gefangenen vor; dieser ward sodomitischer Sünden beschuldigt, wie auch einer Mordthat, die er vormals zur Verheimlichung seiner viehischen Schwachheit im Elsasse sollte verübt haben. An der Folter hatte der Bediente Anton die vorgeblichen, mit seinem Herrn begangenen Greuel alle gestanden; der Herr hingegen behauptete unter der grausamsten Marter in den lebhaftesten Ausdrücken seine gänzliche Unschuld. Gleichwol ward er wenige Tage nachher, nebst seinem Bedienten, zum Feuer verurteilt. Als er im Vorbeyführen Waldmann auf der Brücke erblickte, rief er ihm zu: „Mir geschieht Unrecht. Um meines „Gelds willen verlier ich das Leben. Du, Waldmann, „hättest mich retten können, und thatest es nicht. Da„rum lad' ich dich von heut in dreyen Tagen in das „Thal Josaphat an ein Recht. Da nehm' ich St. „Johann zu meinem Schreiber, und St. Paul zum „Redner". Der Obristzunftmeister antwortete: „Du

„empfängst ein gerechtes Urteil. Deiner Vorladung „frag ich nichts nach: Wenn meine Stunde da ist, „wird mich Gott wol rufen“.

Von dieser Zeit an neigte sich Waldmann gänzlich auf die Seite seiner Zunftmeister und mit ihnen machte er allerley Anschläge gegen den Adel, weil dieser, nach den herrschenden Vorurteilen, ihm zum Consulate noch allein im Weg stand. Waldmann brachte es im Jahr 1483. dahin, daß ihm Ritter Heinrich Göldli die Bürgermeisterwürde abtreten mußte. Das Göldlische Haus, und mit ihm der ganze Adel, wurden äusserst erbittert. Denselben gelang es, im J. 1484. den entsetzten Göldli wieder zum Consulat zu erheben. Aufs neue sah sich dieser genötigt, im Jahr 1485. unserm Waldmann, seinem erklärtesten Gegner, zu weichen. Nunmehr glaubte der neue Bürgermeister, daß er nicht anderst als durch gänzlichen Umsturz der Göldlischen Famillie sicher seyn könne. Auf sein Anstiften ward ein gewisser Heinrich Göldli verbannet; Lazarus Göldli, der Rathsherr, (welchen vormals Waldmann zum Hanrey gemacht hatte,) wurde von der Rathsstelle entsetzt und unter allerley Vorwand um zwanzig Mark Silbers gebüßt. Noch blieb zwar der Altbürgermeister Göldli ein Mitglied des Rathes, jedoch unter der Einschränkung, daß er zu keiner weitern Gesandtschaft gebraucht werden sollte; Gesandtschaften aber waren nicht nur die ehrenvollesten, sondern auch die einträglichsten Bedienungen. — Mit der Göldlischen Famillie suchte Waldmann überhaupt den ganzen Adel zu stürzen. Er richtete eine Cotterie auf, welche durch das ganze Jahr, Mittags und Nachts sich an gleicher Tafel auf einem öfentlichen Hause bewirten

ließ. Man schlug den Zutrit niemand ab; eigentlich aber bestand die Gesellschaft aus dreyzehn Tischgenossen, alles angesehene Männer und bessere Köpfe, unter denselben zween Rathsherren von der adelichen Zunft, drey Zunftmeister, vier Glieder des grossen Rathes, der Diacon zu St. Peter, der Stadtschreiber, Waldmanns Stiefsohn u. m. a.

Waldmann schien ein zusamenhängendes Ganzes über die Staatsreformation im Kopfe zu haben. In der Absicht die Stadt- und Landwirthschaft in Ordnung und passenderes Verhältniß zu bringen, fieng er damit an, daß er veraltete Gesetze aus dem Staube hervorgrub; unter denselben befanden sich verschiedene Verordnungen zur Einschränkung der Priesterschaft, wodurch er sich den meisten Haß zuzog. Unter seiner Regirung wurden die Münsterthürme mit stolzen, pyramidalischen Helmen geziert; zur Bestreitung des Baues wurde der ganze Klerus besteurt; der Bürgermeister vergabte hiezu aus seinem eignen Beutel 200. Gulden. — Wie weit er über sein Zeitalter hinaus sah, mögen z. B. die Abschafung verschiedener Fasttage, die Einschränkung der Vermächtnisse an Kirchen und Klöster, das Verbot, in todte Hand zu verkaufen, u. a. m. beweisen. Im J. 1485. ward auf sein Anstiften die Aebbtissin, Sybilla von Helfenstein, als untauglich entsetzt und in Beyseyn von sechs Rathsgliedern, an deren Spitze Waldmann selbst war, eine neue Aebbtissin erwält. Viele Ordensbrüder wurden verwiesen und den Predigermönchen die Beichte der Nonnen entrissen. Hauptsächlich aber versetzte er der ganzen Priesterschaft einen tödlichen Streich durch das Bündtniß mit Innocenz VIII. im J. 1479. Kraft des-

selben würde dem Rath das Patronatrecht über verschiedene Präbenden, auch in den päpstlichen Monaten, bestättigt. Der Besitz mehrerer Pfründe, das Vertauschen derselben, die Entfernung von dem angewiesenen Aufenthalt, die Ausweichung des weltlichen, einheimischen Richters wurden ernstlich verboten. Zins- und Zehntenstreite der Geistlichen wurden, wie vormals, an die weltliche Regirung gewiesen; die Geistlichen mußten mit der Stadt in Krieg ziehn mit Steuren und Rossen; der Rath forderte Rechnung von den beyden Klosterstiften und gab ihnen Pfleger.

Eben so gemeinnützige, aber allzukühne und voreilige Abänderungen machte er in der weltlichen Verwaltung. Nicht mehr, wie vormals, sollte man das Bürgerrecht so leicht entweder aufgeben oder erhalten. Um die Gewalt des Adels einzuschränken, machte er mit seinen Zunftmeistern, (dem zweyten, geschwornen Briefe zuwieder,) die Erkanntniß, daß die Zunft der Edeln nicht mehr als sechs Glieder in den Rath senden solle. — Den gemeinen Mann empörte er durch folgende Einschränkung der bürgerlichen Freyheit: „daß in Zukunft kein „Zunftmeister, der sich nicht mit Unehre verschuldt „hätte, dürfte entsetzt oder abgeändert werden, bis an „sein Ende; und wenn schon seine Zunft einen an„dern wälen würde, so sollten die übrigen Zunftmei„ster den alten behalten.“ Freylich gelang es ihm nicht, diese Erkanntniß durchzusetzen; immerhin aber hatte er sich durch den guten Willen gegen die Zunftmeister je länger je mehr die blindeste Anhänglichkeit derselben eigen gemacht. Um die argwöhnischen Bürger von neuem auf seine Seite zu ziehn, war er der

erste, welcher die Handwerker mit ausschliessenden Handwerksrechten begünstigte. Indessen sorgte er nicht bloß für den Beutel des Bürgers, sondern auch für seine Gesundheit und Bequemlichkeit, durch sehr weise Polizeyordnungen.

Auch über die Landschaft erstreckten sich seine gesetzgeberische Blicke. Zu besserer Beförderung der ländlichen Wirthschaft wurde verordnet: Es sollten alle Handwerker von den Dörfern in die Stadt ziehn; die Landleute sollten alle Waaren nur in der Stadt kaufen und hinwieder die ihrigen nur auf dem Stadtmarkte verkaufen. Kein Baumwollengarn durfte unmittelbar von den Landleuten an Fremde abgesendt werden. Auch sollten sie die Wälder schonen und keine neuen Weinreben pflanzen. Hauptsächlich aber wurde das Reislaufen ohne Vorwissen der Obern, als die erste Quelle des vernachlässigten Feldbaus, bey hoher Strafe verboten. — Zur Bestreitung der Staatsausgaben wurde die ganze Landschaft um eine Gutsteuer von fünf Schillingen, ein andermal von zehn Schillingen von jedem hundert Pfund Heller, in drey Jahren zalbar, angelegt. Noch ein andermal setzte man eine Kopfsteuer von drey Schillingen jährlich. Nur die Vögte und Beamte in einigen Bezirken hatten sich der allgemeinen Bürde entzogen. Die Zölle und Frohndienste trieb man im strengsten Sinn ein. Ueberdieß zog die Stadt den Salzhandel an sich, und dadurch ward auf der Landschaft die größte Verbitterung verursacht. Eine ganz neue und wichtige Einrichtung waren die so genannten Reisbüchsen oder Kriegesfonds, welche in der Stadt und in allen Herrschaften angelegt wurden. Jeder Hausvater zalte alljährlich

einen Schilling, und absönderlich noch jeder, der Reben baut, alljährlich ein Viertel Fäsen und ein Viertel Haber, um bey kriegerischem Ueberfall einigen Vorrat zu haben. Nicht nur die nutzbaren, sondern auch die ehrenhaften und landesherrlichen Rechte der Stadt erweiterte Waldmann, indem er die Freyheiten der Gerichtsherren und der Dorfgemeinden hie und da zu verkürzen bemüht war. Um jedem Aufruhr zu steuren, wurde dem Landvolck alles zusamenrotten aufs schärfste verboten.

Von dem grandiosen Geist unsers Waldmanns mögen noch folgende Erkanntnissen zeugen: die eine, daß man Städten, die an Zürich auf Pergament schreiben, hinwieder auf Pergament schreibe, und einen Titel gebe, wie sie unsrer Stadt geben, und nicht höher. — Die andere: Waldmann, Escher und Schwend sollen im Namen des Rathes eine Stadt-Chronick veranstalten lassen.

Bey allem diesem Ansehn von Hoheit setzte er zuweilen seine Würde so weit aus den Augen, daß er nicht selten mit dem Stadtbedienten Schneevogel, Arm in Arm, über die Strassen wandelte. Dabey war er ein Freund von Schmausen und Gastgeboten und prächtig in Kleidern. Mehr als alles hatte den Sittenrichter unmässige Weiberliebe geschändet. — Nicht als Sitten- sondern als Polizeyrichter ließ er verdächtige Weibspersonen aus der Stadt jagen.

Doch wir eilen, um unsern Waldmann auf einer höhern und ausgebreitetern Bühne zu betrachten: — So manchem andern Kantone zuwieder, finden wir ihn ge-

gen den Papst und gegen Frankreich dem Erzhause Oesterreich und dem Herzogtum Mayland vorzüglich ergeben. Gegen die Walliser und ihre Mithelfer nahm er das Haus Sforzia in seinen Schutz; bey dem Erbvereinsgeschäft mit Oesterreich im J. 1487. war er nicht nur erster, österreichischer Pensionär, sondern auch der Austheiler von Maximilians Gnadengeldern in gesammter Eydgenoßschaft; auf allen Tagsatzungen war sein Einfluß zum Nutzen oder zum Schaden der andern ungemein groß. Dadurch zog er sich von allen Seiten tödlichen Haß zu. Den gewaltsamen Ausbruch dieses Hasses beförderte folgender Vorfall:

Frischhans Theiling von Luzern, der sich vormals als wackerer Kriegeshauptmann hervorgethan hatte, besuchte seither als Tuchhändler gewöhnlich die Messen zu Zürich. Als er nun auf den Herbst im J. 1487. in gleichen Geschäften dahin kam, ward er plötzlich in Verhaft genohmen. Seine ganze Verschuldung bestand in einigen unbedachtsamen Reden, die er bey Anlaß des Bellenzerzuges theils im Felde gegen das zürchersche Kriegespanner überhaupt, theils vor einigen Jahren in einem Gasthof zu Solothurn gegen Waldmann besonders ausgestossen hatte. So bald zu Luzern Theilings Arrest in Zürich ruchbar geworden, schickte der Luzernerkanton, im Begleite der Blutsfreunde des Gefangnen, eine Gesandtschaft nach Zürich. Diese begehrte die Auslieferung des Gefangnen, unter Versprechung, daß sein Fehltrit zu Luzern sollte untersucht und nach Beschafenheit der Sache bestraft werden. Waldmann, welchem Theiling eine schimpfliche Retirade bey Bellenz vorge-

vorgeworfen hatte, konnte diesem den Vorwurf nie wieder verzeyhn. Auf die dringendeste Fürbitte der Luzerner antwortete er: „Alles Bitten ist fruchtlos. Euer „Frischhans muß sterben, und wenn er so groß als ein Kirchthurm wär." Ohne Hofnung kehrten die Luzerner nach Hause; ein paar Tage hernach ward Theiling, auf Aussage zweyer Zeugen, und auf sein eignes peinliches Verhör hin, zum Schwerdte verurteilt.

Mittlerweile daß so wol durch diese wiederrechtliche Hinrichtung als auch durch sein geheimes Verständtniß mit Oesterreich und Mäiland Waldmann der Gegenstand des allgemeinen Hasses der Eydgenossen geworden, zettelte sich auch zu Hause ein Komplot wieder ihn an. Laut wurden über ihn allerley Lästerungen ausgestreut und freylich anfangs die Urheber bestraft und ein gewisser Hans Kraut so gar zum Tode verurteilt. — Oben erwähnter Altbürgermeister Göldli sah alle bisherigen Mittel, seinen Gegner zu stürzen, vergeblich; von ungewöhnlicher Rache entflammt, faßte er endlich den verzweifelten Entschluß, Köpf an Kopf zu wagen. Obgleich nicht mehr als Gesandter, reisete er sonst unter allerley Vorwand auf die Tagsatzungen; daselbst schütteten er und seine ehmaligen Vertrauten unter den Eydgenossen gegenseitig ihre Klagen über Waldmann einander in die Schooß aus; unermüdet ward so das Gift hin und her getragen. In Zürich selbst waren, nebst Göldli und seinem Neffen, Waldmanns vornehmste Feinde die Ritter Heinrich Escher und Conrad Schwend, und Hans und Gerold die Meyer von Knonau, Vater und Sohn; alle dem Rath einverleibt. Von den Bet-

telmönchen in dem Beichtstul, von dem jungen Adel oder von gebüßten Reislaüfern in dem weiblichen Spielzimmer, von angesehenen Landsassen in der Schenke wurde der Reformator im schwärzesten Lichte gemalt. Dieser kannte gewiß die ganze Wut seiner Feinde, allein stolz auf eigne Vorzüge, traute er ihnen zu wenig Kraft und Talent zu.

Im J. 1488. wurden allerley aufgewärmte und neue Satzungen gegeben. Wenn sie beleydigten, so wurde Waldmann von seiner Gegenpartey als Urheber derselben erklärt. In einer dieser Satzungen befiehlt man: „ daß in Zukunft niemand keinerley Güter annehmen „ soll, es sey dann, daß sie von dem Besitzer entweder „ selbst angebaut oder zum Anbau um gebürlichen Zinß „ an andre ausgeliehn werden. Im Fall daß jemand „ sein Gut allzutheuer ansetzen würde, so sollten Vogt „ und übrige Dorfvorgesetzte am Ende entscheiden.“ Am meisten erbitterte das strenge Sittenmandat, besonders wegen des gehässigen Unterscheids der Stände, der in demselben in Betref des erlaubten und unerlaubten Luxus festgesetzt wurde. — Auf Antreib seiner arglistigen Feinde ließ sich Waldmann bereden, eine Erkanntniß zu geben, vermög welcher alle grossen Hunde auf der ganzen Landschaft sollten abgeschaft werden. Zur Ausrottung derselben wurden zwey Rathsglieder, Hans Meiß und Dominicus Frauenfeld, abgeordnet, und im Begleite des Abdeckers zogen sie von Dorfe zu Dorfe. Als sie jenseit des Albis kamen, versamelten sich 550 Hausväter bewafnet auf einer Wiese bey Mettmenstetten, ein jeder seinen Haushüter an einem Strick, und chlugen, als man mit Gewalt auf die Hunde greiffen

wollte, das Recht vor! Frauenfeld begnügte sich zu antworten: „das ist mir lieb!“ und kehrte mit Meiß nach Hause. Die Abgeordnete der Bauern kamen auf Zürich. Waldmann schlug ihnen das Verhör vor Rath ab. Murrend begaben sich die Landleute zurück und der ganze Haß dieses Geschäfts wegen fiel auf Waldmann. Freylich herrschte gegen alles zusamenrottiren das strengste Verbot: allein um desselben zu spotten, faßten, auf Weber Rellstabs von Meilen Anstiften, die Einwohner der beyden benachbarten Dörfer, Meilen und Herliberg, einen sehr ausgelaßnen Entschluß; sie wollten nämlich zur Zeit der Fastnachtspiele eine Weintonne auf den Steg zwischen beyden Dörfern legen und jeder Theil sollte den Wein von seiner Seite leeren. Schlechte Witterung vereitelte den Spaß. Dafür vereinten sich fünfzehn Bursche von Meilen, an alle und jede Schenken zu gehn und weder Verbot noch Strafe zu achten. Eine solche Zusamenkunft zu Erlenbach, ungefähr zwo Stunden von Zürich, an den Ufern des Sees, wo 400 Mann beysamen waren, gediehe in wenig Stunden zu einer förmlichen Meuterey. Durch körperlichen Eydschwur verbanden sie sich, entweder mit einander zu sterben oder von der vermeynten Knechtschaft sich zu befreyn. Ihre Abgeordnete giengen auf Zürich, um Verhör vor Rath zu begehren. Waldmann verweigert es freundlich. Nächsten Sonntag versammelten sich die Landleute bey 1500 in Meilen. Warm von Wein und Fastnachtsspielen, sandten sie noch an demselben Tage aufs neue etliche Abgeordnete nach Zürich; in sachtem Tone baten diese um Abschaffung so vieler beschweerlichen Neuerungen; zugleich luden sie einige Glieder des Raths ein, auf ihre Fastnacht nach Meilen zu kommen, woselbst das Meh-

rere in Freundlichkeit werde geredt werden können. In Erwartung der Antwort blieb alles Volk bey einander. Die Einladung wurde angenommen. Der Bürgermeister Röist, die Zunftmeister Oeheim und Widmer, Waldmanns Freunde, giengen im Begleite des Reichsvogts, Gerold Meyers, sogleich Monntags frühe auf Meilen. Auf der Stelle wollten diese obrigkeitlichen Abgesandte die ganze Gemeinde versammeln. Die Landleute weigerten sich, weil sie noch mehr Volk erwarteten. Schon erschracken die Anwesende, als dasselbe so lang ausblieb. Endlich Abends späte kamen alle, die zugesagt hatten, und noch mehrere. Bürgermeister Röist redete sie als gute, liebe Freunde an; indeß verwunderte er sich über ihre grosse Anzal; kurz schloß er damit, ihnen, kraft obrigkeitlichen Auftrags, das zusamenlaufen aufs neue zu verbeuten. Noch wandte er sich an Rellstab besonders und machte ihm Vorwürfe, daß er die übrigen aufgehetzt hätte. Rellstab erwiederte: „liebe Herren, „ich bin nicht allein Schuld an der Sache; wir alle „mit einander stehen zusamen.“ Die ganze Gemeinde forderte er zu Zeugen auf. Alle antworteten mit aufgehobener Hand: Ja, ja, und wir sind gesinnt, Wort zu halten. Rellstab fieng von neuem an: „Herr Bürgermeister und liebe Herren, laßt die Sache gut seyn: „denn Uech syge wüssend, daß vnser aller endliche Meinung ist, die nüwen Uffsätz nit zu leiden noch zu halten. Ihr hand vnsern Vordern und uns, glych vff „den Zürichkrieg, in der Wasserkilch zugesagt, daß Ihr „uns wöllind schützen bey vnsern Gerichten, Rechten, „Freyheiten und wöllind kein nüwe Artigkel uffsetzen „noch uns beschweren. Und ob Ihr uns hierüber wurdint straffen an Lyb oder an Gut, das wöllend wir

„ eben nit han, um kein Sach. Was einem beschicht,
„ das ist dem andern beschähen.“ — Der Bürgermeister beliebte ihnen, daß sie durch Abgeordnete ihre Beschweerden sollten vor Rath vortragen lassen. Vor Rath setzte es Waldmann durch, daß die Abgeordnete nicht anderst als absönderlich, eine Gemeinde nach der andern, verhört werden söllten. Diese aber wollten sich nicht trennen. Mittlerweile wurden aus den ruhigern Gegenden bey 300 Mann zur Bewachung der Stadt in Zürich einquartirt. Vollends wurden durch diesen Schritt die Mißvergnügte erbittert. An der Aeschenmittwoche rückten sie in völliger Rüstung gegen der Stadt an. Nachmittags ließ der Bürgermeister den grossen Rath versammeln, vor welchem 24. Abgeordnete, ungefähr in Rellstabs Tone, ihr Anliegen eröffneten. Waldmann wieß sie ziemlich trotzig nach Hause; sie zogen sich mit dem aufrührerischen Haufen nach Zollikon und Küßnach zurück. Von allen Seiten wurde ihre Anzal vermehrt und selbst durch viele aus denjenigen, welche in der Stadt einquartirt worden. Nunmehr wurde von Waldmanns Seite den benachbarten Kantons von allem Nachricht gegeben. Den 6. März waren die Gesandte von Zug da; nach und nach kamen auch die Gesandte der VI. übrigen Kantone, meistens Männer, welche seit langem über Waldmanns Uebermacht auf den eydgenössischen Tagsatzungen unzufrieden gewesen. Zugleich erschienen die Bottschafter mehrerer verbündeter Städte, Herrschaften und Klöster. Den 7. März ritten die eydgenössische Gesandte allein hinaus zu dem aufrührerischen Volke; dieses empfieng sie mit Feldmusick und schloß sie in einen Krais ein. Nach erfolgtem Vortrag der Eydgenossen, welche das allzuzalreiche Zusamenlau-

sen ahnteten, trat unter dem Haufen Jacob von Mugeren von Wädenschweil hervor und seine ungestümme Rede endigte er damit: „Die Herren in Zürich hätten die Abgeordneten der Landschaft so abgefertigt, daß dieselben nunmehr eine ganze Gemeinde verhören könnten.“ Nach langer Rede und Wiederrede verglich man sich von beyden Seiten dahin, daß ein Ausschuß des Landvolkes von 50 Mann mit den eidgenössischen Gesandten in Berathschlagung treten und hernach unter solchem Schutze die Beschwerden dem Magistrate vorlegen sollten. Unerschüttert blieb Waldmann. Unter allerley güldenen Versprechungen von seite der Eidgenossen, hatten sich die Aufrührer für einmal zerstreut. Schon war in Zürich den 12 März die Garnison abgedankt.

Indessen setzten die Eidgenossen ihr Mittleramt fort. Man gab ihnen einen Ausschuß von sechs Räthen zu; unter diesen war Waldmann selbst, nebst zween von seinen Zunftmeistern, Oeheim und Widmer. Wenig Einfluß hatten diese auf die überlegne Anzal der Feinde. Es ward ein Bericht verfertigt, Kraft dessen den Mißvergnügten die meisten Forderungen bewilligt wurden. Durchgängig ward dieser Verglich von dem Magistrate genehmigt. Waldmann allein blieb äusserst erbittert. Ohne jemands Einwendung setzte ers durch, daß wenigstens in den Bericht eingerückt würde: die Landleute hätten um Gottes willen um Verzeyhung gebetten und Besserung angelobt. — Ueberall ließ er den Bericht in allen Kopeyen, die so wol auf den Zünften verlesen als den Eidgenossen mitgetheilt worden, eigenmächtig verfälschen. — Itzt fuhr er mit etlichen, liederlichen Brü-

dern in die Bäder nach Baden, um sich nach überstandener Gefar einige gute Tage zu machen. In seinem vermeinten Triumph stieß er allerley Draüungen aus. Schon besorgten seine Feinde eine schnelle und fürchterliche Rache. Nachdem die Verfälschung jenes Berichtes oder Vergleichs bekannt worden war, setzten die Anwohner an den See-Ufern in zalreicher Gemeinde ihre 50. Anführer aufs neue in ihr Amt ein. Vor dem grossen Rathe klagten sie trotzig über die Treulosigkeit, womit sie in dem eidgenössischen Bericht erniedrigt worden. Mit Heftigkeit wurden sie nach Hause gewiesen. Hierauf schickten sie zu weiterer Berathschlagung Abgeordnete in alle Cantone. Sie wurden ungleich empfangen. Auf den 29 März war ein allgemeiner Landsturm nach Küßnach verabredet. Zur Abhebüng desselben fuhren gegen 40 Rathsglieder an den See. Nun war es zu späte. Gleichwol wagten sich Conrad Schwend, Heinrich Escher und etliche andere mit Zureden mitten unter die dichtesten Haufen. Alles blieb fruchtlos; die Räthe waren noch glücklich zu schätzen, daß die Aufrührer ihnen einen Stillstand vergönnten. Nur Waldmann und den Oechi (wie sie den Obristzunftmeister nannten) sollte diese Sicherheit nichts angehn, die sie durch falsche Bürgschaft (hieß es) verwürkt hätten.

Noch an gleichem Sonntag wurden aus den Zünften Besatzungen auf die Schlösser gesandt; schon waren einige in den Händen der Bauern. Die Stadt selbst wurde aufs neue durch eine Bürgerwache verhütet. Waldmann trug jtzt beständig einen verborgnen Brustharnisch und ließ sich von bewafneten Stadtbedienten begleiten. Des Nachts lag er auf dem Rathhause; daselbst ward

er von seinen Vertrauten bewachet. Früh und spät, öfters um Mitternacht ließ er die CC zusamenberufen. Um die Bürger desto willfähriger zu machen, wurden den 30 März verschiedene, anstössige Gesetze auf den Zünften abgeschaft: allein mit tiefem Verdruß muß Waldmann bemerken, daß die Anzal der Mißvergnügten auch in der Stadt sich vergrössert. Wegen verdächtiger Reden ward sein Stadtbedienter Schneevogel auf ofner Strasse mit Dolchen durchbohret. Umsonst versuchte es der Bürgermeister diese Mordthat zu rächen. Izt faßte er den Entschluß auf den 1 Aprill alle Zünfte zu versameln und von einer zur andern zu gehn, um mit seiner Beredsamkeit das Volk zu gewinnen. Bereits auf drey Zünften wars ihm gelungen. Auf einmal stürzten etliche Bürger auf ihn los und begehrten im Namen der ganzen Gemeinde schleunig Verhör vor den CC. Zu gleicher Zeit wurde die grosse Rathsglocke angezogen. Erschrocken eilt er aufs Rathhaus. Niemand will wissen, wer befohlen habe zu laüten. Die Bürger begaben sich zalreich von den Zünften weg auf die Brücke, schimpften auf Waldmann, auf die Rebellen, auf die bedenklichen Zeiten. Auf einmal mischt sich unter sie Lazarus Göldli, nebst etlichen seiner Zusamenverschwornen. Izt wiederholt er und läßt es wiederholen: Man müsse sich unter jedem Bedingniß mit dem Landvolk versöhnen. Solches fand allgemeinen Beyfall. Die Anwesende ordneten einen Ausschuß vor Rath ab; an dessen Spitze Lazarus Göldli. Mittlerweile verhörte der Rath die eidgenössischen Gesandten, die gestrigen Abend wieder angelangt waren. Eigenmächtig wält sich nun Göldli aus jeder Zunft einen Mann aus, und befiehlt den übrigen, bewafnet vor das Rathhaus zu kommen.

Vor Rath erhält Göldli, daß auf der einen Seite der Rath, auf der andern Seite die Bürgerschaft eine gleiche Anzal Vermittler auswälen solle. — Eilig schleicht sich Göldli die Treppe hinunter; schon ist sein Bedienter da mit Mordaxte und Panzer. In der Waffenrüstung eines Aufrührers laüft er unter die Bürger. „Daß „sich Gott erbarme!" schreyt er und ruft jeden Biedermann auf. In kurzer Zeit fand er sich an der Spitze von 500 Mann, alle bewafnet. Göldli lenkt den Sturm gegen das Rathhaus. Endlich gebieten die einen der eidgenössischen Gesandten vom Fenster herunter Stille. Im Rathssal selbst herrschte die größte Uneinigkeit. Waldmann und seine Partey sagten es rund heraus: „Die Stifter dieses Tumultes sitzen in unsrer Mitte!" — Schultheiß Seiler von Luzern, mit noch zween andern, winkten von oben herab. Als die Bürger auf die Gefangennehmung einiger Rathsglieder drangen, rief er: Wen wollt Ihr? Die allgemeine Stimme war: Waldmann. — Hierauf die drey Obristzunftmeister, Oeheim, Göze und Widmer, nebst verschiedenen andern. — Waldmann erschrack, faßte sich aber bald wieder und stand auf mit rührender Hoheit, indem er gelassen den Beystand der Eidgenossen verlangte. „Nun, wolan, so nehmt und stellt mich an ein Recht!" Damit löste ihm ein Gesandter den Degen von der Seite — und so ward er in den Kerker des Wellenbergs von den Gesandten begleitet. Nunmehr wurden über ihn von der Göldlischen Partey die schändlichsten Lügen verbreitet. Man schrie: „Es rücke ein von „Waldmann bestelltes Heer an." — Sogleich Nachmittags versamelten sich die Bürger in der Wasserkirche. Ein neues Interimsregiment wurde eingeführt.

Lazarus Göldli war das Oberhaupt. Ein aufrührisches Heer von 8000 Mann ab der Landschaft stand vor der Stadt. Zu diesem Heer wurden etliche von den angesehensten Räthen mit freundlichen Worten abgesandt; auch führte man den Aufrührern aus den Kellern der Gefangenen und Entwichenen Wein zu.

Endlich verglich man sich Donnstag Abends, Waldmann durch einen Ausschuß von Bürgern und Landleuten verhören zu lassen. Er wird fruchtlos auf die Folter geschlagen. In Ermanglung seines eignen Geständtnisses, werden falsche Kundschaften aufgebracht. Den 5 Aprill wird er in das schlimmste Loch des Kerkers geworfen. Diese Beschimpfung nahm er sehr zu Herzen und sah sie für den traurigsten Vorboth an. Er bat um die verwünschte Gnade eines ewigen Verhaftes. Als ihm auch diese Gnade versagt wurde, legte er mit Thränen die güldene Ritterzierde von sich und genoß diesen ganzen Tag keine Speise.

Den 6 Aprill sitzt der Rath zu Gerichte. Als er eben im Urteilen begriffen war, eilten bestellte Männer herbey und versicherten, daß der Kaiser mit einem Kriegsheer zu Waldmanns Befreyung auf dem Weg sey. Dieser veranstaltete Streich gab den Ausschlag einer einhelligen Sentenz über ihn. Er wird zum Schwerdte verurteilt. Die Gewißheit seines Schicksals selber machte jtzt Waldmann gelaßner. Er beichtete drey Stunden lang. Als er aber die grosse Glocke hörete und zwey bewafnete Schiffe sah, die ihn abholen sollten, stand er auf, legte wieder seinen Schmuck an, und gieng, nachdem er die Mitgefangenen und alle Umstehenden gesegnet hatte, mit merklicher Bewegung aus dem Ge-

fängniß. Bis an den Fischmarkt wurde er von 200 Ausgeschoßnen aus allen Zünften begleitet. Hier nahm ihm Rathsherr Heinrich Escher, der älteste Ritter in der Stadt, das Ordensband ab. Dann hörte er sein Urteil vor dem Rathhause. Der Hauptinnhalt gieng dahin, daß er von fremden Fürsten bestochen gewesen und eigenmächtig verschiedene Criminalurteile entweder gefällt oder verändert habe. Sonderheitlich ward ihm die Absicht, die Zunftmeister ad dies vitæ zu setzen, und die Einschränkung des Adels bey der Regierung zum Verbrechen gemacht. Ziemlich verworren waren Klagen auf Klagen gehaüft.

Nach angehörtem Urteil wollte er reden. Sein Beichtvater fiel ihm ins Wort: „Herr, Ihr habt mir versprochen nicht zu reden: Und Euch versprach ich, „daß Gott euer Stillschweigen für eure Sünden nehmen werde.“ — „So will ich eben, antwortete Waldmann, „diese Schande geduldtig tragen und meine Sache Gott empfehlen.“ Hierauf ward er nebst seinem bewafneten Begleite zu Wasser bis nach Stadelhofen geführt. Denn alle Thore blieben aus guten Gründen verschlossen. Um die Blutbühne her wimmelte alles von der ungeheuren Menge des Landvolks; unter dasselbe hatten sich auch die eidgenössische Gesandte gemischt. So bald Waldmann auf dem ungewöhnlichen Richtplatz angelangt war, zog ihm der Scharfrichter das grauseidene Wams ab. Mittlerweile gieng sein Blick zu verschiedenen Malen unter 10000 Zuschauern hin und her. Er freute sich über diese Menge von Zeugen und winkte mit der Hand, indem er laut ausrief: „O Jesu, so tilge mir andre meiner Sün-

„den um dieses unverschuldten Todes willen!“ Der Beichtvater erinnerte ihn nochmals an sein angelobtes Stillschweigen. Er schwieg eine Weile. Hierauf bat er kurz und mit vernehmlicher Stimme alle Umstehende, die Eidgenossen und den Reichsvogt Gerold Mejer besonders um Verzeyhung und das ganze Volk um seine Fürbitte: „Die will ich auch thun für Euch; „itzt, und wenn ich in meine Ruhe eingegangen bin.“ Während seiner Rede waren jedermanns Aug und Ohr unbeweglich auf ihn geheftet; laut wainten Weiber und Töchter. Mit Anstand kniete er nieder, erhob noch einmal sein Haupt gegen der Stadt: „Gott wölle, „daß dir kein Leid wiederfahre, du liebes Zürich!“ Darauf sprach der Frate: „Herr, redet mir nach!“ Indem er das Credo anfieng, geschah der Streich. Der Kopf sprang und der schöne Körper fiel mit grossem Blutvergiessen auf das Gerüst, daß es bebte. In gleichem Augenblick wandte sich der Reichsvogt gegen die Zuschauer und beruhigte sie durch den Bericht: daß das Gericht von dem Anmarsch der kaiserlichen Truppen falsch sey. Als dieß geschehen wär, floß die Menge auseinander. Nach Waldmanns Begehren, ward seine Leiche in eine Gruft der Abteykirche versenkt.

Wie hernach seine Güter eingezogen und verschwendet, wie auch verschiedene seiner Freunde in sein Schicksal verwickelt, und wie endlich, nach fürchterlicher Anarchie, die öfentliche Ruhe wieder hergestellt worden, findt man ausführlich in Füßli's Waldmannscher Geschichte, woraus dieser ganze Auszug geborgt ist.

VI.

Ulrich Zwingli. (*).

Zwingli erblickte das Licht der Welt den 1 Jenner 1484. zu Wildhausen im Toggenburg. Sein Vater war Ammann des Ortes. Er ward bey seinem Oheim, Bartholomäus Zwingli, Decan zu Wesen, erzogen. Sehr frühzeitig gieng er auf die Schule nach Basel. Daselbst genoß er den Unterricht des Gregor Bintzli. Hierauf kam er nach Bern zu Heinrich Wölfli oder Lupulus. Wegen seiner vortreflichen Singstimme ward er von den Dominicanern in ihr Kloster gelockt. Seine Verwandten aber foderten ihn zurück und schickten ihn, zur Erlernung der Philosophie, nach Wien. Von Wien zog er wieder nach Basel und ward Schulhalter bey St. Martin. Zur Erholung von ernsthaftern Studien trieb er die Tonkunst. Sein Zeitgenoß, Bernhard Weiß, schildert ihn in folgenden Zügen: „Ich hab auch nie „von keinem gehört, der in der Kunst Musica, das ist „im Gesang und allen Instrumenten der Musick, als „Lauten, Harpfen, Geigen, Abögli, Pfeifen, Schwä„glen, (als gut als ein Eidgenoß) dem Trummscheit,

(*) S. Myconii Vitam Zwinglii, wie auch Bullingers handschriftliche Reformationsgeschichte, Füßlins Beyträge, Hottingers Kirchengeschichte, nebst Adami, Schröcks und Nüschelers Lebensbeschreibungen.

„ Hackbrät, Zincken und Waldhorn so erfahren ge„ wesen; was man dergleichen erdacht, konnte er es „ so schnell, also bald er es zu Handen nahm, und war „ dazu so gelehrt, wie obsteht. Item er aß und trank „ mit allen Menschen, die ihn luden, verachtete nie„ mand, er war barmherzig gegen armen Leuten und „ allwegen in Freud und Wiederwertigkeit eines fröhli„ chen, männlichen Gemütes, der sich kein Uebel er„ schrecken ließ, sondern war allwegen trostlichen Ge„ mütes und tapferer Rede. Er redete auch nichts ohne „ des göttlichen Wortes Bewährnissen. Hinterm Wein „ richtete er diese Dinge nicht aus, aber an der Kanzel „ sah er keinen an, weder Papst, Kaiser, König, Her„ zog, Fürsten noch Herrn, auch die Eidgenossen nicht.“ So war also in seiner Person der gefällige Weltmann mit dem entschloßnen Helden und Märtyrer, der Mann von Geschmack und Lebensart mit dem frommen Zeloten vereinigt. Wir sehn, daß man auch fromm und heilig bey aufgeraümter Laune, daß man groß und kühn auch ohne Schwärmerey seyn kann. — Seine theologische Aufklärung hatte Zwingli vornemmlich dem berühmten Thomas Wyttenbach zu danken. Die erste Predigt hielt er im J. 1506. zu Rapperswyl, hernach in gleichem Jahr die erste Messe zu Wildenhausen, in seinem Geburtsort. Hierauf ward er als Seelsorger nach Glarus berufen. Mit seinen Kirchangehörigen zog er als Feldprediger nach Navarra und vor Marignan. Unter allen Zerstreuungen fand er immer noch Zeit zum Studieren und bracht' es im Griechischen und Ebräischen ungemein weit.

Im J. 1517. ward er von dem Verweser des Klo-

ster Einsiedeln, Theobald von Geroldseck, als Pfarrer nach Einsiedeln berufen. Je länger je mehr ward im Umgang freydenkender und aufgeklärter Klosteraufseher sein Geist erhöht und erweitert. So weit war er von kleinfügigen Formalistengeschmack und von allzuängstlicher Bedächtlichkeit oder Andächteley entfernt, daß er sich würklich, wegen seines ofenen Wesens, bey den Feinden in Verdacht allzufreyer Galanterie setzte. „ Von „ etlichen Fürnehmen des Landes, schreibt Bullinger, „ hatte Zwingli Ungunst und Auffsatz, daß er etlicher „ Wyber verargwohnet was, wie denn dazumal das „ Papstum den Priestern keine Eheweiber ließ, und hie„ mit die Priesterschaft in schweeren Argwohn und auch „ in Ehbruch und Hurerey bracht. Zudem daß Zwin„ glis Musica und anerbohrne Freundlichkeit in ouch „ verdachter machte, dann er aber der That halber „ arger oder schuldiger was. “ So verdächtig bey den Einen der grosse Mann wegen allzufreyer Aufführung gewesen, so verdächtig schien er den andern wegen käzerischer Lehren, wie dieses zu allen Zeiten das Schicksal kühner Selbstdenker gewesen. Unter anderm ward er von seinen Neidern als Verfechter Pic-Mirandulanischer Irrlehren verschreyet. Immerhin wagte ers, sich als Genie zu zeigen, das sich nicht sclavisch unter das Joch bog. „ Zwingli selbst bezeugt, nach Bullingers Aussage, „ daß er hievor, als im J. 1516. ehe dann „ jemand noch ützid von Doctor Luthern gehört, habe „ er angehept das Evangelium zu predigen. Das pre„ digt er jzt mit allem Fleiß zu Einsiedeln und lehrt in„ sonderheit Christum den einigen Mittler, und nicht „ Mariam, die reine Magd und Mutter Gottes an„ betten. “. So fremd und unangenehm dieses den

Einen war, so willkommen war es den andern. Ausser dem gelehrten Klosterverweser, Diebold von Geroldseck, sah sich Zwingli auch von dem Abbten selbst, Conrad von Rechberg, begünstigt. „Dieser war ein alter „Mann, schreibt Bullinger, der nie viel auf den Mön„chenstand und aller Superstition gehept. — Da er „dieses Gottshauses Apt geworden was, besuchten ihn „die Seinen; dieselben aber wollt' er nienen im Klo„ster wüssen, wollt' ihnen auch nicht nur nüt geben, „sondern irer auch nit ein Heller Kosten haben; sagt: „Gelt, Ihr kommend jzt und wölltind gern reich aus „meiner Abtey werden. Nein, nein, Ihr habend mich „hieher in die Kutten zur Gfaar meiner Seel versteckt, „daß ich hie ein Münch seyn muß, und Ihr Jun„ckern wärind. — Item als vff ein Zyt die Visitato„res des Ordens ihn visitirten vnd vermeyntend, er „sollte ouch Meß haben vnd nit so wenig auf der Meß „halten, antwortete er: Liebe Herren, wiewol ich ein „Herr bin mines Gottshauses vnd Eüch wol abferti„gen möchte mit einer andern vnd kürzern Antwort, „sag ich doch allso: Ist es im Grund wahr, wie „man dafür haltet, daß vnser Herr Jesus wahrhafti„glich in der Hostie sige, so weiß ich nicht, wie wür„dig Ihr Eüch schätzend; das weiß ich aber wol, „daß ich armer Münch nicht wehrt bin, daß ich ihn „anluge, ich geschwige, dem ewigen Gott Vater auf„opfere. Sollt er dann nit da syn, weh mir, wenn „ich Brod für Herr Gott dem armen Volk aufheben „und anzubetten fürhalten sollte." — Unter den Klosterleuten dieses geistlichen Degens befanden sich Leo Judä, Franz Zingg, Michael Sander und andre Gelehrte.

Mit

Mit grossem Eifer setzte Zwingli in ihrer Gesellschaft das Studium der alten, classischen Litteratur fort. Zur Anschafung der Bücher genoß er ein päbstliches Gehalt von 50 Gulden, welches er seither von freyen Stücken ausschlug, eben so wie andre Vorteile und Ehrenstellen, womit der Papst ihn zu bestechen geneigt war. Wie gelaütert sein Geschmack in den schönen Wissenschaften gewesen, wie wenig er sich, gegen die Gewohnheit seiner Zeit, auf blose Wortkritick eingeschränkt habe, hievon zeugt seine Beylage zur Ceporinischen Ausgabe des Pindars. Wenn er über die frostigen Ausleger der Prosanscribenten gelacht hat, so bedaurt er, daß auch die heiligen Schriftsteller gleich frostig erklärt werden.

„Der Gebrauch, sagt er, bringt es mit sich, daß „man nichts mehr liest als was neu ist. Und heißt „dieses nicht, aus Vorurteil und Leidenschaft handeln? „Oder wie manchen findt man, der, bey dem Lehr„vortrag, nichts von dem seinigen einmischt, keinen „blauen Dunst vormalt und viel eher in Geschrey aus„bricht als mit Prüfung erforscht? Wie manchen, „der die Warheit menschlichem Ansehn vorzieht? In„deß läßt man die besten Schriftsteller, die Römer und „Griechen liegen, ungeachtet aus diesen die Morgen„röte ächter Gelehrsamkeit für uns hervordämmert. „Dagegen wendt man sich zu den Aquinaten und Gre„goren, welche nur scheinen geschrieben zu haben, „daß sie die besten Scribenten verdunkeln. Ihr Ein„fluß liegt am Tag. Denn da die ganze Welt sich „für gelehrt und beredt hält, und gleichwol die Sit„ten äusserst verderbt sind, wer begreift nicht, daß so

„ viele lieber Gelehrte oder Schriftsteller als Wolthäter
„ der Menschen seyn wollen? Scheinen wir auf sol-
„ che Weise nicht rasender als jener Hercules; un-
„ geachtet er von einem Weibe gespielt wurde, eilt' er
„ von ihr hinweg nichts desto weniger dahin, wo Un-
„ fall, Pestseuche u. s. w. herrschten, um dem Uebel
„ zu steuren. Wir hingegen scheinen weit mehr bereit,
„ Zweytracht anzufachen als die Flammen derselben
„ zu löschen. Was ich indessen hier sage, soll man kei-
„ neswegs so deuten, als wollt ich diesen oder jenen
„ grossen Namen verkleinern und überal alles Moderne
„ hintangesetzt wissen: nur verlang ich, daß man sich
„ mit dem besten in jeder Gattung bekannt mache und
„ nicht immer nur, wie aufm Jahrmarkt, nach Neuig-
„ keiten auf die Jagd gehe, wie die Athenienser (nach
„ den Apostelgeschichten) an solcher Neuheitssucht krank
„ lagen. Freylich giebts viele heutige Schriften, die
„ wir vielen hundert- und dreyhundertjährigen vorziehn,
„ die vielleicht auch länger als drey Jahrhunderte fort-
„ dauren werden. Allein da uns der Himmel Augen
„ verliehn hat, so wird uns in selbige aus den ältesten
„ Schriften ein Stral des Lichts fallen. Wenn ge-
„ genwärtig selten so gelehrte, so göttliche Werke, wie
„ bey den Alten, hervorgehn, kömmt es nicht daher,
„ daß wir noch unbefiedert uns aus dem Nest hervor-
„ wagen, während daß wir noch dem Windsturm nicht
„ zu wiederstehn im Stande sind? Mit Recht leiden
„ alsdenn wir und unsere Schriften des Ikarus Schick-
„ sal." In eben diesem Schreiben, einige Seiten vor-
her, zeigt er mit feinem Geschmack und mit critischem
Scharfsinn, wie besonders auch für den Ausleger der
h. Bücher die Lectüre der Alten, und vorzüglich des

Pindars, höchst fruchtbar seyn könne. Mit Laune spottet er eines Pedanten, der die Aeneide in folgender Manier erklärte: Arma virumque cano: est propositio de copulato extremo: & arma virumque non est subjectum sed prædicatum: & istud pronomen Ego est subjectum illius verbi Cano, & est propositio sic: Ego cano arma & virum. Diese frostige Erklärungsart, sagt er, wird auch auf die h. Schriftsteller angewendt, so daß die Ausleger nicht Gottes Geist aus denselben herausziehn, sondern den ihrigen hineinsenken; wenn man ihnen dann zuruft, fährt er fort, ne extra oleam, ne sutor ultra crepidam, so glauben sie sich damit zu rechtfertigen, daß sie schreyn; Attamen pia sunt, es ist doch erbaulich und gottselig u. s. w.

Jede Blume indeß, welche auf dem griechischen und römischen Parnaß von Zwingli und den andern Reformatoren gepflückt ward, diente dazu, um auf dem Altar der Kirche im h. Opferkranze zu duften. Auch die ärgsten Feinde gaben unserm Zwingli den Ruhm eines gelehrten und denkenden Kopfs; selbst Faber (*) konnte ihm diesen Ruhm nicht versagen; von ihm sagt der unbescheidene Jacob Münster von Solothurn (**): doctior tamen hæc bellua est, quam putabam. Durch seine ausgebreiteten Känntnisse in der Kirchengeschichte, mit scharfsinniger Dialectick verbunden, ward Zwingli unüberwindlich im Streite. Bey allem dem blieb er keineswegs fremde in dem Gebiete der schönen Littera-

(*) S. Fabri Epist. ad Zwingl. Opp. T. II.

(**) Hotting. H. E. N. T. Tom. VII. S. 644. wie auch das Zeugnis des Kardinals Pallavicini in der Hist. Conc. Trident. I. 19: 1.

tur und von ihm zeigt man noch verschiedene, teutsche Gedichte.

So groß er indeß auch blos als Gelehrter gewesen, so war er nicht weniger gros im thätigen Leben. Unermüdet, und anfangs nicht fruchtlos war seine Bemühung, bald den Bischof Hugo zu Constanz, bald den Cardinal Matth. Schinner in Wallis, bald den päpstlichen Legaten, Anton Burccius gegen die Hierarchie zu empören. Nicht eher bis diese geistlichen Obern die Hand von dem Verbesserungswerk abzogen, glaubte er sich an die Spitze stellen zu dürfen. — Den 11 Christmonat 1518. ward er von dem Probst und Capitel nach Zürich berufen. Daselbst that er den 1 Jenner 1519. im vier und dreissigsten Jahr seines Alters die erste Predigt. Wie popular, menschlich, patriotisch sein Vortrag gewesen, hievon giebt Bullinger folgendes Zeugniß: „Heftig hub er an, wieder den Mißglauben, „Superstition und Gleißnerey reden. Die Buß oder „Besserung des Lebens und christenliche Liebe und „Trüw trieb er heftig; die Laster, als den Müssig„gang, Unmaß in Essen und Trincken, Kleidern, „Fresserey und Vollerey, Unterdrückung der Armen, „Pensionen und Kriege straft er auch u. s. w.“ So sehr dieser neue Predigtton den Einen zu wieder war, so willkomm war er den Andern; je geldfressender der päpstliche Aberglauben geworden, desto geneigter war man zur Abschafung desselben.

Der Bischof von Costniz ließ ihn durch seinen Vicar, Johann Fabri, beym Chorherrenstifte in Zürich verklagen. Diese Klagschrift ist vom 24. May 1522. da-

tirt. Schon vorher hatte Conrad Hofmann dem Probst und Kapitel eine besondere Klagschrift gegen Zwingli überreicht. (*) Da sie noch ungedruckt und wenig bekannt ist, so lohnt sichs der Mühe, dieselbe im Auszug zu liefern.

„ Und zum ersten meyne ich, schreibt Chorherr Hofmann, „ das ihm (Zwingli) zu sagen seig, das uns „ wolgefalle, das er yedermann, geistliche und weltliche Menschen underwyse, strafe und lehre, nachdem „ als nützlich, nach Gelegenheit und Umbständen der „ Sachen und Laüffen — doch aber mit sömmlicher „ Bescheidenheit, das er niemands insonderheit melde „ oder durch sonderliche Zeichen und Umbständ zuverstahn gebe, dadurch yemant sonderlich geschenzelt, „ geschmecht oder verlaümdet und geläidet möchte wer„ den, — ob joch ein Prediger ein Widerbringer und „ Besserer soll seyn der Sünden, und nit ein Offenba„ rer der Sünden und Sünder, die sonst nit ganz of„ fenbar sind. — Item das er nit allerley Sachen, „ die ihn selbst sonderlich antreffend und ihn mit Wor„ ten oder mit Werken begegnend von andern Menschen, „ gelerten oder ungelerten, offentlich uff der Kanzel mel„ de, klage oder ande, oder desselben halb yemand mit „ sinen Worten rupfe, stupfe, schenzle, das ouch dör„ fisch und unhöflich wäre. Ist ime denn etwas ange„ legen gegen yemand, das handle und richte er us an „ den Enden, da es nutzlich und ziemlich mag geschehn,

(*) S. Hottingers handschriftl. Thesaurus auf der carolinischen Bibliotheck in Zürich D. 14. f. 243. folg. Eine spätere Klagschrift dieses Hofmanns ist in Füßlis Beyträge Th. III. Abschn. 2. eingerückt. —

„ vnd ob Not wäre, mit Hilf der geistlichen oder welt-
„ lichen Oberkeit. — — Item vielleichter wär es ouch
„ nutz vnd gut (ob es in seinem Vermögen wär,) das
„ er etwas langsamer redte, das sin Leer desto bas von
„ den Lyten möcht verstanden werden; denn der wys
„ sittlich Lehrer Seneca vast widerrathet Schnelligkeit
„ des Redens. Item daß er ouch gut, fruchtbar, ta-
„ pfer Lehre, Ermahnung vnd ernstlich Strafung vnd
„ Warnung nit zu vyl vermischelte mit Schimpfworten
„ oder Spitzlinen in der Predigt oder in dem Verkün-
„ den nach der Predigt, dadurch sine Worte vnd Mei-
„ nung, die er dem Volck ernstlich hat fürgehalten,
„ möchtend kraftlos oder vast geschwächet werden, da
„ das Volck merkte, das er so bald vnd lychtlich von
„ dem Ernst zu Schimpf gewandelt würde, als das er
„ in einer Stund vnd Predigt wol könne vnd möge
„ Ernst vnd Schimpf tryben wie Cuntz hinter dem O-
„ fen. — — — — daß er in kein Weg andre Lehrer
„ rupfte, darumb ich meynen vnd halten, daß der Tü-
„ fel kein giftiger, kreftiger vnd zerstörlicher Pestenlenz
„ erdenken möchte, den christenlichen Glouben zu schwä-
„ chen vnd mindern, vnd Einigkeit der Christen zu zer-
„ trennen, dann das er die christenlichen Prediger vnd
„ Lehrer also mißhellig mache, das sy öfentlich vnd vn-
„ zymlich wider einander lehrend. — — — Item wie
„ wol es ist, daß menschlich Vrteil vnd Vsspruch, Sa-
„ tzung vnd Ordnung, so fern dieselben nit Ynfluß vnd
„ Kraft habend von der heil. Gschrift oder göttlicher
„ Satzung vnd Ordnung, nach Vmbständen vnd Ge-
„ legenheiten der Menschen vnd der Sachen zimlich vnd
„ nutzlich mögendt geändert, gemindert oder gemehret
„ werden von denen, die deß Verstand vnd Gwalt ha-

„ bend, vnd vielleichter jzt nach Glegenheit der Men„ schen vnd der Sachen vast nuz, not vnd gut wäre, „ daß vyl derselben geendert oder abgetan werdend, nüt „ desto minder bin ich stark in der Meinung, daß nie„ mand zymme vnd sonderlich den Geistlichen allermeist, „ offentlich vor dem Volke sömmliche Worte zu brau„ chen, durch die sömmlich Vrteil, Satzung vnd Ord„ nung glaüblich in einer Gemeing möchtend für glaub„ los vnd kraftlos geachtet werden, dadurch dann ouch „ nachfolgentlich die heil. christenliche Kirch, die h. Alt„ väter, die Concilia, der Bapst, Cardinal, Bischof „ vnd alle ordentliche, christenliche Oberkeit, von denen „ sömmlich Satzung vnd Ordnung entsprungen sind, „ verspottet vnd vernütet wurden. Davon vast glaub„ lich entsprung Vngehorsam, Widerspennigkeit wieder „ alle christenliche Oberkeit vnd Ordnung, die Gott „ durch St. Paulum gegeben hat zu den Römern XIII.

„ — — — deßglychen das vnser Herr Lytpriester ouch „ in mengerley andern Gschriften wölle gut, treuw, „ flüssig Vorbetrachtung brauchen, das er nüt überflüs„ sigs dem gemeinen Volk fürhalte; das ich darumb „ warnen, daß ich in dem vyl gelerten, wolredenden „ Lehrer, Laurentio Vallensi etwas funden vnd gele„ sen habe, davon ich nit hundert rheinischer Gulden „ vnd noch meer nemmen wollt, daß ich dasselb dem „ gmeinen Volk fürhielt vnd erscheinte, deßhalb daß ich „ vast übel ersorgte, daß gros, vergiftig vnd zerstörlich „ Ergernuß davon entsprungend, deßglychen findt man „ villychter auch in andern Büchern, dero yetzt vyl aus„ gahnd vnd feil gehept werden. — Aber das sag ich „ dabey, daß in den Schulen vnd vnter den Glerten

„ zu sicherer vnd besserer Erforschung vnd Erfahrung
„ der Wahrheit mengerley nutzlich vnd fruchtbarlich mag
„ gesagt, ghandelt vnd disputirt werden, das in dem
„ gmeinen Volk gros Ergerniß vnd Schaden brächte,
„ all Meldung vnd Erzällung mengerley Meinungen der
„ Lehrer, mit jren Anzügen vnd Verglychung oder Zu-
„ samenschetzung der Lehrer der h. Gschrift gegen ein-
„ ander vnd derglychen, also das schynbar ist in den Bü-
„ chern des vylgelehrten Doctoris Erasmi, der zu meh-
„ rerer, besserer vnd sicherer Verständtniß der Warheit
„ viel gewarnet, geschryben vnd geofenbaret hat den
„ Gelerten, das dem gmeinen Volk gros Ergerniß brächte.

„ — — Item das er auch nit unbsinnt oder schnelle
„ Worte ausstosse, nämlich das er keinem Stand, Ampt,
„ Orden oder Versammlung Sünd und Laster zulege,
„ die durch ettlich sonderlich Personen der Communen
„ oder Gmeinen mißhandelt vnd verbracht werend; vnd
„ darumb ist es Sach, daß er diese Meinung ye geredt
„ hat, daß unter 100 oder 1000 geistlichen Personen,
„ Priestern, Mönchen, Klosterfrauen, Brüdern vnd
„ Schwestern, die Keuschheit gelobt habend, kaum ein
„ Person möcht funden werden, die nit Unkeuschheit
„ trybe; dann die sömmlichs nit öfentlich trybend, die
„ thäten bösers, als er das durch das Mittel der Bycht
„ zu Einsideln hab erfahren; vnd daß die Begynen oder
„ Schwestern Bulbriefe vmbtragend vnd Kuppleren try-
„ bend, oder ob er auch anders deßglychen geredt hat,
„ so bedüchte es mich so ärgerlich, vnbillig vnd schäd-
„ lich, das vyl guts zu geben wäre, daß sömmlich
„ Wort nie geschehn wärend. Vrsach will ich ytz ver-
„ schwygen, aber jm nit verhalten, so er die hören will.

„— Ist es Sach, das Meister Vlrich Zwingli, vnser Lütpriester, die Summisten und Kanonisten — — öfentlich vff der Kanzel vor dem gemeinen, versammelten Volk genennt hat, toll Fantasten, — ist es Sach, sage ich, daß er diese Dinge also nach vnd nach in seinen Predigten förmlich oder nachvolgentlich gethan vnd vollbracht hat, so bin ich in der Meynung, daß im folliches vs vyl Vrsachen vast übel gezimpt habe vnd das er dadurch wieder die Gebot Gottes vnd deß Rechten vnd wieder die Warheit vast gröblich vnd ärgerlich gesündet habe. Item vnd das er durch diese sündtliche vnd ärgerliche That einer ganzen Gmeinschaft Zürich vyl grössern vnd verderblichern Schaden zugefügt habe, dann ob er halben Wyn vnd Korn vnd ander Frucht eins Jahres oder mehr ganz geschendt, verderbt vnd zu nüt hatte brucht.

„— — Ich bin ouch der Meinung, hat er gepredigt oder gelert, das man den Heiligen in keinem Weg möge gefallen, Ehre vnd Dienst thun als durch das herrlich Gebett Vater vnser u. s. w. daß vyl besser wäre gsyn, daß er hette gelernt, in was Gestalt vnd Meinung vnd mit was Vnterscheid man möchte Gott vnd die Heiligen mit demselben Gebett ehren. —

„— — Item ich bin der Meinung, ist es Sach, das er gepredigt, das die Kindli, die nit getauft sind, nit verdammpt werdend vnd göttlichs Angesichts beraubt, das er daran geirret habe. — „Item hat er gesagt, daß er in der h. Gschrift nüt merklichs oder starks finde, daraus man möge bewähren, das ein Fegfeur seige, so bedünkt es mich vast ärgerlich.

„ Item sollte er auch keine selzame Lehre dem Volk
„ fürgeben, die er nach seinem Bedünken gezogen habe
„ vß etlichen küischen (d. i. krüchischen oder griechischen)
„ Büchern, die noch nit in die lateinische Sprach ge-
„ wendt sind, die wieder die lateinischen Lehrer sigen.

„ Item ich meine auch, das vast gut vnd notdürftig
„ wäre, das er gefragt würde, was sin Meinung wäre
„ deß Wyns halb? denn wo in demselben geirret wurd
„ wider die Wysung der h. Gschrift vnd der heil. Rech-
„ ten, hielt ich dasselbe für vast ärgerlich vnd schädlich
„ oder für eine Käzerey. “

Zum Beschluß anerbeut sich Hofmann, über alle diese Puncten mit Zwingli vor dem Stiftscapitel und vor dem Senate, wie auch vor dem Bischof oder seinem Vicar in öfentliche Unterredung zu treten. „ Wenn es sich
„ dann funde, daß die Rechtsbücher (Jus canonicum,)
„ so vyl dorachter, falscher, truglicher vnd vnbilliger
„ Ausspruch innhaltend, daß dann vnser Oberkeit bey
„ dem grossen Bann oder vast hohen Buß gebeute al-
„ len Priestern, daß sy dem gemeinen Volk kein Lehr
„ oder Vnterwysung gäbindt vß den vorgemeldten Recht-
„ büchern vnd neuen Lehrern vnd Predigern, sondern
„ allein vs der heil. Gschrift vnd vs den alten Lehrern;
„ ob sich aber sömmlichs nit erfunde, als ich fest vnd
„ stark hofe vnd glaube, daß dann by dem grossen
„ Bann der höher Buß allen Priestern verboten wird,
„ die gemeldten Rechtbücher vnd auch die neuwen Leh-
„ rer vnd Prediger, vnd auch weltlich oder heydnisch
„ Meister (so fern vnd in der Gestalt vnd Meinung
„ wie das geistlich Recht nachlaßt vnd zugiebt,) in kei-

„ nerley Wyß vnd Weg offentlich vor dem gemeinen
„ Volk zu vernüten, verspotten, zu schenzeln oder zu
„ verachten u. s. w. “ — So weit der Fehdebrief, womit der Ritter des canonischen Rechtes unsern Zwingli, den er sonst hochschätzte, zum theologischen Zweykampf herausfoderte.

Auf die bisher angeführten Klagschriften antwortete Zwingli dem Bischof in einer lateinischen Abhandlung, unter der Aufschrift: Archeteles, d. i. Anfang und Ende. (*) In allem sind es neun und sechzig Puncten, die er eben so bescheiden als unerschrocken zergliedert. Diese Schrift ist vom 22. Augstm. 1522. datirt.

Gleichwie der Papst Tezeln nach Teutschland so hatte er Bernhardin Sanson in Helvezien, mit Indulgenzen geschickt. Oefentlich predigte Zwingli dagegen. Nach weitlaüftigem Zwiste sah sich der Ablaßkrämer genöthigt, zurück nach Mayland zu gehn.

Nach dem Hinscheid Kaiser Maximilians sahn sich die Eydgenossen von der teutschen und von der französischen Partey in die Angelegenheiten des Reichs eingeflochten. Eifrig war Zwingli bemüht, in Helvezien gänzliche Neutralität zu erhalten. Von dem spanischen Carl versprach er sich wenig gutes für die teutsche Verfassung; ihn verglich er mit dem Storch in der Fabel; dessen ungeachtet ward er auf dem Reichstag von den Eydgenossen empfohlen und im J. 1520. zum Kaiser erwält.

Im J. 1519. hatte die Pestseuche in Zürich geherrscht.

(*) S. Zwinglis Opp. Tom. I. fol. 124.

Vom August bis zu Weynächten starben bey dritthalb tausend Menschen. Auch Zwingli lag gefärlich krank; auf dem Krankenlager beschäftigte er sich mit Verfertigung erbaulicher Verse.

Im J. 1521. befanden sich abermal kaiserliche so wol als französische Gesandte in Zürich. Durch Geschenke konnten leztre die gesammte Eydgenoßschaft — nur den Canton Zürich allein nicht, — zu näherer Verbindung mit Frankreich bewegen. Mit Enthusiasmus schrieb Zwingli gegen alle auswärtigen Bündtnisse: die Pensionen aber sprachen beredter als Zwingli. Aus Unwillen über seine Philippiken gegen das Reislaufen, erklärten nun mehrere, die sonst seiner Lehre günstig gewesen, selbige für käzerischen Irrtum. Gegen ihn fand man hie und da auf öfentlichen Plätzen die schändlichsten Pasquillen geschrieben.

Im J. 1521. starb Pabst Leo X. und nunmehr hörte auch der zürchersche Vertrag mit dem päpstlichen Stul auf. — Je mehr nun für einmal Zürich ruhig von aussenher war, desto leichter gelang jzt Zwingli die Abschafung des päpstlichen Tandes. Sorgfältig war er darauf bedacht, daß diese Abschafung ohne Tumult, daß sie nach gesetzlichen Formalitäten yeschehe. Einige allzu hitzige Köpfe, die ohne vorhergegangene Untersuchung und Einwilligung voreilig die heiligen Bildsaülen zerschmetterten, andere, die von der Kanzel herab und auf die Kanzel hinauf persönliche Invectiven schleuderten, wurden oberkeitlich bestrafet. Der Bischof von Constanz, Hugo von Hohenlandenberg, verbot durch Abgeordnete jede Abänderung der Kirchengebraüche. Zwischen diesen

Abgeordneten und den beeden Leutpriestern, Zwingli und Röschli, wie auch Doctor Engelhard, ward auf Befehl der zürcherschen Regirung eine polemische Unterredung gehalten. Nach langer Für- und Wiederrede ward der Bischof gebetten, auf einer Provinzialsynode die streitigen Puncten gemeinschaftlich untersuchen zu lassen. Nunmehr ereignete sich ein Vorfall, wodurch zu planmässiger Behandlung des Reformationswerkes der Grund gelegt ward:

Den 12. Heum. 1522. kam ein gelerter Münch, Franziscus Lamberti, von Avignon nach Zürich. Auf Anstiften einiger Chorherren und Caplanen foderte der Münch unsern Zwingli zum Wettstreit auf, und zwar um so viel mehr, da ihn dieser unlängst in der Predigt unterbrochen und ihm zugeschrien hatte: Bruder, da irrst du! — — In einer weitlaüftigen Unterredung auf der Trinklaube der Chorherren trieb Zwingli den Mönchen so weit, daß er mit gefaltenen Händen zum Himmel empor rief: Nunmehr wolle er alle Rosenkränze und Schutzheiligen verlassen, um in jeder Not sich einzig an Gott und Jesum zu halten. Morgens drauf ritt er nach Basel zu Erasmus, alsdenn weiter zu Luther nach Wittenberg, woselbst er die Kutte wegwarf und sich verheyratete.

In gleichem Jahr 1522. ward unter Aufsicht der Staatshaüpter in der Probstey eine Versammlung der vornehmsten Geistlichen gehalten. Nach langer Unterredung, beschloß Bürgermeister Marx Roüest die ganze Verhandlung mit folgenden Worten: „dieß ist meiner „Herren Meinung, daß Ihr sollt nun fürhin predigen

„ das heil. Evangelium und die Propheten; den Sco-
„ tum und Thomam und solche Dinge laßt liegen!“

Immerhin hatten die Mönche mächtige Freunde unter den Räthen; morgens und abends wurden diese in den Klöstern bewirthet. Sonderheitlich auch waren die Kriegsbedienten, die von fremden Fürsten Jahrgehalte genossen, Zwinglin äusserst entgegen. Durch seine Predigt brachte er es im J. 1523. so weit, daß sich alle Weltgeistlichen in allen Stadtkirchen zur Abschwörung der Pensionen genöthigt sahn; morgens drauf erfolgte gleiche Abschwörung auch von dem Bürgermeister und den Rathsgliedern. So wenig als bisher die Draüungen, eben so wenig hielten nunmehr die schmeichelhaften Briefe des Papst Adrians unsern Zwingli von der Unternehmung der Reformation ab. Im J. 1523. ward mit Anerbietung sichern Geleites von Zürch aus ein Religionsgespräch ausgeschrieben. Auf den 29. Jenner erschienen bey 500. Priestern, nebst einer Menge andrer Personen; in gleichem Jahr ward im October dieses Gespräch fortgesetzt. Ueber die Meßkrämer und Bilderverehrer triumphirte Zwingli mit seinem Freund Leo. Der Innhalt des Gespräches erschien in öfentlichem Drucke. Von dieser Zeit fieng man an, bey der Kindertaufe sich der teutschen Sprache zu bedienen; den Klosterfrauen im Oedenbach ward erlaubt aus dem Kloster zu gehn und sich zu verheyraten. Ihr mitgebrachtes Gut ward ihnen herausgegeben und in die Hände oberkeitlicher Vormünder gelegt. — Im J. 1524. verehlichte sich Zwingli mit Anna Rheinhardt, Wittwe Hans Meyers von Knonau. Schon hatten sich mehrere Priester verheyratet. (*)

(*) S. Zwinglis Opp. T. I 110.

Noch unter Bürgermeister Marx Roüest ward vom grossen Rathe die Abschafung der Meß. und der Bilder genehmigt. So sehr ihm das Reformationsgeschäft zuwieder gewesen, so eifrig ward es von seinem Sohn und Nachfolger, Wilhelm Roüest, unterstützt. Den 20. Brachm. 1524. wurde von jeder Zunft ein Aufseher mit Maurern und Zimmerleuten von Kirche zu Kirche geschickt, um die Cruzifixe und Bilder von den Wänden und Altären herunter zu nehmen; sorgfältig wurden sie in besondere Zimmer bewahret, um sie bey etwaniger Veränderung der Volkesgesinnungen, sogleich wieder herstellen zu können. Indeß geschah alles ohne geringste Empörung. Den andern Kantons hingegen war dieses Unternehmen zuwieder. Für und wieder erschienen verschiedene Schriften im Drucke. Eben so viel Einfluß hatte die schriftstellerische Feder als sonst die Schatzkammer oder das Zeughaus der Grossen der Erde. Und die Feder war Ursach, daß sich die Schwerdter entblößten. — Als sich die Reformation auch in den gemeinschaftlichen Herrschaften der Eydgenossen ausbreitete, wiedersetzten sich die catholischen Cantons und es entstanden blutige Fehden. Je mehr schon die Zürcher um der neuen Lehre willen gelidten hatten, desto eifriger wurden sie itzo in Behauptung derselben; je länger je mehr ward der Gottesdienst von abergläubischem Auswuchs gereinigt. Den 13. April 1525. ward zum erstenmal das h. Abendmal nach evangelischem Gebrauche gefeyert. Noch war manchem dieses nicht recht. Die Oberkeit beharrte gleichwol darauf, daß den Anhängern des Papsttums keine besondere Kirche eingeraümt werde; nur ward ihnen für einmal die Uebung des römischen Gottesdienstes in den benachbarten, rö-

misch-catholischen Kirchen zu Diettikon und Baden gestattet. Auch ward in obigem Jahr das erste Matrimonialforum in Zürich aus geistlichen und weltlichen Beysitzern bestellt. Hierauf ward im J. 1526. der erste Schultheiß vor dem grossen Rathe erwält, da sonst bisher diese Wahl von der Aebbtissin abhieng. Ein Jahr vorher nämmlich hatte dieselbe für ein Leibding und für die Freyheit zu Heyraten alle noch übrigen Gerichtsbarkeiten dem Rath überlassen. Um gleiche Zeit übergab auch das Dohmstift seine Gefälle und Rechte. So ungern die Chorherren dran wollten, so bewirkte doch Zwingli, daß sie sich ohne Ausnahm unbedingt dem Rath überliessen. Freylich, nicht ohne wiederholte, ernstliche Draüung ließ sich Probst Felix Frey zum leidenden Gehorsam bewegen. Durch Abschafung der Klöster wurden nicht nur Bevölkerung und Kunstfleiß befördert, sondern überdieß der vormaligen, vielköpfigten Regirung mehr Uebereinstimmung, und damit zugleich mehr Energie und Ansehn gegeben. Grossentheils auf Zwinglis Antrieb geschah es, daß den 16. Winterm. 1526. das Verbot fremde Pensionen, Miet und Gaben zunehmen, in Zürich zum Staatsgesetz gemacht worden. Mit Abschafung der Pensionen hörte die Ueppigkeit von selbst auf. (*) Je lebhafter Zwingli von dem gegenseitigen Einfluß des innern und äussern, des leiblichen und geistlichen Zustandes oder überhaupt von der Verbindung der zeitlichen und der ewigen Glückseligkeit überzeugt war, desto weniger schränkte er sich, wie leyder so viele

Predi-

(*) S. Simlers Collect. Eccles. T. II. n. f. 461. Stettlers Chronick f. 602. 622.

Prediger, bloß auf dogmatischen Unterricht allein ein; keineswegs glaubte er es ausser der Kanzelsphäre, von Zeit zu Zeit auch bürgerliche und wirthschaftliche Unterweisung zu geben. Wie wenig er darüber die Theologie verabsaumet habe, hievon zeugen seine zalreichen, dogmatischen und hermenevtischen Schriften.

Mit dem Kraislauf der Ideen indessen hat es gleiche Bewandtniß wie mit dem Kraislauf des Geldes; nicht stufenweise vorbereitet, nicht durchgängig und gleichförmig vertheilt, scheinen neue Känntnisse eben so gefährlich als z. B. den Spaniern jene neuen Schätze aus Indien waren. Eben so unsicher ist ein Staat, in welchem die einen Glieder zu arm am Geiste, die andern hingegen zu reich sind, als ein solcher, in welchem die Glücksgüter allzuungleich vertheilt sind. So sehr wir daher auf der einen Seite jene litterarischen Herkule des sechszehnten Jahrhunderts verehren, so gestehn wir auf der andern Seite, daß, je ungewohnter das neuangezündete Licht war, dasselbe auch, ganz wieder ihre Absicht, desto fürchterlicher blöde Augen verletzt habe. Plötzliche Umkehrung der Dinge erschütterte den Pöbel so sehr, daß er auf einmal von der Hölle zum Himmel geschleudert, im Taumel sich selber verlor und zwischen Lichtengel und zwischen Geist des Tänarus nicht allemal zu unterscheiden im Stand war. Zugleich mit dem päpstlichen Joche schüttelten nunmehr die Wiedertaüfer jedes noch so heilige und wolthätige Band der bürgerlichen Ordnung vor sich. Schon im J. 1525. ward mit diesen Schwärmern vor dem grossen Rathe eine Disputation angestellt. Allein die Na-

tur der Schwärmerey bringt es mit sich, daß sie, voll Zuversicht auf blinde Eingebungen, keinen Vernunftgründen Gehör giebt. Je mehr diese Sectierer theils den Namen der reformierten Kirche entehrten, theils mit den Ausschweifungen des Geistes zugleich Ausschweifungen des Lebens verbanden, desto mehr sah sich die Obrigkeit zu strengern Maaßregeln genöthigt. Ungeachtet Zwingli die gelindesten Mittel anrieth, so konnt' er nicht hindern, daß nicht die einen und andern dieser hartnäckigten Schwärmer theils verbannt, theils hingerichtet wurden.

Von Zeit zu Zeit vergrösserte sich die Verbitterung zwischen Zürich und zwischen den catholischen Kantons. Diese waren seit langem darauf bedacht, wie sie den Zwingli aus dem Weg raümen möchten. Auf Anstiften Fabers, Eckius, Murners u. a. vereinigten sich im J. 1526. die zwölf Kantons, eine Disputation in Baden halten zu lassen. Die Zürcher und Zwingli wurden auch eingeladen. Die Zürcher aber weigerten sich, jemand von den Ihrigen dahin zu schicken und sie verboten Zwingli zu gehen. Die Disputation gieng gleichwol vorsich. In Zwinglis Abwesenheit führte Joh. Oecolampad die Zwinglische Sache. Diesen unterstützte Zwingli durch wiederholte Zuschriften; auch gab er Apologien der reformierten Lehre zum Drucke; endlich anerbot er sich zu mündlicher Unterredung, wofern man einen unpartheyischen, sichern Ort vorschlagen würde.

Nach und nach hatte sich die Religionsverbesserung auch in dem Kanton Bern ausgebreitet. Dieses gab zu einem neuen Religionsgespräch Anlaß, welches im J.

1528. zu Zürich angesetzt wurde. Aus Mißtraun gegen die catholischen Kantons sandte Bern den Fenner Bischof mit ansehnlichem Begleite nach Zürich; diese Stadt gab den Reisenden ein Gefolg mit von 300 bewafneten Männern. Mit Zwingli begaben sich der Bürgermeister, einige Rathsglieder und die vornehmsten Geistlichen nach Bern. Unterwegs unweit Mellingen ward aus dem Walde auf sie geschossen, aber niemand beschädigt. Umsonst suchte man den Thäter zu entdecken. Den 4 Jenner langten sie zu Bern an. Die Disputation währte achtzehn Tage. Der Erfolg war, daß in dem Kanton Bern die Glaubensverbesserung eingeführt wurde. Die mißgünstigen, catholischen Kantons bemühten sich, den Zürchern auf der Heimreise den Weg zu versperren. Hierauf legte Zürich 50 Mann in Bremgarten; dem Landvogt von Lenzburg trug Bern auf, den Zürchern ein Begleit von 200 geharnschten Männern zu geben. Den 1. Horn. langten sie glücklich in Zürch an.

In gleichem Jahr sorgte Zwingli dafür, daß alljährlich sich alle Geistlichen des Kantons auf einer Synode in Zürich versameln. Durch diese Synoden sollte sich gute Zucht und Glaubenseinigkeit in den vaterländischen Kirchen erhalten. Die ersten Synodalverhandlungen beweisen, wie zalreich noch die schlechten Geistlichen gewesen. Je weniger von ihnen Zwingli Beystand erhielt, desto mehr müssen wir ihn selber bewundern, daß er dessen ungeachtet nicht muthlos geworden.

Um die Reformation auch von aussen sicher zu stellen, vereinigte sich nunmehr Zürich mit Bern in ein

Burgrecht. In diesem Burgrecht ward auch für die gemeinschaftlichen, eidgenössischen Unterthanen gesorget, daß es ihnen frey stehn soll, in ihren Kirchspielen nach Mehrheit der Stimmen die Glaubensverbesserung entweder zu verwerfen oder zu wälen. Diesem Burgrecht traten mehrere andere Städte gleichfalls bey.

Bisher haben wir Zwingli im Wettstreit mit offenbaren Wiedersächern gesehn — leyder sehn wir ihn izo im Kampf mit einem Mann, den er als Bruder liebte, den er als Verfechter der Wahrheit verehrte, und durch Mißverstand ward dieser grosse Mann, Dr. Martin Luther, unsers Zwinglis gefärlichster Gegner. Durch Trennung nämmlich unter den protestantischen Kirchen schienen sie, zur Schadenfreude des römischen Stules, sich gegenseitig ihr Ansehn zu rauben. Es betraf die Auslegung der Einsetzungsworten des h. Nachtmals, welche Worte Luther mehr buchstäblich, Zwingli hingegen mehr metaphorisch erklärte. — Wie tolerant indeß Zwingli gewesen, mag folgende Anecdote beweisen: Schon nämmlich hatte der Rath in Zürich Carlstadts Schrift über das h. Abendmal verboten; gleichwol ermahnte Zwingli den Rath von der Kanzel, daß der Verkauf dieser Schrift erlaubt werden möchte, ungeachtet er selber den Innhalt keineswegs billige. — Es entstanden verschiedene Streitschriften; ungemein contrastirt in denselben Zwinglis Vertragsamkeit mit Luthers despotischem Tone. Zur Vereinigung beyder Parteyen ward, auf Anstiften des Landgrafen Philipps von Hessen, im J. 1529. zu Marpurg eine Unterredung gehalten. Dabey erschienen Zwingli und Luther, jeder von den gelehrtesten Secundanten begleitet. Ungeachtet am

Ende jeder auf seiner Meinung beharrte, so versprach man sich gleichwol beym Abschied gegenseitige Freundschaft. Wie unsicher von Luthers Seite dieses Versprechen gewesen, mag unterandern sein kurzes Bekänntniß vom h. Sacrament beweisen. In dieser Schrift schimpft er mit größter Bitterkeit über Zwingli, daß dieser in der Glaubenserklärung an den französischen König auch den Tugendhaften unter den Heyden nicht den Zugang zum Himmel versagt hat. „ Dis steht in „ Zwinglis Büchlin — schreibt Luther, „ welchs sol „ das gülden und allerbeste Büchlin sein, hart für sei„ nem Ende gemacht. Sage nun, wer ein Christ seyn „ will, was darf man der Taufe, Sacrament, Chri„ stus, des Evangelii oder der Propheten und heiliger „ Schrift, wenn solche gottlose Heyden, Socrates, „ Aristides, ja der grewliche Numa, der zu Rom alle „ Abgötterey erst gestifft hat, durchs Teüfels Offenbar„ ung, wie St. Augustinus schrybt, und Scipio der „ Epicurus, selig und heilig sind, mit den Patriarchen, „ Propheten und Aposteln im Himmel, so sie doch nichts „ von Gott, Schrift, Evangelio, Christo, Tauffe, Sa„ crament oder christlichem Glauben gewußt haben? „ Was kann ein solcher Schreiber, Prediger und Leh„ rer anders glauben von dem christlichen Glauben als „ daß er sey allerley Glauben gleich, und könne ein „ iglicher in seinem Glauben selig werden, auch ein „ Abgöttischer und Epicurer, wie Numa und Sci„ pio? “ — Um so viel mehr muß diese Verkätzerung befremden, da ja Luther selber anderstwo gleicher massen zum Heiden geworden (*). De Geschichte des Abi-

(*) S. Luthers Auslegung des 1. Mos. XX. f. m. 461. A. Edit. Wittemb. T. X. 1569. Edit. Jenens. T. IV. f. 133. Man sehe auch Bullingers Antwort von f. 16—24.

melechs giebt er zum Beyspiel solcher Heiden, die ohne Beschneidung selig geworden. „Und ist dieß, sagt er, „ein unverschempte Lügen der Jüden, das sy inen traü„men lassen, daß Gott alle Heyden soll verworfen ha„ben, vnd hab allein von den Beschnittenen wollen er„kennt und geehrt werden.“

Mit diesem Federkrieg, der gegen auswärtige Theologen geführt wurde, waren nunmehr in dem Schoos der Eidgenoßschaft thätliche Kriegesunruhen verbunden. — In dem Lande Hasle, Bernergebietes, neigten sich die Einwohner von neuem zum Papstum; durch die Unterwaldner ward ihre Empörung begünstigt. Einige catholische Kantons verschworen sich mit dem König Ferdinand gegen das Reformationswerk; hierüber beklagte sich Zürich in offenem Drucke; auch weigerten sich die Zürcher und Berner neben den Unterwaldnern zu Tage zu sitzen; nach dem Hinscheid des Abbt Geißbergers zu St. Gallen waren voreilig die Zürcher mit den Glarnern, wegen Secularisirung der Abtey, in Unterhandlung getreten; die catholischen Kantons waren aüsserst erbittert; nicht nur hinderten sie die Gewissensfreyheit der gemeinschaftlichen Unterthanen in den Freyen Aemtern und im Thurgaü; in dem Kanton Schwytz wurden so gar an einigen Bürgern von Zürich Gewalthätigkeiten verübet, und ungeachtet aller Fürbitte, ein Pfarrer verbrennet. Schon war Anton Abacker von Unterwalden bereit, als Landvogt in Baden einzureiten, und zwar mit zalreichem, bewafneten Gefolge. Um dieß zu verhindern, zogen die Zürcher den 5 Brachm. 1529 bey 500 Mann stark nach Bremgarten und in das Kloster Mury, zur Beschützung der Freyen Aem-

ter; 4000 Mann waren fertig, um diesem Vorhaufen zu folgen. Das Kloster Mury ward erobert. Den 8 Brachm. zogen noch 600. andre Zürcher gen Rüti und in das Gastel, in der Absicht, sich der Stadt Rapperschwyl zu bemeistern. Den 9 Brachm. zog ein anders Kriegspanner von Zürich nach dem Kloster Kappel; bey diesem Panner befanden sich, nebst unserm Zwingli, Conrad Schmid Commenthor zu Küsnach, Meister Franz Zingk von Einsiedeln und andre gelehrte Geistliche. Conrad Schmid ward zum Feldprediger geordnet; den Zwingli nämmlich wollte man nicht mitziehen lassen, aus Besorgniß daß er sich allzusehr blos stellen möchte; Umsonst daß man ihn zurückhalten wollte, er schwang sich auf ein Streitroß, mit einer glänzenden Helparten auf der Schulter, und zog auch mit. — Die catholischen Schwytzer lagen am Sattel, in der Absicht Weddenschwyl zu besetzen. In der Nacht zogen den Zürchern Hilfstruppen zu. Auf der andern Seite begab sich der Kyburgsche Landvogt, Hans Lavater, mit 500. wol bewafneten Leuten ins Thurgaü; der Abt zu St. Gallen hatte sich vorher aus dem Kloster geflüchtet. Die catholischen Kantons lagen unweit Zug zu Baar im Boden; die Zürcher waren begierrig zum Angriff; allein die Berner setzten sich heftig darwieder; sie, nebst den Zürcherschen Bundesgenossen von Basel, Glarus, Freyburg, Solothurn, Schafhausen, Appenzell, Rothweil, Constanz und Straßburg redten dringend zum Frieden. Zur Beförderung desselben waren sonderheitlich der Stadtmeister Jacob Sturm von Straßburg und der Ammann von Aebli geschäftig. Den 26 Brachm. 1529. ward eine für die reformirten Kantons sehr günstige und ehrenvolle Aussöhnung getroffen. Den

Hauptpunct des Vertrages war durchgängige Gewissensfreyheit, welche die Zürcher und Berner siegreich behaupteten. Von dem Kriegesheer dieser beeden Kantons schreibt Bernhard Weis, als Augenzeuge dieser unruhigen Szenen: „Dieses ist manchem Menschen ein „groß Wunder, daß in einem solchen grossen Heer eine „solche gehorsame Ordnung siebzehn ganzer Tage lang „gehalten worden ist. Item keine gemeine Dirn ist „unter ihnen enthalten worden, dann ob eine kam, „fertigte man sie sogleich tugendlich hinweg. Item man „predigte alle Tage das göttliche Wort lauter und „klar. Meister Ulrich Zwingli, Herr Commenthor von „Küsnach, Meister Franz Zinck, Herr Abt von Kapel, und sonst gute Prädicanten predigten allda. Item „man schwur nicht; item es war niemand mit dem „andern uneins; item es war alle Welt der Obrigkeit „gehorsam. Item es war der Zug einbrünstig die Pensioner zu beckriegen, und man betete allemal vor und „nach dem Essen, und spielte man weder mit Würfeln noch Karten, sondern sang, sprang, wurf und „stieß den Stein und trieb sonst andere Kurzweil.“

Je länger je mehr verbreitete sich jzt die Reformation so wol über andre Kantons als auch über die gemeinschaftlichen Herrschaften. Im December 1530. ward zu St Gallen eine Synode gehalten; bey derselben erschienen von Zürich aus Zwingli, mit dem Abt von Kappel, Wolfgang Joner, und mit dem Pannermeister Schwitzer (*). Zwingli war einer der Vorsteher. Die

(*) S. Joh. Jac. Simlers Urkunden, Band. I. Th. II. s. 430.

anwesende Glieder wollte er durch einen Eidschwur verbinden. Zur Leistung eines solchen wollten sich die beeden Prädicanten, Zilli und Furtmüller, gar nicht verstehen. Christus, sagten sie, habe die Apostel auch nicht eidlich verpflichtet. Dagegen erwiederte Zwingli: „Als „er zu predigen und zu schreiben angefangen habe, sey „es von ihm ohne eidliche Verpflichtung geschehn, „einzig nach Gottes Befehl. Nunmehr aber scheine „zur Vermeidung allerley Irrungen eine solche eidliche „Verpflichtung unvermeidlich notwendig, damit sich „dadurch die Brüder einander zu erkennen geben, was „jeder von dem andern zu erwarten habe.“ Der Span daurte lange; endlich schwuren alle Anwesende, ausser den beeden Genannten. — Neue Zwiste wurden erregt, als man den Punkt von dem Bann und der Kirchenzucht vernahm. Zilli und Furtmüller drangen auf Beobachtung der Vorschriften bey Matth. XVIII. und in den Briefen an die Corinther. Zwingli hingegen gab zu bedenken, daß in Absicht auf kirchliche und bürgerliche Verfassung die neuern Zeiten sehr verschieden seyn von den Zeiten der Apostel. Zu den Zeiten dieser leztern sey die Kirche noch zerstreut und ohne obrigkeitliche Aufsicht gewesen. Seitdem aber die Landesväter selber sich zur christlichen Lehre bekennen, so dürfe man diesen die Verwaltung der Kirchenzucht ganz überlassen. Furtmüller erklärte sich endlich dahin: „Es möchte „solcher Gewalt des Banns aus liebreichem Vertraun „wol der Obrigkeit von gemeiner Kirche übergeben wer„den; wofern sie aber diesen Gewalt nicht recht brau„che, alsdenn soll ihn die Kirche wieder zu eigner Hand „nemmen.“ Hierüber merkte Zwingli noch an: „Es „hätte wol Gott dem Moses und Aaron befohlen, sie

„ sollten wegen des Osterlammes zu der ganzen Ge-
„ meinde reden, Exod. XII. gleichwol lese man in dem-
„ selben Kapitel, daß Moses seinen Vortrag nicht an
„ die ganze Gemeinde, sondern allein an die Aeltesten
„ gethan habe. “

Um diese Zeit und schon vorher im J. 1529. wurden unter Zwinglis Vorsitz, mehrere solcher Synoden und auch kleinere Versammlungen, bald zu Frauenfeld, bald zu Stein und Konstanz gehalten. Aller Orten ward Zwingli mit grosser Hochachtung empfangen. Die Katholicken jedeß wußten die Sachen also zu karten, daß zu Wyl im Thurgaû Aufruhr angefacht wurde. Wenn Zürich und Glarus, freylich allzurasch, zur Secularisirung der Abtey St. Gallen sich anschickten, so wurden hingegen die Aebbte von den catholischen Schirmorten, Luzern und Schwytz sehr eifrig begünstigt. Voreilig ward von den Glarnern und Zürchern die Abtey den Bürgern zu St. Gallen kaûflich angeboten; auch die Angehörigen der Abbtey im Toggenburg hoften sich in völlige Freyheit zu setzen. Hiebey bezeigte sich Zwingli, als Toggenburgischer Landsmann ausserordentlich geschäftig. Ueber dieses Verfahren, wie überhaupt über den triumphirenden Fortgang der Glaubensverbesserung wurden die fünf catholischen Cantons aûsserst erbittert. Auf einer Tagleistung zu Baden im Jahr 1531. schlugen sie trotzig den Zürchern und ihren Bundesverwandten das eydgenössische Recht vor. Nach fruchtlos wiederholten Tagleistungen, verweigerten, die Zürcher den catholischen Cantons die Zufuhr des Proviants und machten sich fertig zu kriegerischem Auszug. Zu Bremgarten hatten sich die Schiedrichter und Vermittler ver-

sammelt; unter denselben befanden sich, nebst den helvetischen Gesandten, auch Gesandte von Frankreich, von Mayland, von Neuburg u. a. Für einmal wurde der Ausbruch der Kriegesflammen gehindert.

Von allen Seiten ward unterweilen Zwingli, als vermeintlicher Stifter so vieler Unruhen, verfolgt. Einst kam jemand nach Mitternacht und bat ihn zu einem Sterbenden. Jn hartnäckigter dieser verlangte, daß Zwingli in Person selber mitgehen sollte, desto mehr Argwohn faßte sein Famulus und schloß vor demselben die Thüre zu. Morgens erfuhr man, daß schon ein Schif bereit gestanden, in welchem man den Zwingli hätte wegbringen wollen. Da Zwingli sah, daß er, wegen seines patriotischen Eifers, auch vielen aus den Bürgern und selbst aus den Rathsgliedern verhaßt war, so trat er nunmehr den 20. Heumonat vor die Versammlung des grossen Rathes, mit folgendem Vortrag: „ Jn die eilf Jahre hab ich Euch die evangelische Warheit gepredigt; Euch hab ich die kläglichen Folgen der Nachsicht gegen die fünf Kantons, oder, welches eins ist, gegen die Pensionnairs mehrmals vor Augen gestellt. Von mehrern aus Euch seh ich dieselben begünstigt. Meine Bemühungen hingegen werden nicht nur mit Undank bezalet, sondern gänzlich vereitelt. Also wird es niemand befremden, wenn ich in allem Ernste meine Entlassung begehre. “ — Allgemeine Bestürzung erfüllte den Rathssaal. Eine oberkeitliche Committee ward niedergesetzt; vor dieser ward so lang und so viel mit Zwingli geredet, daß er endlich den 29. Julius wider vor den Senat trat, mit der Versicherung: „ daß er Zürch gern groß machen wollte,

„ wofern diese Stadt nur Gott folgete und auf ihre „ Besserung bedacht wär: alsdenn wolle er bis in den „ Tod sein Möglichstes thun.“

So aufgeklärt die Reformatoren gewesen, so waren sie nicht ganz über jedes Vorurteil des Zeitalters erhaben. Es erschien ein Komet. Der Abbt zu Wettingen, Georg Müller, fragte den Zwingli, was dieser ungewohnte Stern andeute? „ Mein Georg, antwortete dieser, „ mich und manchen Ehrenmann wird es kosten. Gott vertrau' ich; der ist gerecht und gut; „ aber den Menschen so wenig als ich kann.“

Im Augstmonat war abermal zur Aussöhnung der reformirten und der catholischen Cantons eine Tagleistung zu Bremgarten. Mit Schmerzen sah Zwingli, daß sich alles zum Krieg rüste. Ganz in geheim gieng er jzt mit zween andern Geistlichen dahin; den Gesandten von Bern stellete er vor, wie man sich durch Verweigerung der Zufuhr in grosse Verlegenheit setze. Wird diese Zufuhr wieder geöfnet, so macht unser Nachgeben die Catholischen trotzig; bleibt selbige ferner beschlossen, so glauben sie sich zu kriegerischen Ueberfällen berechtigt. Wofern ihnen diese letztern gelingen, so werden sie mit siegreichen Waffen das Mönchswesen beschützen. — Die Gesandten versprachen Zwingli, ihr Bestes zu thun. Morgens vor Tag verreißte dieser. Hiebey erwähnt Bullinger folgender Erscheinung: „ In „ der Nacht als Zwingli zu Bremgarten lag, hielten „ drey der Räthe die Wache vor des H. Bullingers „ Hause. Morgens vor Tag liessen sie ihn zum Thor „ aus, und als Jacob Schwarz und ich unter dem Spi„ tal gegen der Reuß bey dem Schützenhaus giengen,

„ ihn durch das kleine Thor zu begleiten, schrien vom
„ Thurm an der Reuß der Füchßli und der Hutmacher,
„ Bürger, die Wache hielten, was dieß wäre? — Und
„ als sie Jacob Schwarzen Stimm und Zeichen hör-
„ ten, sprachen sie: Seht zu und habet gute Sorge;
„ denn wir sahn einen Menschen in schneeweissem Ge-
„ wande; dem haben wir lang zugesehen; der ist ge-
„ gangen in das Schützenhaus und vor das Thor, und
„ wieder von dannen. Da liefen Schwarz und ich und
„ suchten im Schützenhaus aller Orten, fanden aber
„ nichts. Hierauf begleiteten wir den Zwingli, dem wir
„ nichts davon sagten, weiter. — Bey meiner Rückkehr,
„ als ich herabgieng zu der Ziegelhütten und den zween
„ Wächtern zurief, sie sollten mir öfnen, sagten sie: Ich
„ sollte vor mich sehn; denn so bald wir hinaufgekom-
„ men, sey die Gestalt in weissen Weiberkleidern wie-
„ der erschienen, und habe sich, dem Anschein nach,
„ vor dem Thor ins Wasser gelassen."

Nachdem alle Unterhandlungen fruchtlos geblieben, so brach der Krieg aus. Den 9. Weinm. 1531. machten die Katholischen ihr Kriegsmanifest bekannt und foderten, daß Zürch die Urkunden der alten Bündtnisse herausgebe. Schon vorher raubten und plünderten bey 1200 Mann in den gemeinschaftlichen Herrschaften, besonders wurden die Pfarrhaüser der Reformirten verwüstet. Zu Zug befand sich das Hauptlager der Catholischen. In Zürich hingegen war man saumselig und schläferig. Der Feldherr, Rudolf Lavater, und auch unser Zwingli, der nebst andern zur Berathschlagung in eine Committee aufs Rathhaus berufen worden, drangen darauf, daß sogleich ein allgemeiner Landsturm ergehe. Unter

mancherley Vorwand ward er theils von zaghaften, theils von übelgesinnten Rathsgliedern bis auf den Abend verschoben. Auch nach ergangenem, oberkeitlichem Auftrag zum Sturmgelaüte, ward es hie und da durch einheimische Verräther gehindert. Mit kleinem Kriegstrupp zogen Georg Göldi auf Capel, und Caspar Nasal und Hans Felix Manz in die freyen Aemter. Schon war das catholische Kriegsherr bey 8000. Mann stark. Ein Verräther zeigte demselben an, daß das Hauptpanner von Zürich erst Mittwochen anrücken werde. Vor Anrückung desselben war Göldli jeder Angriff verboten. Mittwochen also, den 11. Weinmonat, am Tage der Schlacht selber, ward erst Morgens von dem grossen Rathe in Zürich der Wegzug des Stadtpanners befohlen. Ueberal herrschte Verwirrung. Erst um eilf Uhr rückte das Panner aus der Stadt weg. Anstatt 4000. Mann, die ausziehen sollten, bestand der Haupthaufe aus 700. Mann, und es fehlte an hinreichenden Pferden für den Transport des Proviants und der Kanonen. Zwingli ritt hinten drein, als Feldprediger, auf Befehl des Senates. Als er bey seinem Hause zu Pferd sitzen wollte, gieng das Pferd immer rückwärts und wollte nicht fort. — Zwinglis letzte Gespräche mit seinen Vertrauten verriethen, daß er nicht glaubte, wieder nach Hause zu kommen. Auch auf der Reise nahm man wahr, daß er eifrig zu Gott bettete, für sich und die Kirche. — Auf dem beynahe drey Stunden langen Weg über den Albisberg erlagen alte und geharnschte Männer, um so viel mehr, da sie eilten, weil man schon von Ferne das donnernde Geschütz hörte. Aus Feigheit oder aus verrätherischer Absicht riefen einige, daß ihr Zuzug zu spät sey und sie zurückbleiben wollen. Von

Zwingli wurden sie durch folgende Worte beschämet: „Ich einmal will im Nammen Gottes zu diesen bi- „derben Leüten hin — will mit und unter ihnen ster- „ben, oder sie retten helfen.“ Um drey Uhr langte das Panner zu Capel an; jzt bestand das ganze Heer der Zürcher aus etwann 2000 Mann, unter denen einige von der Reise ganz ermüdet, andre über Zwingli und über die Folgen der Reformation höchst unzufrieden, und also zu siegreichem Angriff wenig fähig gewesen. Morgens drauf rückten die Catholischen, zalreich, wolgerüstet und munter ins Feld. Auf dem Hügel bey Scheüren, unweit dem Kloster, stellten sich die Zürcher in Schlachtordnung. Um 12 Uhr überbrachte ihnen ein Trompeter von Luzern den Absagbrief. In dem Zürcherschen Kriegsrath herrschten verschiedne Gesinnungen. Die Einen wollten den Feind erwarten, die Andern sich zurückziehn. Aber Rudolf Gallmann aus dem Freyen Amte stampfte mit dem Fuß auf den Boden, indem er schrie: „Da, da muß mein Kirch- „hof seyn; den Tag lasse mich Gott nimmer erle- „ben, daß ich einen Trit weiche.“ — Um 1 Uhr fiengen die Kanonen an, gegen einander zu feuren; die Zürcher warfen sich auf den Boden nieder, daß das feindliche Donnergewitter über ihren Haüptern wegflog. Dann erhoben sie sich und thaten bey zwo Stunden lang heftigen Wiederstand. Hauptmann Lavater und Meister Ulrich Zwingli ermunterten das Zürchersche Heer mit beweglichen Worten. — Die Catholischen sahn sich genöthigt, einen günstigern Ort zum Angriff zu suchen. — Zu den Zürchern stiessen nun Hilfsvölker, jedoch in geringer Menge. Als die Neuangekommenen die mißlichen Umstände sahn, sprach Leonh. Burckard von Zü-

rich zu Zwingli: Meister Ulrich, wie ist ihm izt? Wie gefällt Euch die Sache? Sind die Rüben gesalzen? Wer soll sie essen? — Ich, sagte Zwingli, und mancher Bidermann, der hier steht in Gottes Hand, dessen wir sind, tod oder lebend! — Burckhard versetzte: Ich will sie auch helfen essen, meinen Leib und meine Seele wagen. — Indeß drangen bey 300 Mann, die feurigsten unter dem catholischen Kriegsheer, mit Gewalt auf die Züricher. Unglücklicher Weise waren diese eben damit beschäftigt, sich in zween verschiedne Haufen zu trennen. Einige begaben sich auf die Flucht. Dadurch stieg bey den Feinden der Mut. Einer von diesen mischte sich unter die Zürcher, als wenn er zu ihrem Haufen gehörte, und so munterte er sie betrügerisch zur Flucht an. Das in Unordnung gerathene und ermüdete Heer der Zürcher ward bis in die Nacht hin von dem triumphierenden Feinde verfolget. Alsdenn kehrte die feindliche Armee auf die Walstatt zurück, fiel auf die Knie, dankte Gott, der h. Mutter Maria und dem ganzen Himmelsheer für den erfochtenen Sieg; zum Beschluß ward auf dem Schlachtfeld das Unser Vater, und das Ave Maria gebettet. Unterweilen ward das verlaßne Lager der Zürcher geplündert und viele von diesen letztern wurden unter abscheulichen Beschimpfungen erschlagen. Die menschlichern unter den Catholicken wurden zum Mitleiden bewogen; sie nahmen die übriggebliebenen Zürcher gefangen; setzten sie zum Feuer, indem es in dieser Nacht ungemein kalt war; pflegten sie und waren mit Heilung ihrer Wunden beschäftigt. Unter den Erschlagenen lag auch unser Zwingli. Von Steinen zu Boden geworfen, rafte er sich

auf;

auf; sank wieder nieder, und erhob sich von neuem; auf seinen Knien rief er izt: Den Leib können sie tödten; doch nicht die Seele! — dann fiel er rücklings; mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen fleht' er zu Gott auf. Die Feinde anerboten ihm einen Beichtvater. Mit einer Bewegung des Haupts schlug ers aus. Voll Zorn über den hartnäckigten Kätzer, stach ihn nunmehr Hauptmann Juckinger von Unterwalden in den Hals und bald hernach gab Zwingli den Geist auf. Mit ihm theilten gleiches Schicksal von Geroldseckk, Verwalter der Abbtey zu Einsiedeln; Conrad Schmid, Commenthor zu Küßnach; Johann Haller, damals Pfarrer zu Bülach; Wolfgang Joner, Abbt zu Kappel und andre seiner gelehrten Freunde, die aufm Schlachtfeld als Märtyrer für Wahrheit und Vaterland starben.

Des folgenden Tages, als man auf die Walstatt zurückkam, entdeckte man erst den todten Zwingli, ganz kennbar mit lebhafter Farbe. Die Einen wainten Thränen des Mitleids; die andern fielen, ungeachtet alles Abmahnens der Kriegeshaüpter, voll Wut über die Leiche. Durch den Scharfrichter ward sie verviertheilt und zu Asche verbrennt. Einige Tage hernach fanden Zwinglins Freunde sein Herz noch ganz unversehrt. Thomas Platter nahm ein Stück davon mit sich auf Basel; er zeigte es Zwinglins Freunde, dem Mykonius; aus Besorgniß abergläubischen Mißbrauches, riß es dieser Plattern aus der Hand und warfs in den Rheinstrohm.

Zwingli hatte sein wolthätiges, ruhmvolles Leben nicht höher als auf 47 Jahre, 9 Monate und 11 Tage gebracht. Nach seinem Hinscheid wurden seine Schriften in IV. Folio-Bänden gesammelt.

VII.

Rudolf Stüssi.

Sein Vater kam im J. 1375. aus dem Land Glarus nach Zürich. Er war einer von den Vermittlern, welche im J. 1395. den völligen Auskauf der Glarner von dem Stifte Seckingen bewürkten. Sein Sohn, dessen kurze Lebensgeschichte wir liefern, wurde im J. 1414. zum Rathsherr, im J. 1425. zum Zunftmeister, im J. 1430. zum Bürgermeister in Zürich erwält. Er verband mit ausserordentlichen Leibesstärke und stattlichem Wuchsse grosse Eigenschaften der Seele. Auf dem blutigen Schauplätz seines Zeitalters und Vaterlandes spielte er eine der glänzendesten Rolen.

Ungeachtet die Eidgenossen, vermög ihres fünfzigjährigen Waffenstillstandes mit Oesterreich, ungerne gegen Herzog Friederich die Waffen ergriffen, so sahn sie sich gleichwol, nach den damaligen, herrschenden Grundsätzen, durch den Kaiser Sigmund so wol als durch die Kirchenversamlung zu Constanz im J. 1415. bey Andraüung der Acht und des Bannes hiezu verpflichtet. Im Aprill 1415. eroberten die Züricher Mellingen; hierauf belagerten sie mit ihren Bundesgenossen von Schweiz und Zug die Stadt Bremgarten, die sich zu des Reichs Handen ergab. Zu gleicher Zeit hatten sich die Luzerner der Stadt Sursee bemeistert. Die Berner und Solothurner unterwarfen sich den grössern Theil des

Aargaus. Dann zogen die Zürcher vor Baden, woselbst sich alle übrige Kantons mit ihnen vereinigten. — Ungeachtet mittlerweile der Kaiser sich mit Herzog Friderich ausgesöhnt und die Eidgenossen von Fortsetzung des Krieges abgemahnt hatte, so war nun einmal bey diesen durch widerholte Triumphe die Eroberungssucht unbezwingbar geworden. Der österreichische Waffenstillstand hatte sein Ende erreicht. Der Schaden, den die Besatzung in Baden den eidgenössischen Belagerern verursachte, erbitterte diese so sehr, daß sie nicht ruhten, bis die Festung erobert und verbrennt war. -- Kaiser Sigmund sah sich genötigt, den Zürchern die Stadt und Grafschaft Baden, Mellingen, Bremgarten, die Freyen Aemter und Sursee zu verpfänden; diese Verpfändung wurde, nach erfolgter, völliger Aussöhnung mit dem österreichischen Herzog, den 12 May 1418. von dem Kaiser bestättigt. Auch mit den übrigen Kantons theilten die Züricher die eroberten Länder.

Von dieser Zeit an erscheint unser Stüssi bey allen öfentlichen Unterhandlungen. — Der Graf von Monsax hatte Bellenz an die III. Waldstädte verkauft. Diese Stadt aber ward ihnen von dem Herzog in Mayland, der sie als sein Eigentum ansah, mit List wieder entrissen. Voll Wut zogen die Eidgenossen über den Gotthard. Da es ihnen nicht gelang, Bellenz zu erobern, so rächten sie sich durch Verheerung der umliegenden, mayländischen Gegend. Hierauf erfolgte im Jahr 1426. besonders unter Stüssis Vermittlung ein Verglich mit dem Herzog Philipp Maria von Mayland. Er blieb im Besitze von Bellenz; an die Kriegeskosten aber mußte er den Kantons 30000 Gulden bezalen.

Während dieses Zeitraums hatten sich aufs neue die Appenzeller gegen den Abbt von St. Gallen empört. Die erste Empörung, gleich Anfans des XVten Jahrhunderts, war durch die Tiranney Abbts Cuno von Stouffen veranlaset worden; die Bedrängte zerstörten die äbbtischen Burgen und verjagten seine Beamte; sie durchstreiften einen Theil des Algaüs, den Bregenzerwald, das Thurgaü und Rheintal. So verächtlich in allen diesen Gegenden der Adel bisher auf die Stadtbürger herabsah, so glücklich schätzte er sich izo bey diesen, vermög des erkauften Bürgerrechtes in Zürich, Schutz und Zuflucht zu finden. Dadurch aber sahn sich die Zürcher mit in die St. Gallischen und Appenzellerhändel verflochten. Ungeachtet diese Händel schon im Jahr 1408. von Kaiser Rupert beygelegt worden, so ergriffen die Appenzeller schon wieder im J. 1428. gegen den Abbten die Waffen; durch Stüssi's Vermittlung wurde ein Frieden getroffen; kraft dieses Friedens mußten die Empörer ihrem Herrn eine Busse von 2000 Pfunden bezalen.

Je länger je ausgebreiteter wurde Stüssi's Einfluß, und freylich ließ er sich dadurch zu aufbrausender Hitze und zu trotzigem Betragen verleiten. — Um sich bey dem Kaiser Sigmund gefällig zu machen, führte er ihm im J. 1431. fünfhundert Mann Zürchersches Hilfsvölker in die Lombardey zu; auch begleitete er diesen Kaiser im J. 1433. zu seiner Krönung nach Rom. Der Kaiser selbst führte ihn bey der Hand auf die Bühne, wo sein Thron stand, unterhielt sich über eine Stunde mit ihm, stellte ihn dem Pabst vor, schlug ihn zum Ritter

und bewilligte ihm alles, was er im Namen der Stadt Zürich verlangte.

Ungemein sah sich auch Stüssi von dem Grafen Friederich von Toggenburg geliebkoßt. Dieser Graf nahm Stüssi's Sohn zu sich. Wie es scheint, mag wol der Jüngling das Ansehn des Vaters dazu mißbraucht haben, sich die eine und andre unanständige Freyheit zu erlauben. Er beleydigte die Knappen des Grafen und ward hinwieder von ihnen beleydigt. Auf seine Klagen berief ihn der Vater nach Hause und geriet mit dem Grafen selbst in Zerwirfniß. Bald hernach verlor dieser einen Rechtshandel in Zürich; dadurch ward er je länger je mehr gegen Stüssi und die Zürcher erbittert. Diesen zum Trutz errichtete er im J. 1435. ein Landrecht mit dem Kanton Schweiz; dadurch entzündte sich zwischen diesem und zwischen dem Zürcherschen Kanton der Funken der Eifersucht und Zweytracht, indem jeder Theil die gültigsten Ansprüche auf des Grafen Verlassenschaft zu haben vermeinte. Im J. 1436. hatte die gräfliche Wittwe das Bürgerrecht mit der Stadt Zürich erneuert; in allem zog sie Stüssi zu Rathe; auf seine Empfehlung beschenkte sie die Zürcher mit der Herrschaft Windegg, mit der Stadt Uznach und dem umliegenden Gebiete. Unzufrieden über diese Vergabung, errichteten die Einwohner eigenmächtig mit Schweiz und Glarus ein Landrecht. Aus Mißgunst gegen Zürich, bewogen die Schweizer das Haus Oesterreich, daß es von der Gräfin die Wiedereinlösung des Gasters — und den Grafen von Werdenberg, daß er das dem Grafen von Toggenburg verpfändete Sarganserland zurück forderte; auch brachte, auf Anstiften der Schweizer, der Graf von

Mätsch, ein Bruder der gräflichen Wittwe, diese so weit, daß sie den schweizerschen Landammann Itel Reding zum Schiedrichter erwälte. Durch Reding ward alsdenn die Toggenburgische Erbschaft nicht der gräflichen Wittwe, sondern den entfernten Verwandten des verstorbenen Grafen zugekennt. Toggenburg und Uznach fiel in der Erbtheilung im J. 1437. den Herren von Raron aus Wallis zu. Diesen neuen Herren weigerten die Uznacher den schuldigen Gehorsam; um den Beystand der beeden Kantone Schweiz und Glarus zu erhalten, verpfändeten ihnen die Herren von Raron das Uznachergebiet. Mittlerweile war die Verbitterung zwischen Schweiz und Zürich je länger je grösser geworden. Ersterer Kanton schlug einen eidgenössischen Rechtsspruch vor. Die Form eines solchen besteht darinn, daß, nach fruchtlos versuchter Minne, die streitigen Kantone Richter aus ihrem Mittel erwälen; wenn diese sich in gleiche Meinungen theilen, so suchen sie in irgend einem unparteyischen Kanton einen Obmann oder unumschränkten Schiedrichter; dieser darf keinen neuen Spruch thun; nur giebt er das Uebergewicht zu dem einen oder dem andern der schon geschehenen Sprüche.

Im J. 1437. hatte sich Stüssi als erster Gesandter auf die Tagleistung begeben, welche zu Beylegung obiger Zwiste in Lucern versammelt gewesen. Im Namen der Zürcher schlug er den eidsgenössischen Rechtsspruch aus; den Einwohnern von Uznach und Gaster schlug er den freyen Kauf, besonders des Getraids, ab; mit 5000 Mann zog er in die Grafschaft Sargans und zerstörte die Schlösser Freudenberg und Nydberg. Die übrige Kantons traten auf Seite der Schweizer; an

dem Ezel wurden die Züricher zurückgejagt; ihr ganzes Gebiet ward eine Beute der Feinde; sie sahn sich zu folgenden Friedensbedingnissen gezwungen:

1. Zur Aufhebung ihres Vertrages mit Sargans und zur Abtrettung aller Ansprüche auf Toggenburg.

2. Zur Abtrettung einiger Höfe an dem obern Theil des Zürchersees an den Kanton Schweiz.

3. Auch ward Grüningen nicht anderst als durch Hand und Vermittlung der Berner an Zürich zurückgestellt.

Dieser Friede geschah im J. 1440. Zu Wiedererlangung des verlornen Ansehns, errichteten die Züricher, auf Stüssi's Anstiften, im J. 1442. ein Schutzbündtniß mit Kaiser Friederich aus dem österreichischen Hause. Dieses Bündtniß erklärten die Schweizer als Entkräftung der eidgenössischen Bündte; sie forderten also hierüber einen Rechtsspruch. Auch auswärtige Staaten suchten sich ins Mittel zu schlagen. Zu Baden ward eine der zalreichsten Tagleistungen gehalten. Der Bischof von Constanz hatte den Vorsitz. Die Partheyen wurden verhört. Um nähere Instructionen zu holen, reiseten die Zürchersche Gesandte mit ihren Beystehern aus den Reichsstädten nach Hause. In Zürich herrschte jzt nicht der Rath, sondern der Pöbel. Vor der Rathsversamlung wollten auch die Beysteher erscheinen; trotzig wurden sie nach ihrer Herberg gewiesen. Strohmweise hatten sich die Bürger aufs Rathhaus gedrängt; eigenmächtig rissen sie die friedliebendern unter den Räthen heraus und warfen sie in den Wellenberg; einige dieser

Räthe wurden sogleich enthauptet; unter denselben war Hans Meis, weil er den Eydgenossen zum Recht stehn und den Zwist nach Form der Bündtnisse beylegen wollte. Diesen Tumult unter den Bürgern hatten (nach Tschudi) die Oesterreicher erweckt, damit Stüssi's Gegenpartey möchte aus dem Weg geraümt werden. Fruchtlos zerschlug sich auf solche Weise die Tagleistung zu Baden; von neuem brachen die Flammen des Kriegs aus. Alle Eydgenossen traten wieder auf Seite der Schweizer. Von ihren einzigen Bundesgenossen, den Oesterreichern, bekamen die Zürcher beträchtliche, aber nicht hinreichende Hilfe.

Die Eydgenossen zogen nach Greifensee. Daselbst lag eine zürchersche Besatzung; ihr Hauptmann war Wildhans von Landenberg. Die Einwohner schickte dieser nach Zürich; die Stadt Greifensee aber steckte er mit Feuer an. Endlich ward die Festung von den Eydgenossen erobert. Wildhans von Landenberg war der erste, welcher seinen Kopf hergeben mußte; auf ihn folgten sechzig andre von der überwundnen Besatzung. Nicht nur heldenmässig starb Landenberg; auch bat er für seine Gesellen: „Wenn diese, sprach er zu den Eydgenossen, „anderst gehandelt hätten, so würden sie eher „eine schimpfliche Hinrichtung verdient haben als jtzo, „da sie dem Eyd gegen ihre Obrigkeit genug thaten.“ Indem Malleolus dieser Hinrichtungen erwähnt, erzält er, nach dem klösterlichen Geschmack seines Jahrhunderts, auf dem Flecken, wo die abgehauene Köpfe herunter gefallen, habe man seither immer hievon die Spuren und überal an diesem Orte grosse Wunder und Erscheinungen gesehen.

Die Stadt Zürich selbst wurde im J. 1444. von den Eydgenossen zehn Wochen lang hartnäckigt belagert. In dem Versuch, den der Feind that, die Mauren bey der Werdmühle zu übersteigen, stand Otto Wertmüller mit nur zwanzig Mann ihnen so tapfer entgegen, daß man sie nicht aus der Verschanzung hinaustreiben konnte. Ein unmündiges Kind dieses Wertmüllers, das hernach zum Helden anwuchß, ward aus dem brennenden Hause des Vaters über die Ringmauren hinaufgehoben in das Kloster am Oedenbach. Von den Mauren warf man Kalchhäfen mit siedendem Kalche unter die Feinde; man empfieng sie mit Kugeln aus Feuergeschosse, mit verschränkten Reifen, mit heissem Wasser, mit Fußeisen, mit brennenden Pfeilen. Wiewol die Belagerer Feldschlangen hatten, so wußten sie ihnen doch nicht die gehörige Richtung zu geben. Von innerer Mißhelligkeit befürchtete die Stadt mehr als von dem Feinde. Um jede Verabredung zwischen diesem und zwischen den Mißvergnügten unter den Bürgern zu hindern, wurden die Uhren an den Glockenthürmen stillgestellt und keine andre als die Rathsglocke gelaütet. Sechszehn der tapfersten Zürcher, an ihrer Spitze Stüssi selbst, gelobten einander in die Hand, daß sie ihr Leben gegen den Feind aufs Spiel setzen wollten; sie allein thaten ihm mit kleinem Kriege mehr Abbruch als alle, die in der Stadt lagen. Sie streiften oft in das feindliche Lager, raubten und brennten oder stiessen die Lebensmittel ab, die dem Feind zugeführt wurden. Auf dem Zürchersee kreutzten Kriegesschife, der Bär, eine künstliche Flösse der Schweizer; die Gans und die Ente der Zürcher.

In einem Treffen, unweit der Stadt, bey St. Ja-

cob, wiedersetzte sich Stüssi bey der Sihlbrücke den feindlichen Eydgenossen; sie hielt er mit der breiten Streitaxte so lang von weiterm zudringen zurück, bis sie (nach Einigen) eine Latte von der Brücke aufhoben und ihn, als er ins Wasser fiel, todt schlugen; nach andern ward er, so wie auch der Stadtschreiber, von einem seiner eignen Leute erstochen. Die Feinde sollen hierauf seine Leiche aufgeschnidten, das Herz herausgerissen und das Beinhaus zu St. Jacob und ihre Stiefel, Schuhe und Speere mit dem Fett des Verstorbnen beschmiert haben.. In der Stadt aber ward ihm zum Andenken auf dem Brunnen bey Stüssi's Hofstätte eine Ehrensaule errichtet. Um so viel verhaßter war er den Eydgenossen, weil er nicht nur einer von den so geheißnen Böcken oder Schwertlern, die sich in dem Krieg vorzüglich hervor thaten, sondern würklich der Hauptanstifter der einheimischen Unruhen gewesen. So groß war die Wut der Sieger, daß sie (nach dem Zeugniß des Aeneas Sylvius,) aus den Leichen der Ueberwundenen Stüle und Tische aufthürmten und so beym triumphirenden Gastmal das Blut der Erschlagnen schlürften und ihnen das Herz aus dem Leib rissen, um es mit den Zähnen zu zerfleischen. (*) Eine Nachricht von diesem Kriege hat auch Malleolus, ein Augenzeuge, geliefert. Da der Ton seiner Erzälung ganz besonders den Geschmack seines Zeitalters characterisirt, so wollen wir zum Beschlusse dieser Erzälung erwähnen. Sie hat die Aufschrift: Processus judiciarius coram omnipotente Deo inter No-

(*) S. Heinr. Hotting. Method. legendi hist. helvet. f. 360 folg.

biles & Thuricenses ex una & Suitenses cum complicibus ex altera parte. Diese Historie ist dem römischen König Friedrich zugeeignet. Der Verfasser erzält unter andern, was sich nach der Schlacht der Züricher, die bey St. Jacob durch Kriegeslist überrascht worden, zugetragen habe. Die Erschlagene, — ohne Zweifel Bürgermeister Stüssi an ihrer Spitze, — wurden, von dem Erzengel Michael ins Paradiese begleitet. Daselbst erwarteten sie ihre Brüder, welche zu Greifensee waren enthauptet worden. Hierauf führte sie Michael sämmtlich zur Pforte des Himmels; Petrus ließ sie sogleich hineingehn; von dessen Nachfolger Clemens wurden sie zu den Schutzheiligen der Stadt Zürich geführt. Clemens stellte sie Karln dem Grossen, als dem Stifter der zürcherschen Kirche vor; inzwischen ward den neuen Gästen ein herrliches Mal zubereitet; Tags hierauf wurden alle angesehene Rechtsgelerte des Himmels zusamenberufen, um die Unschuld der neuen Ankömmlinge zu beweisen; es erschien aber keiner als Magister Yvo; vergeblich hatte dieser mehrere Collegen im Himmel gesucht. Gegen die Eydgenossen brachte Yvo schweere Klagen vor den Thron des Allerhöchsten. Hierauf vernahm der oberste Richter (ohne Zweifel bedächtlich,) das Gutachten einiger Päpste; diese baten um Aufschub für die Beklagten. Azahel mußte diese citiren. Beym Ausbleiben wurden sie in contumaciam verfällt. Jacob dem Erzvater ward die Vollziehung des Spruchs aufgetragen; dieser versicherte die Zürcher des heranrückenden Entsatzes. Nun bereitete Jacob, der Apostel, den Feinden ein Golgatha; unweit Basel nämmlich an der Birs weyht' er einen Ort zum blutigen Treffen und ließ ihn dreissig Nächte nach einander von Gespenstern besu-

chen; dann forderte der Erzvater den Kaiser Karl den Grossen auf, daß er seinen Enkel, den Dauphin, zum Entsatze der Zürcher begeistere u. s. w.

Würklich kam der Dauphin, nachheriger König Ludwig XI. mit 40000 Mann gegen Basel; mit 1600 Mann zogen ihm die Eydgenossen entgegen; sie fielen alle als Helden, nachdem sie 8000 Mann von dem französischen Heere niedergemacht hatten. — Von dieser Zeit an neigten sich die Eydgenossen zum Frieden. Dem Kanton Schweiz wurden die anfangs gemachten Eroberungen bestättigt und der Bund der Zürcher mit Oesterreich wurde entkräftet. Toggenburg, der eigentliche Zankapfel, überliessen beyde Parteyen den Herren von Raron, welche hernach dasselbe, unter gewissen Einschränkungen, an den Abbt von St. Gallen verkauften.

VIII.

Jacob Ceporin.

Jacob Ceporin oder Wiesendanger ward geboren zu Dynhard, einem Dorf des Zürchergebietes im J. 1499. Sein Vater war ein ehrlicher Landmann, der beym Zieglerhandwerk ziemliche Mittel erworben hatte. (*) In Ludwig Lavaters handschriftlicher Lebensbeschreibung von Ceporin finden wir, daß der junge Mensch von dem damaligen Pfarrer zu Dynhart im Lesen und Schreiben unterrichtet worden, und zwar (welches beynahe ein Mißverständtniß zu seyn scheint,) erst in dem achtzehnten Jahr seines Alters. Hierauf legte er in der benachbarten Schule zu Winterthur den Grund zur lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache. Alsdenn befand er sich einige Jahre auf der Schule zu Kölln. Von da gieng er weiter nach Wien, woselbst er mit einigen studirenden Zürchern in vertraulichen Umgang gerieth. Endlich kam er nach Ingolstadt, wo er die Meßkunst studirte. Nach seiner Heimkunft setzte er die Studien in seiner Ziegel- und Landhütte von selbst fort; den benachbarten Pfarrern gab er Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache. Von dem Buchdrucker

(*) S. Hottingers helvetische Kirchengeschichten, Tom. III. f. 53. und 233. wie auch Ulrichs Miscellanea Tigurina, Th. III. Ausgabe II. f. 344.

Andreas Kratander ward er zur Besorgung der Druckerey und zugleich als vornehmster griechischer Corrector nach Basel berufen. Ehe er hingieng, verheyratete er sich mit Elisabeth Schärerin, einer Layenschwester aus dem Kloster Tös, die er mit sich nach Basel führte. Daselbst edirte er des Dionysius Weltbeschreibung und Arats Astronomicon mit Anmerkungen. Von dem Zürcherschen Reformator Zwingli erhielt er einen Beruf nach Zürich als Professor der Gottesgelehrtheit, dessen Hauptbeschäftigung damals in der Auslegung des hebräischen Grundtextes und der siebzig Dollmetscher bestand. In diesem Amt schrieb er eine griechische Sprachlehre, auch las er über den Hesiod und schrieb mit vieler Zierlichkeit griechische Epigrammen. (*)

Zu seiner Zeit regten sich die beeden Wiedertaüfer Felix Mantz und Conrad Grebel; da der eine gerne die griechische, der andre die hebräische Professur an sich gerissen hätte, so suchten sie durch allerlei Verlaümdungen den Ceporinus zu stürzen. Da ihnen dieses nun fehl schlug, so nährten sie aus Wut die wiedertaüferschen Händel. Den Ceporin verehrte Zwingli als seinen Lehrmeister im hebräischen (*). Zu der Ceporinischen Ausgabe des Pindars hat dieser grosse Reformator die lesenswürdigste Vorreden und Beylagen geschrieben. Unter andern zeichnet er von Ceporin folgende

(*) S. Geßners Biblioth. f. 352. Bullingers handschriftliche Chronick, Tom IV. Steiners handschriftliche Reformationsgeschichte, citirt in Hottingers helvet. Kirchengeschichten, T. III. f. 52. Jo. Frisius Epist. Dedicat. Hesiodi, ad Ant. Schneberger. edit. Frosch. 1562.

(†) Hotting. Kirchengesch. T. VI. f. 354.

Züge: In seinem Betragen herrschten Würde und Anstand; im Vortrage bewies er mehr logische Genauheit als eigentliche Beredsamkeit; seine Gelehrsamkeit war unerschöpflich; sein Herz brennte für Warheit und Tugend; immer schwebte vor seinem Geiste die ewige Zukunft; er fürchtete nichts, weil er Gott im Aug hatte. Uebrigens war sein litterarischer Eifer so groß, daß er seiner Gesundheit nachtheilig geworden. Er starb in der Blüte des Lebens den 20 Christm. 1525. und hinterließ eine einzige Tochter, welche an einen gelehrten, Zürcherschen Geistlichen Conrad Klauser verheurat tet worden.

IX.

IX.

Rudolf Collinus.

Je mehr wir den Character und die Schicksale der Gelehrten aus dem XVIten Jahrhundert studieren, desto mehr erstaunen wir über den damals herrschenden, litterarischen Enthusiasmus, einen Enthusiasmus, der in dem Orden der gelehrten Ritterschaft (wenn ich mich so ausdrücken darf,) eben so viel Thatkraft und eben so sonderbare Abentheuer, wie vormals in dem romantischen Orden der irrenden Ritter erzeugt hat.

In der Folge werden wir finden, warum wir Rudolf Collin, d. i. am Bühl, zu den Zürchern zälen, ungeachtet er von Geburt ein Luzerner gewesen. Derselbe ward in dem Flecken Gundelingen im J. 1499. geboren (*). Damals befand sich sein Vater in einer Besatzung zu Koblenz. Der junge Collin fand von Kindheit auf einen grossen Befôderer an Joh. Xilotectus oder Zimmermann, einem Chorherrn zu Münster im Aergaû, welcher wegen der Religion verjagt worden und im J. 1526. an der Pestseuche in Basel gestorben (†).

(*) Aus Collins eigner Handschrift. Man sehe Ulrichs *Miscell. Tigurina*, T. I.

(†) Dieser Xylotectus war von der edelsten Gemütsart; auch um Oporins Ausbildung hat er grosse Verdienste; man sehe vitas illustrium Virorum. Vratislaviæ 1711.

Dieser Zimmermann fieng an, dem Knaben die erste Virgilische Ecloge erklären; der Schüler begriff und empfand den Innhalt derselben so wol, daß er sogleich hingieng und das Gedicht von selber schriftlich übersetzte. Zimmermanns Vergnügen hierüber war so groß, daß er sich die Mühe nicht dauren ließ, mit dem jungen Menschen auch die übrigen Eclogen, das Gedicht vom Feldbau und einige Gesänge der Aeneide zu lesen.

Hierauf ward Collin von seinem Lehrer nach Basel geführt; daselbst unterwies ihn Heinr. Glareanus in den Anfangsgründen der Meßkunst. Nachdem Glareanus nach Paris verreißt war, trieb der Hang zur schönen Litteratur und besonders zur Dichtkunst den jungen Collin an, nach Wien zu gehn. Daselbst fand er zween gelehrte Schweizer, Conrad Grebel und Joachim Vadian, die ihn sehr liebreich empfiengen. Indeß ward er in seiner poetischen Erwartung betrogen; anstatt geschmackvollen Unterrichtes, fand er auf der Wienerschule Barbarey und Pedantismus. Als daher Vadian nach der Schweiz zurückgieng, gieng er mit ihm. Im J. 1519. gerieth er in genaue Bekanntschaft mit dem Zürcherschen Gelehrten, Joh. Jac. Ammann (*). Der Senat zu Zürich schickte Baumeister nach Mayland, um den Plan von einer mayländischen Bastion aufzunehmen, nach welchem hernach die Zürchersche beym Rennweg erbaut wurde. Mit diesen Abgeordneten reisete auch Ammann; da er in Mayland, welches damals dem grossen Beschützer der Litteratur, Franz I. zugehörte, eine Menge gelehrter Männer antraf, so blieb

(*) S. Heinr. Hottingers Biblioth. tigur.

er daselbst und berief im J. 1520. Collin zu sich. Beyde hatten daselbst den Antonius Thylesius zum Lehrmeister in den Sprachen und in der Geschichte (*). Unter ihren Mitschülern befanden sich Joh. Jac. Trivultius und Renatus Biragus. Als Mayland wieder in kaiserliche Hände gerieth, ward dieser Musensitz verwayst; unsre jungen Gelehrten zogen wieder nach Hause. Collin übernahm ein Schulamt in Basel; zugleich erhielt er ein Canonicat zu Münster im Argaü. Als er nach Luzern zurückkam, ward er des Luthertums wegen verdächtig; man durchsuchte seine Bücher; da sie meistens griechisch waren, wurden sie, ungeachtet aller seiner Einwendungen, für lutherisch erkläret. „Was krizigkrezis ist, sprach Hans Glestig, ein Luzerner Senator, „das ist Lutherisch.“ Schultheiß Haug sagte: „Ob er wölle, gange er gen Zürich, luge, „ob ihm Zwingli eine Chorherren-Pfründe gebe.“ Ungeachtet der weit grössere Theil des Rathes ihn glimpflich behandelte, so sah er doch, daß seine Gewissensfreyheit in Luzern gehindert seyn würde, und so entschloß er sich, nach Zürich zu gehen. Daselbst langte er den 14 Februar 1524. an, und ward in Myconius Hause sehr liebreich aufgenommen. Ungeachtet alles Zuredens seiner zürcherschen Freunde, schrieb er einen Absagsbrief nach Luzern; in demselben that er von freyen Stücken Verzicht auf das Münsterische Canonicat.

Einige Zeit lebt' er unweit von Zürich, bey Heinrich Buchter, Pfarrer zu Kilchberg; diesem gab er Unter-

(*) S. Condillacs Cours d'étude, T. XV. L. XX. Ch. III.

richt in der griechischen Sprache. Bey seiner Rückkehr nach Zürich lernte er, um niemand beschwerlich zu fallen, das Säilerhandwerk bey Heinrich Ostertag, einem zürcherschen Rathsmann. Dieses Umstandes erwähnt Thomas Platter in seiner naiven Sprache mit folgenden Worten: „Dieweil ich oft hörte predigen: Im „Schweiß deines Angesichtes sollt du dein Brod essen, „und wie Gott die Handarbeit segnete, und man alle „Studiosos pfaffete, auch Meister Ulrich (Zwingli) „sagte: Man sollte die Buben zur Arbeit ziehn; es „gebe sonst viel Pfaffen, liessen viel allenthalben von „den Studiis; da kam ein feiner, gelerter, junger „Mann von Luzern, hieß Rudolphus Collinus, der „sollte gen Constanz auf die Wyhe; es beredte ihn „aber Zwinglius und Myconius, daß er mit dem Geld „das Säilerhandwerk lernet. Als derselbe ein Weib „nahm und Meister wurde, bat ich ihn, er sollte mich „auch das Säilerhandwerk lehren. Sprach er: Er „hette nicht Hanf. Da war mir von meiner Mutter „sel. etwas zu Erb worden; da kaufte ich dem Meister ein Centner Hanf und lernte dabey so viel als „möglich und hatte doch allzeit Lust zum Studiren; „wenn der Meister wähnt, ich schlief, stuhnd ich heimlich auf, entschlug ein Licht und hatte ein Homerum, und heimlich meines Meisters Versiones; daraus glossirt ich meinen Homerum.“ So armselig Collins Lebensart war, als er noch sein Brod bey dem Säilerhandwerk erwarb, so verbreitete bey alle dem die Litteratur Reitz und Anmut auch über die größten Beschwerden. (*) Als eines Tages Collin und Thomas

(*) S. Hottingers Kirchengeschichten, B. III.

Plater mit einander ihr sparsames Mal verzehrten, und ausser dem Wasser kein andres Getränk aufm Tisch war, rief Collin: Plater, wie hebt Pindar den ersten Gesang an? Dieser antwortete: Ariston men hydor. Wolan, erwiederte jener mit lustiger Laune: Laßt uns denn Wasser trinken!

Im J. 1524. den 3. Weinmonat verreisete Collin mit einem Haufen zürcherscher Kriegesleute nach Waldshut, zugleich als Soldat und als Quartierschreiber. Unterwegs wurde die Kriegesschaar bey Dielstorf von einem Laüfer überrascht und im Namen des Senates gefragt: Wo die Reise hinziele? In der Verwirrung erfolgten ungleiche Antworten. Endlich ward Collin aufgefodert, im Namen der Uebrigen schriftliche Antwort zu geben. Mit Renomistenton laß er laut das Geschriebne und die Anwesenden schwuren, daß sie lieber sterben als nach Zürich zurückkehren wollten. Collins Schreiben verursachte Bewegung in dem Senate; von demselben wurden zween Zunftmeister, Hans Wägman, ein Gerwer, und Thomas Meyer, ein Schuster, abgeordnet, um mit dem Kriegestrupp in Unterhandlung zu treten. Bey dieser Gelegenheit schrieb Collin zum zweitenmal an den Rath von Waldshuth aus, im Namen der sämmtlichen Heerschaar. Endlich verlies er dieselbe und kehrte nach Zürich zurück. Auf diese Weise war er mit mehrern Bürgern in Bekanntschaft gekommen; auch die Grossen fiengen an, ihn als einen Mann von Einfluß zu schonen. Im J. 1525. war er eines der vornemmsten Treibräder des Zuzugs zu Gunsten Herzog Ulrichs von Würtemberg. Für diesen Herzog ergrief er die Waffen; als Held erschien er im Schlachtfeld; in

Garnisonen als Menschenfreund. Der Bauernkrieg in Teutschland machte ihn des Kriegslebens überdrüssig. Mit erhaltner Bewilligung gieng er nach Zürich zurück und trieb von neuem sein Säilergewerb.

Im J. 1528. ward er auf die Disputation nach Bern zu Zwinglins Begleiter erwält. — Im J. 1529 ward er, zur Ausspähung des Plans der V. Kantons mit Ferdinand, nach Feldkirch gesendet. — In gleichem Jahr gieng er mit Zwingli auf die Disputation nach Marpurg. — Auch ward er in diesem Jahr als Bottschafter nach Venedig abgeordnet. Auf der Presser-Hayde überfielen ihn zween Strassenräuber; den einen hieb er mit dem Schwerdt nieder; dem andern entwich er auf der Flucht. — Im J. 1531. ward er wegen der würtenbergischen Angelegenheiten an den französischen König, Franz I. versendet und kam, nach glücklichem Erfolge, wieder nach Hause.

Schon im J. 1526. hatte er um zehn Gulden das Bürgerrecht in Zürich gekauft. Bald hernach ward er zum Professor der griechischen Sprache erwält. Da seine Besoldung gering war, so verband er mit seinem Professorate das Säilerhandwerk; dieses leztre gab er nicht auf, bis ihm sein Einkommen vermehrt wurde.

Im J. 1529. ritt er mit Zwingli auf eine Synode nach Frauenfeld. Hievon heißt es in Bernard Weisen historischem Tagbuch: „Im J. 1529. den 12. December ritte Meister Ulrich Zwingli gen Frauenfeld,

(*) S. Füßlins Beyträge zur schweizerschen Reformationsgeschichte, Th. IV. S. 121.

„ mit Meister Peter Meyer und Meister Ulrich Stoll,
„ beyde des Rathes, mit Ueberreutern, auch Herrn Con=
„ rad Pellican, Lesern der hebräischen Sprache, und
„ Rudolf Seiler von Lucern, Lesern der griechischen
„ Sprache der auch bey ihm in Hessen gewesen war,
„ und hielten da den Synodum, das ist Gespräch und
„ Kapitel mit den ungeschickten Priestern im Thurgau.
„ — An diesen Orten allen begegnete man ihnen mit
„ grosser Zucht und Ehr. “

Wenn die Nachrichten von seiner letztern Lebenshälfte sparsam und dürre sind, so ists unter anderm vielleicht auch daher, weil er nach und nach das speculative Daseyn, dem thätigen, die Ruhe der Unruhe, das Museum der Welt vorzog. Verschiedne griechische Schriftsteller übersetzte er in das Lateinische. Sein Gedächtnis soll so glücklich gewesen seyn, daß er ohne Anstoß der Reyhe nach Virgils Eclogen, Georgica und sechs Bücher der Aeneide auswendig daher sagen können. (*) Seine Gesundheit war so fest und dauerhaft, daß er (wenn er anderst in der Stadt gewesen,) niemals keine Vorlesung unterlassen von dem 8. Augstm. 1526. bis auf den 6. März 1578. Mit vieler Leichtigkeit verfertigte er lateinische Verse. Kurz vor seinem Ende, welches den 9. März 1578. erfolgte, redete er seine Kinder und Kindeskinder in folgendem lateinischen Impromptu an:

(*) S. den Anhang zu Joh. Balthazar am Bühl, Pfarrers zu Scherzingen, Synodalpredigt, unter der Aufschrift: Speise der Adler, gedruckt zu Zürich im J. 1676.

Ibo ego dormitum; nostris cum patribus ibo;
In Domino Jesu stat mea sola quies.
Ibo ego: Vos chari pueri, charique nepotes,
Este boni vobis, civibus & patriæ.

Seine letzten Worte, welche Rudolf Gualter aufgefaßt hat, waren beym Hinscheid:

Summe pater, Deus, & summi patris unice fili,
Christe, meam sumas, te precor, hanc Animam.

Der Eine seiner Söhne Rudolf starb frühzeitig als Provisor der obern lateinischen Schule; der andere, Bartholomäus, war Diacon zu Stein und hernach Pfarrer zu Stammheim, und starb im J. 1632.

X.

Ludwig Hetzer.

Von diesem gelerten Avantürier haben wir folgende, zerstreute Anecdoten zusamen gelesen:

Sein Geburtsort war, nach Hottingern, die Stadt Bischofzell. Einige Zeit lebte er als Kaplan zu Wädischweil; hierauf kam er als Priester nach Zürich. Im Jahr 1523. gab er daselbst eine Abhandlung heraus, unter folgender Aufschrift: Urteil Gottes, wie man sich mit den Bildern verhalten soll. In dem erstern Abschnitt sind alle gegen den Bilderdienst streitende Schriftstellen gesammelt; in dem letztern werden die Einwürfe der Bilderdiener beantwortet.

In den Rathsmanualen von Zürich findt sich vom Jahr 1523 Donnstags vor Simon Judä folgende Erkanntniß: „Ludwig Hetzer soll deßwegen, daß er Conraden von „Maschwanden beym öfentlichen Kanzelvortrag unter„brochen und beschämt hat, von aller Schuld und „Strafe frey seyn: Conrad von Maschwanden hinge„gen soll man erinnern, daß er in Zukunft, nach obrig„keitlichen Mandaten, das Evangelium predige und sich „der heilsamen Lehre nicht wiedersetze.“ Aus einer andern Rathserkanntniß von eben diesem Jahre erhellet, daß Conrad von Maschwanden in seinen Predigten nicht nur Ludwig Hetzern, sondern die Regirung selbst be-

schimpft habe und deswegen so lang in Verhaft geblieben, bis er von der Obrigkeit so wol als von Hetzern Verzeyhung erhalten. (*) Daß auf beeden Seiten die Hitze zu Ausschweifungen verführt habe, beweißt Hetzers nachheriges Betragen. — Im Jahr 1525. finden wir diesen unter den Anführern des wiedertaüferschen Schwarmes. Den 17. Jänner ward mit demselben auf dem Rathhause, vor gesessenem Rathe der zweyhunderte und in Gegenwart der Gelerten eine Unterredung gehalten. Fruchtlos blieben alle Vorstellungen; schon hatten die Widertaüfer in der Nähe der Stadt nicht nur eine eigne Kirche errichtet, sondern so gar die Gemeinschaft der Güter und selbst der Weiber eingeführt. Den 20. März ward abermal mit ihnen eine Unterredung gepflogen. Als auch diese ohne Würkung geblieben, wurden die Einen verwiesen, die Andern gefangen gesetzet. Hierauf kam Hetzer nach Augspurg; auch von da ward er wegen allzu freyer Reden verbannet. Sehr wahrscheinlich kam er von da über Kostniz wieder nach Zürich. Daß er überhaupt bey allen Einsichten und Talenten von ausschweifender Gemüthsart gewesen, davon haben wir mehrere Beweise. Einer seiner Vertrauten war Hans Denck; dieser lehrte, daß auch selbst die Teufel selbst noch werden begnadiget werden. (**) In ihren Zusamenkünften fielen sie plötzlich zu Boden, oder rieben sich an der Wand mit dem Rücken, krümmten Hände und Finger, verzerrten die Muskeln des Gesichtes, und dieses hiessen sie

(*) S. Epist. Zwinglii & Oecolampadii f. 193, b.
(**) S. Hornbeck S. Contr. Hottingers H. E. VI. f. 445. wie auch die Handschriften auf der Carolinischen Bibliotheck in Zürich F. 137. n. d. 4.

Sterben, indem sie die Stelle Röm. VI, 3. auf die ungereimteste Weise verdrehten. Wenn sie aus der Betaübung erwachten, dann fiengen sie an von hohen Offenbarungen zu reden. Montags vor Jacobi in obigem Jahre 1525. ward abermal mit diesen Schwärmern eine Unterredung gehalten, und selbige den 6. Winterm. wiederholt. Kaum daß die Disputation anfieng, stürmten etliche der sectirischen Brüder in den Rathssal und schrien: Zion! Zion! Sey fröhlich Jerusalem! — Wegen der Verwirrung mußte die Unterredung von dem Rathhause nach der Kirche des grossen Münsters verlegt werden. Die Wiedertaüfer blieben bey ihren vorgefaßten Lehrmeinungen; unter Beding, daß sie keine Empörung anfachen, wurden sie für einmal ledig gelassen. — Mit Grund wird in J. J. Hottingers Kirchengeschichte bemerkt, Hetzer sey sehr unbeständig, bald ein Zwinglianer, bald ein Freund der Wiedertaüfer gewesen. So schreibt z. B. Ambrosius Blaarer unterm 10. Wintermonat 1525. an Zwingli; Saluta Leonem tuum nostris verbis & Hetzerum, si istic est, cui cum hic visus sum nescio quas scripturæ sententias parum dextre appositeque tractasse, miror, cur prius me traducere quam erroris admonere voluerit. — Merkwürdig ist die Hetzersche Vorrede zur teutschen Uebersetzung von Oecolampadens Buch über das Nachtmal. Unter anderm drückt sich Hetzer so aus: „Ich habe auch hie statt, „mich etlicher erdachter Reden zu entschuldigen, die mir „von denen vffgelegt worden sind, die kein Fisch können „fahen, das Wasser sey denn trüb: nammlich mich „unter den Rotterschen, unbillichen Secten der Widertaüfer zu seyn; und haben mich also an etlichen Orten vsgegeben; wie fälschlich aber, weiß Gott und

„ vil fromme Christen, daß ich sömmliches nie weder
„ schriftlich noch muntlich gelehrt hab. Aber damit ichs
„ bekenn', so bin ich lauter der Meinung gewesen, Kin-
„ der taufen sey ganz unrecht; dazu hat mich des Bapsts
„ Buch geführt (tit. de Conf. diff. 4. Can. Quære per
„ totum &c.) in welchem ich gelesen hab, daß si dem
„ eussern Wassertauf die Seligkeit zugeschryben haben.
„ — O wie vil elender, betrübter Herzen hat man vie-
„ len frommen Müttern gemacht, die nit anderst ver-
„ meint, dann ihre ungetaufte Kindlin werden verdammt,
„ dessen geben si mir Zeugniß. Auch die besondere Stett
„ der Begräbniß, da man sie nit zu andern Menschen
„ begraben hat, zwar allein aus der Vrsache, daß si
„ Gottes Angesicht nit mer sehn werden. O der Wü-
„ terei! So doch eben als wol zu glauben ist, daß un-
„ getoufte Kindlin der Christen gleich als wol selig wer-
„ den und seyn als die Getauften. Derhalben mich
„ diß und ander schädlich Abergloußen, die man ohn
„ alle Maß by dem Tauf gebraucht, dahin geführt,
„ wie obgemelt, und mir den Tauf nit ohn Vrsach arg-
„ wönig gemacht hat. Diß ist auch vil Gelerten vor
„ mir beschehn vnd möcht noch einem nach mir beschehn.
„ Des Widertaufs halben, hab ich ihn nie gerümpt und
„ hat mir von Herzen mißfallen. Nun aber so ich von
„ dem hochgelerten, redlichen Knecht Christi, Huldry-
„ chen Zwingli, vff den IX. Tag Novembris zu Zürich
„ eines andern berichtet worden bin: so steh ich ouch
„ derselbigen Meinung gern ab, so wyt man den Tauf
„ ohn Zusatz braucht als ein Testamentzeichen. Ich
„ hab och dazumal wol gesehn, wie die Widertäufer so
„ ganz law und schriftlos vor ihm bestanden sind, daß
„ es ja einem ein groß Wunder Gottes billich dünkt.

„ Dieß zeig ich darum an, Liebste in dem Herrn, mich
„ also des Uebill zu entschlagen, die mir unrechtlich uf-
„ getrochen wird. Wolan im Namen Gottes; es ge-
„ schicht aller Welt; vnd billich so sollt ain jeder an
„ ihm selbs erlernen was Nachreden were u. s. f. “

Dieses schrieb Hetzer zu Zürich im J. 1526. Und schon wieder befand er sich im J. 1527. mit Johann Denck, einem Haupt der schwärmerischen Bande, bald zu Straßburg, bald zu Worms und in den umliegenden Gegenden. Die Geschichtschreiber der wiedertaüferschen Unruhen lassen im Zweifel, wie vielen Anteil unser Hetzer mit Joh. Dencken an der Verführung Jacob Kaützen, Predigers zu Worms, gehabt habe. In einer Schrift der Geistlichkeit zu Straßburg gegen Kaützen wiedertaüfersche Lehrpuncte heißt es: „ So er (Kaütz)
„ dann nun vermeint durch synen genannten Schul-
„ meister Hans Dencken, ich weyß nicht, ob auch Hetzern,
„ erlernt ze haben, daß vnser und seine Lehre, wie er
„ si noch vor kleiner Zyt geführt hat, vß dem Teüfel
„ entsprieße, were im ja das angestanden, er hätte uns
„ insonderheit durch Schrift verwarnet. “ — In gleicher Schrift C. VII. b. heißt es: „ Ludwig Hetzer
„ wollt by vns, wie wol er vor zu Zürich sich anders
„ erzeügt hat, kein Widertaüfer syn: Schalt Michel
„ Sattler, nachdem er mit jm Gespräch gehalten,
„ einen listigen, bösen Lauren; von dem wir bessers
„ hoften: Lobt Gott, daß wir den Tauf frey liessen:
„ Sagt, so von andern in der Sach, wie von vns,
„ gehandelt were, sollt diser Irrtumm nit so wyt kom-
„ men syn. Hernach hat er sich Denckens angenom-
„ men, wollt aber nit verjehen, daß er siner Lere an-

„ hengig were. Ists nun ein anders um jn, werden „ wirs wol inne werden, dann so sagt man mehr.“

Ungeachtet also Hätzer keineswegs in allen Stücken Dencks und Sattlers Irrlehren beypflichtete, so erstreckte sich nichts desto weniger seine Toleranz auch über die Anabaptisten und zwar um so viel mehr, da auch er selbst in mancher Rücksicht so sehr der Duldung bedurfte. Durchgängig ward er für den Verfasser der Geschichte von Michael Sattlers Hinrichtung zu Rotenburg gehalten. Sattlers Lobrede indessen konnte ihm keineswegs zum Vorwurfe gereichen; in oben angeführter Schrift C. III. a. wird diesem Sattler von der straßburgischen Geistlichkeit selber kein so ganz ungünstiges Zeugniß gegeben. Um so viel lieber bemerke ich dieses als ein Gezeugniß von dem menschenfreundlichen, unparteyischen Duldungsgeiste des straßburgischen Clerus. „ Wir achten aber doch, heißt in dem Aufsatz desselben, „ daß Gott auch vs den Synen in solch Irrtumm kommen lasse, als wir nicht zwyfeln Michel „ Sattler, der zu Rotenburg verbrennt ist, sy ein lieber Freund Gottes, wie wol er ein Fürnemmer im „ Tauforden gewesen, doch vil geschickter und ehrbarer „ dann ettlich andere. Dazu hat er gebetten um Bericht us biblischer Schrift und sich erboten den anzunemmen. Darum wir nicht zwyfeln, er sey ein Marterer Christi. St. Cyprianus, also auch Tertullianus und vil andere sind auch heilig Marterer von jederman je und je gehalten worden, vnd haben noch „ dennoch auch schweere Irrungen gehabt. Doch der „ Erlösung Christi Jesu halb, daran es alles ligt, ha-

„ ben wir kein sollich Irrtumm bey disem Michel Satt„ ler, als dem Dencken gefunden. “

Wofern Hans Schlaffers Zeugniß zu traun ist, so hatte sich Hetzer im J. 1528. mit Dencken nach Nürnberg begeben. Erst damals erscholl das Gerücht von Hetzers Schrift gegen die Gottheit Christi, welche von Zwingli soll unterdrückt worden seyn (*). Mit Recht bemerkt Heinrich Ott, diese Schrift sey niemals in öfentlichem Drucke herausgekommen. Noch im Jahr 1552. ward sie handschriftlich in Ambrosius Blaarers Büchersamlung verwahret.

Von Hetzers Hinrichtung zu Kostnitz und von seinen letzten Herzensgesinnungen mag folgende Nachricht zeugen, welche Joh. Zwicki seinem Freund, Ambrosius Blaarer, gegeben:

„ Der allmächtige Gott sey mit Euch allen. Amen.
„ Lieber Meister Ambrosi! Wisset, daß man auf den
„ 4 Febr. den Hetzer gericht hat mit dem Schwerdt (**).
„ Am 3 Febr. stellte man ihn vor und offnet ihm das
„ Urteil, und sind unser vil gute Gesellen denselbigen
„ Tag bey ihm gewesen, deßglychen die ganze Nacht
„ bis morndrigen Tages, da man ihn enthauptete,
„ unter denen sonderlich gewesen ist üwer Bruder Thomas, mit dem er vil Gespräch gehabt hat. Er hat sich

---

(*) S. Heinrich Ott Hist. Anab. ad ann. 1529. §. 4. wie auch J. J. Hottingers Kirchengesch. T. III. s. 498. folg. und das Mus. Helv. T. VI.

(**) Also nicht verbrennt ward er, wie Seckendorf meldt II. 144.

„ eben wol und geschicklich gehalten, Gott hab Lob
„ um seinetwillen. Er hatte gar kein Lust zu disputi-
„ ren. Der Helfer fragt ihn einmal von Christo; da
„ gab er kurzen Bescheid. Auch fragt ich ihn einmal,
„ ob er nicht glaubte, daß wir hetten Vergebung der
„ Sünden durch das Blout Christi? Da gab er eine
„ selzame Antwort, was das Blout Christi were? —
„ und bat uns, wir solltens kurz machen. Das thaten
„ wir. — Er wär aber sonst frölich, wie einer frölich
„ kann seyn, der weiß, wenn er sterben muß. Sixt
„ war auch bey ihm und Johann von Ulm und Mät-
„ thäus und andere mehr. — Das Stüble war voll und
„ sangen die ganze Nacht Psalmen; denn er sucht
„ selbs was ihm möglich war, damit er ettlich Anfech-
„ tung überwunde. Schweer, schweer Anfechtungen
„ hat er gehabt der Reglinger halben, darnach auch
„ der Appelen halben. Er ist auch gar nicht fantastisch
„ gewesen wie viel Taüfer. So hat er auch uns allen
„ treulich als seinen lieben Brüdern zugesprochen. Am
„ morgen mußten wir all mit ihm beten, und war das
„ Stüble ganz voll. Da betet er an Gott mit solchem
„ Ernst, desgleichen ich nicht gesehn noch gehört habe.
„ Demnach that er ein Vermahnung an uns Predi-
„ kanten und mischt darein ein kurz Wort vom Kin-
„ dertauf, daß man den nicht zwinge, als müßte man
„ die Kinder taufen oder nicht, sondern daß mans ih-
„ nen doch frey ließ. Also sagt er auch von etlich an-
„ dern Punkten, doch wenigen, und mit ganz vermeng-
„ ten Worten, und dermassen, daß ihn niemand hat
„ darum können schelten. Wollte Gott, wir hättens
„ gedruckt, was er mit uns geredet. O es ist gut

disputiren

„ dispntiren von vielen Dingen, diewyl wir sonst nicht
„ viel ze schaffen haben; aber wenns dahin kommt,
„ das uns der Tod so nahe ist, so ist alles disputiren
„ aus; darum er auch gesagt: Sollte ihm Gott da-
„ von geholfen haben, so wollte er je långer je stiller
„ gewandelt haben. Also lehrt uns Gott disputieren
„ und zanken. Vor dem Rathause, als man ihn aus-
„ führen wollte, that er eine feine Vermahnung an
„ den Rath und redt, daß sie ihrem Amt treülich nach-
„ kommind und sonderlich, daß si die Gefangenen nicht
„ so trostlos liessend liegen. Am Ober-markt that er
„ auch eine feine Vermahnung, wie Konstanz das Wort
„ Gottes nicht allein solle im Mund haben, sondern
„ auch im Leben; that dabey ein ernstlich Gebeth,
„ daß viel Menschen mit ihm wåinten — und in al-
„ lem ganzen Ausführen war er ganz trostlich und un-
„ erschrocken. In dem Ring bat er alle Menschen mit
„ ihm zu beten. Kniet jederman nieder und sprach er
„ mit lauter Stimme und unerschrockenem Herzen den
„ XXV. Psalm: Ad te, Domine, levavi &c. Und
„ sprach ihm jedermann nach mit grossem Ernst und
„ Wåinen. Nachdem sprach er das Vater unser, und
„ schloß sein Gebeth durch Jesum Christum den Hei-
„ land der Welt durch sein Blut. Demnach zog
„ ihn der Scharfrichter aus und als er jzt angerüst war,
„ stund er aufgerichtet und sprach: O mein Gott,
„ wie solls mir gehn? Einer sagt: Ey, Gott wird
„ dich nicht verlassen! Darauf sagt er: Das Fleisch
„ ist wahrlich schwach. Aber bald darauf sprach er:
„ Wolan, das ist mir in Gottes Nammen! — Kniet
„ dapfer nieder und huob dapfer, bis er gericht ward.

„ Summa, er ist geschickter gewesen, dann ichs ihm
„ vertraut hätte. Item der nicht gewußt, daß er der
„ Hetzer gewesen und ein Taüfer, der hätte ihm nichts
„ können anmercken. Item herrlichern und mannlichern
„ Tod ist in Konstanz nie gesehn worden, und viel viel
„ der Wiederparthey war zugegen, meintend, er werde
„ sich vielleicht unsrer Lehre halb und wieder die Prä-
„ dikanten haben angenommen, aber nicht ein Wort!
„ Wir sind all bey ihm gewesen bis an sein Ende;
„ und der allmächtig, ewig Gott wölle mir und allen
„ Dienern seines Wortes solche Gnade geben zu der
„ Zeit, da er uns auch will heimsuchen, Amen. Da-
„ tum den 6. Februar 1529. Jo. Zwicki. “

Breitinger bemerkt in seinen Hetzerschen Nachrichten an Joh. Rudolf Kiesling, daß nicht so fast sectirischer Geist als ausschweifendes Leben Ursache an Hetzers Hinrichtung gewesen. In eben angeführtem Schreiben werden zwo Weibspersonen erwähnt, mit welchen er verbotenen Umgang gehabt haben soll. Nach Ottens Zeugniß soll er dreyzehn Weibspersonen zu Fall gebracht haben (*). Ueber seine Ausschweifungen hatte er so grosse Nachreu bewiesen, daß er im Hingehn auf die Richtstätte soll gesagt haben: Er sey nicht wehrt, diesen Weg zu betreten (**). In seinem Gebeth soll er oftmals wainend gleichsam Gott zur Rache gegen sich aufgefordert haben. Nach angehörtem Todesurteil äusserte er sich in folgenden Worten: „ Nun bin ich nach mei-
„ nem Wunsch und Begehren verurtheilt, nachdem

(*) Ott Hist. Anabapt. §. 4. pag. 50.
(**) S. Sculteti Annal. 2 : 201.

„ endlich Gott mich, der ich das sündliche Fleisch nicht „ habe bezähmen mögen, izo mir selber genommen.“ Er selbst verlangte, daß verschiedene seiner Schriften, und nammentlich sein Buch von Christo möchten unterdrückt werden (*). Seiner gedenkt Seckendorf (**), als eines gelehrten Mannes, der aber wegen heilloser Lehrsätze sein Leben durch den Scharfrichter verloren. Immer wird seine Busse von Ott so wol als von Jo. Hornbeck (***) bestättigt. Christoph Sandius und das Martyrerbuch von Harlem (†) wagen es so gar, Hetzern unter die Märtyrer zu setzen. Was die Lehre von der Gottheit Christi betrift, so befindt sich bey Sebastian Francken CXXXIX. ein Lied von Hetzer, welches seine Begrieffe, freylich etwas zweydeutig, in folgenden Reimen ausdrückt:

Ich bin allein der einig Gott,
Der ohn Gehülf all Ding beschaffen hat:
Fragstu, wie vil miner sey?
Ich bins allein, miner sind nit drey.
Sag ouch dabey ohn allen Wohn
Daß ich glatt nit weiß von keiner Person.

Von ihm hat man auch andere Lieder, die Ends des XVI. Jahrh. zu Zürich einer Samlung von Psalmen und geistlichen Liedern beygefügt worden, z. B. S. 43.

(*) Ambr. Blaarer prid. Cal. Oct. 1552. ad Mycon.
(**) Hist. Lutheranism. T. II. L. II. Sect. 19.
(***) Summa Controvers. L. V. pag. 341.
(†) Biblioth. Antitrinitar. pag. 16. 28.

der XXXVII. Psalm: Erzörn dich nicht, o frommer Christ — Item s. 349. Soltu by Gott din Wohnung han und sinen Himmel erben — Die letzte Strophe dieses Liedes ist merkwürdig:

Ja, spricht die Welt, es ist nicht noth,
Daß ich mit Christo leide:
Er litt doch selbst für mich den Tod,
Nun zech ich auf sein Kreyde;
Er zalt für mich, dasselb glaub ich;
Hiemit ists ausgerichtet!
O Bruder mein, es ist ein Schyn,
Der Teufel hats erdichtet!

Entweder sahn bey Auswal gottesdienstlicher Andachten die Voraltern mehr auf das, was gesagt, als von wem es gesagt werde: Oder Hetzer ist bald in besserm, bald in schlimmern Geruche des Glaubens wegen gestanden. So viel ist immer gewiß, daß er bey jener feyerlichen Disputation zu Zürich im October 1523. auf Seite der Reformatoren eine wichtige Role gespielt hat. Er selbst verfaßte die Geschichte dieses theologischen Gespräches, in der Einleitung schreibt er: „By solicher Handlung bin ich gesessen und hab da flyssig zugehört, was von einem jeden darwider gesagt und opponirt; item was von andern, darzu bestellt, geantwortet wurde; dasselbig hab ich zum Theil in der Rathstuben ufgeschryben, darnach mit Flyß an miner Herberg wiederum gräfert. So mir etwas entfallen, (wie dann geschicht,) hab ich andere gefragt, damit ich niemand Unrecht thäte. — Obglych vil Schelten werden, wie ich dem ze vil, diesem ze wenig, da us Gunst, dort zu Haß geschryben habe —

„ bezeüg ich mich vff männigklichen so zugegen wa-
„ rend, deren ob DCCCC. gewesen. Darzu hab ich
„ allweg min geschryben Exemplar vor dem Ehrsamen
„ Rath und Gelehrten gelesen und hören lassen, so von
„ einem wysen Rath dazu gewiedmet und geordnet wa-
„ ren. “

Sehr grosse Verdienste hatte auch Hetzer um die Ebräische Sprache. Mit Joh. Denckens Beyhilfe hatte er eine Uebersetzung der Propheten aus dem Grundtexte veranstaltet; dieselbe kam schon im J. 1527. zu Worms in Folio heraus. In dem Sendschreiben vom dollmetschen, welches Wen. Linck zuerst herausgab (*), erwähnt Luther der Wormser- oder Hetzerschen Uebersetzung mit Beyfall. Daß aber diese von Luthern bey der seinigen Durchaus zum Grunde gelegt worden, wiederspricht Dieciman in der Vorrede zur Stadischen Bibel. — Auch in der Einleitung zur Zürcherschen Dollmetschung vom Jahr 1529. wird Hetzers Dollmetschung mit Ruhme erwähnet. Unter anderm heißt es, daß sie fleissig und treu nach dem ebräischen Buchstaben verteutscht sey; allein als ein Werk der Wiedertaüfer habe sie vielen einfältigen Christen zum Anstoß gedienet. In der Vorrede schreibt Hetzer: „ Doch wollten wir um „ Gottes Willen jedermann gebetten haben, sie wollen „ nicht richten, ehe und bevor der Handel bekannt; „ nicht stürmen, ehe und bevor es brennet; denn es „ ja bald gethan ist, alle Dinge schelten und aufs „ höchste verdammen, wo es nicht auf alle Frag von „ Stund an ja sagt, aber nachthun, lieben Brüder!

(*) Tom. V. Jen. Germ. edit. 1561. f. 143. b.

„ braucht wahrlich mehr Schnaufens.“ — Auch ge-
steht er, daß ihm etliche Stellen unübersetzbar und selbst
unerklärbar geschienen. Den Anfang des IXten oder,
nach dieser Ausgabe, das Ende des VIII. Hauptstückes
im Esajas übersetzt er in folgenden Worten: „ — Aller
„ Krieg mit Ungestümme und blutig Kleid wird verbrannt
„ und durchs Feuer verzehrt werden. Denn uns ist ein
„ Kind geboren, uns ist ein Sohn gegeben, dessen Herr-
„ schaft auf seiner Schulter ist, und er heißt wunder-
„ bar, Rath, Starck, Held, allweg Vater, Friedfürst,
„ damit sein Herrschaft groß werde und sein Fried un-
„ endlich auf dem Throne Davids und seinem König-
„ reiche, daß ers zurichte und stärcke mit Gericht und
„ Gerechtigkeit, von izt an bis in Ewigkeit.“

Noch erwähnt Sebastian Franck einiger andrer Hetzen-
schen Schriften, z. B. einer Auslegung des Prediger
Salomons, einer Vorrede zum Propheten Baruch und
endlich der Schlußreden zu der teutschen Theologie.

XI.

Conrad Grebel.

Im J. 1516. hatte sich derselbe, zur Fortsetzung der Studien, nach Paris begeben. Daselbst genoß er mit seinem Freunde, Heinr. Glareanus, Jacob Faber Stapulensis vertraulichen Umgang. In der griechischen Sprache vervollkommnete er sich bey Lascaris, einem Griechen aus Creta; in der ebräischen Sprache empfieng er Unterricht bey einem gewissen Bischof. Hierauf begab er sich mit seinem Bruder Leopold nach Wien. Daselbst gerieth er in Bekanntschaft mit Vadian. Nachdem sie im J. 1518. wieder nach Hause zurückgekehrt waren, so verheuratete sich bald hernach dieser letztere mit Martha Grebel, einer Schwester unsers Conrads.

Als Thomas Münzer, wegen wiedertaüferschen, aufrührerischen Lehren, aus Sachsen verjagt worden und sich in die Nachbarschaft der Eidgenossen begeben hatte, gerieth auch Grebel, ein unruhiger, zweifelsüchtiger Kopf, mit ihm in nähere Gemeinschaft. Dieser und Felix Manz, der Sohn eines Zürcherschen Chorherrn, suchten Zwingli zur Errichtung einer besondern Kirche zu bereden. Nach fruchtloser Bemühung traten sie auf Seite der Wiedertaüfer; in kurzer Zeit hatten sie dreyzehn erwachsne Personen wieder getauft; auch fiengen sie an, alles unter sich gemein zu haben und Münzern erhoben sie hoch über Luthern und Zwingli.

Im J. 1524. vertheidigte Kesler bey Erklärung des Briefs an die Römer Cap. VI. die Kindertaufe; ihm wiedersprach Laurenz Hochreutener; nachdem dieser hierauf von Zürich weggewiesen worden, streute er ein Sendschreiben aus: an die Brüder denen Kesler die Schrift auslegt; dieses Sendschreiben hatte Grebeln zum Verfasser. Dadurch verbreitete sich in Zürich der Saamen der wiedertäuferschen Lehre. Um die Anhänger derselben mit Sanftmut zu gewinnen, unternahm es Zwingli, wöchentlich mit ihnen jeden Dienstag über ihre aufsteigenden Zweifel Unterredung zu pflegen. Durch Zwinglis Wiederlegung mehr beschämt als bekehrt, besuchten sie nicht länger die Versamlungen, sondern fiengen ungewöhnlichen Lärm an; sie pralten mit Erscheinungen und Eingebungen; als Besesne liefen sie durch die Strassen und schrien Weh über Zürich. Für eine Zeit lang ward durch gründliche Vorstellung der rechtglaübigen Lehrer die Unruhe wieder gestillet.

Durch Verstossung etlicher alten Chorherren schmeichelten sich Manz und Grebel, dieser zur griechischen, jener zur ebräischen Professur zu gelangen. Als würklich gelehrte Männer wieß man sie nicht ab, nur bat man sie, bequemere Zeit zu erwarten. Alle Schuld der Verzögerung warfen sie auf Zwingli; aus Verdruß streuten sie von neuem und je länger je mehr den Saamen des wiedertaüferschen Unkrautes aus. Mit ihnen vereinigten sich mehrere, zum Theil angesehene und übrigens wolmeinende Männer, z. B. Wilhelm Roüblin, Pfarrer zu Wydikon; Simon Stumph, gewesner Pfarrer zu Hönngg; Panicellus (Brödlin) Pfarrer zu Zollikon; Ludwig Hetzer u. a. Georg Jacobi oder Blau-

rock war der Erste, der von Grebeln wieder getauft worden. Ofenbar lasterhafte Leute und böse Gesellschaft wichen sie aus, und durch den Schein besondrer Frömmigkeit lockten sie manches ehrlich gesinnte Gemüth an sich. Nach fruchtlos wiederholten Disputationen wurden die Einen verwiesen, die Andern in Gefängniß geworfen. Hierauf giengen sie so weit, daß sie behaupteten, ein Christ sey keiner weltlichen Obrigkeit Rechenschaft schuldig und könne auch als Christ keinem weltlichen Tribunal einverleibt seyn; sie hielten sich selber für sündlos und die Wiedertaufe erklärten sie als Gegengift aller bösen Begierden.

Zu Mittefasten im J. 1525. wurden vierzehn Männer und fünfzehn Weiber aus dieser wiedertaüferschen Rotte in den Käzerthurm gelegt; sie wußten sich aber in der Nacht vor dem Palmtage durch die Flucht in Freyheit zu setzen und gaben vor, ein Engel hätte ihnen, wie ehmals dem Petrus, den Kerker geöffnet. Grebel begab sich mit Manz in die Herrschaft Grüningen; in diesen Gegenden war die Anzal ihrer aufrührerischen Anhänger ungemein gros. Von da gieng Grebel nach Schafhausen; daselbst hofte er, aber vergeblich, den D. Hofmeister, der vorher der wiedertaüferschen Lehre nicht völlig ungeneigt war, seither aber sich derselben wiedersetzt hatte, von neuem auf seine Seite gewannen, und zwar unter dem Vorwand, daß die Wiedertaüfer weit nachdrücklicher als die Kanzelprediger das Papstum entkräften. Bey seinem Aufenthalt in Schafhausen, begegnete ihm Wolfgang Ulmann: ungemein bestärkte er diesen in der wiedertaüferschen Lehre; nicht nur ließ er sich von Grebeln aus einer Schüssel mit

Wasser begiessen; auch ganz entblößt wollt' er sich im Rhein mit Wasser bedecken. Dieser Ulmann, welcher hernach im J. 1527 mit andern Wiedertaüfern zu Waldsee zum Tode verurteilt worden, kehrte wieder nach St. Gallen zurück und predigte nicht mehr, wie ehmals, in den Kirchen, sondern allein auf dem Marktplaz, in Feldern und Wäldern. Acht Tage nach ihm langte auch Grebel in St. Gallen an und taufte viel Volk in dem Flusse der Sitter. Jede fleischliche Ausschweifung erlaubten sich diese Verirrte; sie sagten, weil sie nicht mehr im Fleische, sondern im Geiste lebten, so seyn ihre Ausschweifungen nicht länger sündlich. Da sie indeß die Richtschnur der Vernunft und der h. Bücher hintansetzten und nur ihre eignen, schwärmerschen Einfälle für göttliche Eingebungen erklärten, so waren sie in Absicht auf Sitten und Meinungen unter sich selber verschieden.

In Zürich wurden die Disputationen wiederholt. In einem öfentlichen Mandat ward Endes des Jahrs 1525 der Verlauf dieses wiedertaüferschen Gespräches durch den Druck bekannt gemacht. Noch vor der Bekanntmachung wurden Grebel, Manz, Blaurock und andre Patriarchen der wiedertaüferschen Secte vor die grosse Rathsversammlung berufen; daselbst wurd ihnen angezeigt, sie sollten sich zur Ruhe begeben; hartnäckigt beharrten sie auf ihren Irrlehren; hierauf wurden sie in Verwahrung genohmen, doch in Hofnung der Verbesserung bald wieder ledig gelassen. Seither hatten sie nächtliche Zusamenkünfte bey der alten Manzin, die ehmals als Concubine des Chorherr Manzen unsern oft erwähn-

ten Felix Manzen zur Welt gebracht hatte. (*) Oefentlich verkündigte Conrad Grebel, daß der Messias von neuem erscheine und darunter verstand er den Thomas Münzer, als den Befreyer von aller geistlichen und weltlichen Knechtschaft. — Nicht lange hernach ist er im J. 1526. gestorben. Bald darauf ward sein Vater zum Tode verurteilt. (**) Die Ursache seiner Verurteilung schreibt Bullinger theils einer hitzigen Uebereilung des Raths zu, theils dem öfentlichen Unwillen, der sich von dem verstorbnen Sohne auf den Vater soll fortgepflanzt haben. Bernard Weise erwähnt seiner in der handschriftlichen Reformationsgeschichte des Schweizerlandes in folgenden Worten: „Im J. 1526. auf Dienstag „vor aller Heilsgenfeyer den 30. Tag des andern Herbsts „schlug man Junker Jacob Grebel, Rathsherrn zu „Zürich, das Haupt ab, Nachmittag um die zwey. „Der hatte einen schneeweissen, breiten Bart, und ein „schneeweiß Haar, dann er über sechzig Jahren alt „und wol gehalten war. Der hat über das was man „alle Jahre zweymal verschwöret, gethan, daß niemand mehr, der sey geistlich oder weltlich, edel und „unedel, solle nehmen Pension, Provision, Jahrgeld, „Miet, Gaben oder Schenckungen, mit viel kostlichen „Worten, so derselb Brief innhaltet, hier nicht kommlich zu melden; Und hat er es aber angenohmen „von des Papsts Legaten, dem Puccio, von den Keyserschen Regenten, so zu Zürich bey dem roten Haus

(*) S. Füßlins Beyträge zur helvet. Reformationsgeschichte, Th. I. S. 230. folg.

(**) S. Füßlins Beyträge zur helv. Reformationsgeschichte, Th. IV. S. 71.

„ lagen, und vor denen allen vom König in Frankreich,
„ alles unter dem Schein Conrad Grebels seines ehli-
„ chen Sohns, der vor dieser Enthauptung in diesem
„ Jahr tod war.“

Wär also unser Conrad Grebel nicht noch zu guter Zeit eines natürlichen Todes gestorben, so hätte ihn höchst wahrscheinlich dasselbe Schicksal, wie seinen Vater, und ein Jahr hernach seinen Freund, Felix Manzen getroffen. Ueber diesen letztern ergieng Samstags vor der h. drey Könige Tag im J. 1527 vor gesammten, grossem Rath der CC folgendes Urteil:

„ —— —— — Wiewol Felix Manz des Widertauffs
„ ein rechter Anfänger und Hauptsächer, und grosse Un-
„ ruh und Uebel durch ihn gestift worden ist, jedoch
„ haben unsere Herren ihn auf eine Urfehd aus ihrem
„ Gefängniß ledig gelassen, welcher Felix Manz deßhalb
„ einen Eyd dem obrigkeitlichen Befehl nachzukommen
„ geschworen; aber unangesehn dessen hat er verjähen,
„ daß er in vierzehn Tagen, als er gen Embrach kom-
„ men, eine Frau daselbst seiner Meinung unterwiesen
„ und getauft habe. — Auch hat er bekennt, und ohne
„ alle Fürwort, Sönderung und Unterscheid öfentlich
„ ausgegeben, daß kein Christ ein Oberer seyn noch
„ den andern mit dem Schwerdt richten, noch jemand
„ töden noch straffen sollte oder möchte — Ferner daß
„ ihm mehrmal etliche Episteln St. Pauli im Gefäng-
„ niß und sonst geofenbaret worden wären — daß er
„ endlich eine besondere Sect, Rott, Versammlung und
„ Zusamenkommung unter der Gestalt des Guten für
„ und für gesucht u. s. w. — ist zu ihm also gerichtet,
„ daß er dem Nachrichter befohlen werde, der ihm seine

„ Hände binden, ihn in ein Schif setzen, zu dem nie-
„ dern Hütli führen und auf dem Hütli die Hände ge-
„ bunden über die Knie abstreiffen und einen Knebel zwi-
„ schen den Armen und Schenkeln durchhin stossen,
„ und ihn also gebunden in das Wasser werffen und ihn
„ in dem Wasser sterben und verderben lassen, u. s. w. “

Als Manz aus dem Wellenberg auf den Fischmarkt und von da weiter zu dem Fischerhütgen geführt wurde, lobte er Gott, der ihn würdigte, als Märtyrer der Wahrheit zu sterben; (*) auch bat er für diejenigen, die an seinem Tode schuld waren; von seiner eignen Mutter und von seinem Bruder ward er gestärkt. Ohne die geringsten Seufzer und Thränen starb er, unter folgender Ausrufung: In manus tuas commendo spiritum meum, Herr in deine Hand empfehl ich meinen Geist.

Zum Beschluß führen wir noch einige Stellen an aus Joachim Badians Sendschreiben an Joh. Zwickli, unterm 1. August 1540. In diesem Sendschreiben erwähnt Badian seines Schwagers, Conrad Grebels, mit folgenden Worten: Chunradus ille meus Grebelius Tigurinus, magnis dotibus præditus, præclaraque familia natus homo, quum dogma illud iterandi baptismi paucorum suggestione animatus spargere Tiguri & invulgare cœpisset, tanta cum animi pervicacia delecta semel constitutaque tueri cœpit, ut me quidem, quem summe tamen diligebat, sæpe serioque admonentem non modo non audiret, sed paulo post tum amicitiæ tum affinitatis jure violato privatim & publice prosciderit & sug-

(*) S. J. J. Hottingers helvet. Kirchenges. B. VI. s. 385.

gilarit. In gleichem Sendschreiben heißt es von Hetzer: Hetzerum commodissimi ingenii hominem (de nostris enim tantum loquor,) meministi, quo cum & ipse tot modis claro viro, linguis etiam & admirabili ingenii dexteritate prædito, non semel egi, ne supra quam deceret, sapere pergeret. Et retrahere etiam a Grebelii mei delirio Balthasarem Pacimontanum, qui Viennæ Pannoniæ vivus exustus est, non semel sum conatus, eloquentissimum sane & humanissimum virum, sed sine fructu & magno (Dominum testor) dolore meo. Corripuerat illos omnes mirum quoddam & incredibile novitatis studium. Quidquid dicebant, quidquid docebant, spumosum erat, (juxta Persium) & cortice pingui. Inerant & ampullæ ambitiosæ doctrinæ indices & sesquipedalia verba. Atque illis quidem tam doctis, tam idoneis, tam probe alioque (ut de quorundam familiæ claritate sileam) institutis Viris, si habenas ecclesiæ moderandæ commisisses, Deum immortalem! quantum incendium, quantum casum sanæ & simplicis doctrinæ Christi, quanto orbis malo excitassent! Non Papa, non Sophistæ, non Hypocritæ Deuterotæ adeo solidæ pietati nocuerunt tot Seculis, quantum illi paucis annis nocituri fuissent. Dieses Sendschreiben steht vor der Antilogia Joach. Vadiani ad clariss. viri Gasparis Schuenckfeldii Argumenta.

So viel mir bekannt ist, so sind weder von Manz noch von Grebel keine Schriften bis auf unsre Zeiten gekommen. In dem Elenchus contra Catabaptistas gedenkt Zwingli f. 13. einer wiedertäuferschen Schrift, ganz in schweizerschem Dialecte geschrieben. Est lingua helvetica, schreibt er, qua sic est scripta (confutatio) ut externum

vel peregrinum verbum nullum habeat: attamen ut diximus, cum homo jam indubie apud inferos tantum æstuet, quantum hic catabaptismo pollutus alsit, missum facere duximus ejus nomen. Ohne weitere Bemerkung, daß bey oft mißbrauchter Nachsicht auch selber ein Zwingli nicht immer den Ausdruck zu mässigen im Stand sey, erinnern wir nur noch; daß er obiges im Heum. 1527 geschrieben habe. Daher vermutet C. Füeßli, er habe entweder auf Conrad Grebel oder auf Felix Manzen gezielet.

XII.

Peter Martyr Vermilio. (*)

Derselbe erblickte das Licht der Welt den 8. Herbstm. 1500. Als einziger Sohn begüterter und vornemmer Aeltern genoß er die beste Erziehung. Die Mutter unterwies ihn in der lateinischen Sprache und erklärte ihm frühzeitig Terenzens Lustspiele. Hierauf studirte er unter dem gelerten Marcel Virgilio, dem damaligen, florentinischen Staatsschreiber; des jungen Vermilions Freunde und Mitschüler waren Franz von Medicis, Alexander Caponi, Franz und Raphail Ricci, Peter Vettori u. a. Um so viel schneller war sein Fortgang in den Wissenschaften, da er mit den glücklichsten Anlagen den größten Fleiß verband und von allen jugendlichen Zerstreuungen und Spielen weit entfernt war Im sechszehnten Jahr seines Alters verließ er die Welt, um sich zu Fiesoli unweit Florenz bey den Augustinern einschreiben zu lassen. Diesen Orden zog er so wol wegen der guten Zucht, als auch wegen des Geschmacks an der Gelehrsamkeit, wodurch er sich auszeichnete, jedem andern Orden weit vor. Durch sein Beyspiel gerührt, begab sich seine einzige Schwester, Felicitas, gleichfalls ins Kloster. Ungemein war über solche Entschliessung sein

(*) S. Niceron. T. XXIII.

sein Vater erbittert. Bis ans Ende schien dieser letztre sich rächen zu wollen, indem er sein ganzes Gut den Armen bestimmte und dem Sohn nichts weiter als ein Jahrgehalt von fünfzig Gulden zurück ließ. Standhaft indeß beharrte unser Peter Martyr bey seinem Entschlusse, nach abgelegtem Klostergelübde, studirte er mit Eifer theils die Rhetorick, theils die biblische Auslegungskunst. Nach dreyjährigem Aufenthalt zu Fiesoli kam er für acht Jahre lang nach Padua in das Kloster des h. Johannes von Verdara. Daselbst beschäftigte er sich mit der aristotelischen Philosophie. Vorzüglich gefiel ihm dieselbe wegen der Strenge in ihrer Methode. Um sie in der Grundsprache selber kennen zu lernen, gab er sich alle Mühe, die griechische Sprache zu studiren. Auch auf die Theologie verwendte er mehrere Stunden; seinen theologischen Unterricht hatte er theils einem Eremiten, theils zween Dominicanern zu danken.

Nachdem er sein sechs und zwanzigstes Jahr erreicht hatte, ward ihm das Predigtamt aufgetragen; mit Erfolg bekleidete er dieses Amt, und zwar Anfangs zu Brescia, und hernach in den vornemmsten, italiänischen Städten, zu Rom, zu Bologna, zu Pisa, zu Venedig, zu Mantua, zu Bergamo. Hiebey vergaß er nicht, den jungen Ordensleuten zu Padua, zu Ravenna, zu Bologna, zu Verceil philosophische so wol als exegetische Vorlesungen zu halten. Auf Anhalten des Benedict Cusani las er an letzterm Orte über den Homer. — Sein Lieblingsstudium indeß blieben die h. Schriften. Um diese desto besser zu verstehen, nahm er noch als Subprior zu Bologna Unterricht in der hebräischen Spra-

che; sein Lehrmeister war ein jüdischer Arzt, Namens Isaac. — — Nicht lange hernach ward er zum Abt von Spoleto erwälet. Sehr verdient machte er sich an diesem Orte, theils durch Wiederherstellung der Disciplin in den Klöstern, theils durch Beylegung der bürgerlichen Unruhen. Nach dreyjährigem Aufenthalt ward er von dem Generalcapitel des Ordens, als Aufseher über das Collegium des h. Petrus, nach Neapel gesendet. Hier hatte er Gelegenheit, Zwinglins und Bucers Schriften zu lesen; der Geschmack an denselben ward bey ihm durch den Umgang mit J. A. Flaminio, Joh. Valdes, Galeaz Caraccioli vermehret. Oefentlich erklärte er damals den 1. Brief des Paulus an die Korinther. Beym 13. und 14. Vers des dridten Hauptstückes behauptete er, daß diese Stelle nichts für das Fegfeuer beweise. Hierauf ward er der Freyheit zu predigen beraubt. Hierüber beklagte er sich bey dem Papste und von diesem ward ihm die Freyheit zu lehren wieder geschenket.

Noch befand er sich nicht völlig drey Jahre in Neapel, als er gefarlich krank ward. Seine Obern schrieben die Krankheit der Neapolitanischen Luft zu; um ihm eine Luftveränderung zu verschaffen, ernennten sie ihn zum General-Visitator des Ordens. Die Strenge, womit er diesem Amt vorstand, zogen ihm Haß zu. Die Folgen hievon empfand er in dem General-Capitel, welches zu Mantua gehalten wurde. Daselbst ward er zum Prior von St. Fridian in Lucca erwälet. Ehrenvoll genug war zwar die Würde; dieselbe ist nämmlich mit der bischöflichen Gerichtsbarkeit über die Hälfte der Stadt verbunden: Die Bürger aber zu Lucern wa-

ren Todtfeinde der Florentiner und so erwarteten die Feinde unsers Martyrs, daß er sich an diesem Orte grosse Verdrießlichkeiten zuziehen werde. Martyr aber wußte ihre boshaften Absichten zu vereiteln und sich ganz die Liebe der Bürger zu Lucca eigen zu machen. Unter seiner Aufsicht befanden sich dassige Schulen in blühendem Zustand. Auf denselben unterrichtete Paul Lacisi von Verona in der lateinischen Sprache; Celsus Mastinengo im Griechischen; Emanuel Tremellius im Ebräischen; Martyr selber erklärte die Briefe des Paulus, auch predigte er fleissig.

Zu Genua, woselbst sich das General-Capitel versammelte, zog sich ein grosses Ungewitter über seinem Haupte zusamen. Vor diesem General-Capitel sollte er sich persönlich wegen Ausstreuung vermeintlicher Irrlehren rechtfertigen: allein sorgfältig wich ers aus und dachte lieber darauf, wie er aus Italien wegkommen und irgendwo unter den Protestanten Zuflucht finden möchte. Nachdem er seine Sachen in Ordnung gebracht hatte, begab er sich in Geheim aus Lucca hinweg. Ihn begleiteten Theodosius Trebellius, Julius Terentianus und Paul Lacisi, welcher letztre hernach als Professor der griechischen Sprache zu Straßburg gelebt hat. Anfangs gieng unser Martyr nach Pisa; daselbst genoß er mit einigen Vertrauten das Nachtmal nach protestantischem Gebrauche. Nachdem er sich genugsam in Sicherheit glaubte, schickte er Briefe an Renald Polus und an die Bürger in Lucca, um sein Betragen zu rechtfertigen und um ihnen von seiner Glaubensänderung Nachricht zu geben. Hierauf begab er sich nach Florenz; daselbst rieth er dem Bernhardin Ochin, anstatt zur Verantwortung nach Rom

hinzureisen, lieber in fremden Ländern Sicherheit zu suchen. Nachdem er für ewig von seinem Vaterland Abschied genommen hatte, kam er im J. 1542. nach Zürich. Daselbst ward er von Pellican, Bullinger und den übrigen zürcherschen Kirchenlehrern sehr wol empfangen. Da eben keine Stelle ledig war, so gieng er nach Basel. Kaum war er einige Wochen an diesem letztern Orte, so erhielt er, durch Martin Bucers Vermittlung, einen Beruf nach Straßburg. Fünf Jahre lebte er da mit seinem Freund Lacisi. Im J. 1546. verheyratete er sich mit Catharina Dampmartin von Metz, welche acht Jahre hernach, kinderlos, in England starb. Im J. 1547. nämmlich ward er, unter der Minorität Eduards VI, von Eduard Seymour, Herzog von Sommerset und Protector des Reichs, wie auch von Thomas Cranmer, Erzbischof von Cantorbüry, nach England berufen. Dahin reisete er in gleichem Jahr mit Bernhardin Ochinus; einige Zeit wohnte er zu Lambeth bey Cranmern. Hierauf gieng er nach Oxford; daselbst ward er vom König zum Professor der Gottesgelehrtheit ernennt, mit einem Jahrgehalt von 400. Mark. In diesem Beruf hatte er öftere Disputationen gegen die Papisten. In den Gegenden von Oxford entstand unter den Bauren ein Aufruhr zu Gunsten des Papstums. Bey äusserster Lebensgefar flüchtete sich Martyr nach London, und erst nach Beylegung aller Unruhen kehrte er nach Oxford zurück.

Im Jänner 1551. erhielt er vom König ein Canonicat bey der Christ-Kirche, nebst einem Haus bey dem Collegium, woselbst er sich mit seiner Gattin niederließ; und man bemerkt, daß sie die erste Frauensperson gewesen, die zu Oxford in dem Collegium gewohnt ha-

de. — In gleichem Jahr ward er zu der Committee verordnet, welcher Eduard die Verfertigung der englischen Kirchensatzungen auftrug. Nach dem Tod dieses Königs im J. 1553. ward von der Königin Maria das Pabstum wieder hergestellt. Martyr verließ also Oxford und flüchtete sich nach Lambeth zu dem Erzbischof von Cantorbüry. Nachdem dieser letztre in Verhaft gebracht worden, sah ersterer kein besserers Schicksal vor sich. Ohne ausdrückliche Erlaubniß der Königin wollte er gleichwol England nicht verlassen. Nach erhaltner Erlaubniß zur Wegreise, blieb er noch einige Tage im Verborgnen; hierauf begab er sich in geheim nach Antwerpen, und von da weiter nach Straßburg Mit Freuden nahm man ihn an letzterm Orte auf und gab ihm den Lehrstul, den er vor seiner Wanderung nach England im Besitz gehabt hatte. Jedoch ward er genötigt, sich schriftlich zur Augspurgschen Confession zu bekennen; auch mußte er in Betref solcher Lehrpuncte, über die er nicht Lutherisch dachte, alle Mässigung versprechen. Ueber die Lehre vom Abendmal nämmlich dacht' er völlig wie Zwingli. Er fieng an mit Auslegung des Buches der Richter. — Beym Mangel solcher Professoren, denen man den philosophischen Lehrstul hätte anvertraun können, ward auch dieser Lehrstul von den beeden Professoren der Gottesgelehrtheit bekleidet. Martyr erklärte also die Ethick des Aristots an den Nicomachus. — Verschiedene Verdrüßlichkeiten, die er sich wegen einiger Abweichung von dem Lutherschen Lehrgebaüde zuzog, bewogen ihn zur Aufsuchung eines ruhigern Aufenthalts. Nach Conrad Pelicans Hinscheid den 5 April 1556. ward er als Professor der Theo-

logie und der Ebräischen Sprache nach Zürich berufen. So groß die Verdienste dieses letztern gewesen, so waren sie gleichwol bey zunehmenden Altersschwachheiten durch Eigensinn und selzame Laune befleckt. Bibliander hatte sich durch einige Abweichung vom herrschenden Lehrbegriff verdächtig gemacht und überal hatte sein Colleg mehr Beyfall gefunden. Aus Unmut gieng er so weit, daß er diesen auf einen Zweykampf ausforderte und ihn zur bestimmten Zeit, an bestimmtem Ort mit einer Hellparte erwartete. Hierauf ward Bibliander im J. 1560. seines Amtes entlassen, jedoch behielt er die Einkünfte bis ans Ende des Lebens.

In Zürich ward Martyr mit dem Bürgerrechte beschenkt, obgleich der Senat daselbst seit einiger Zeit in Mittheilung desselben sparsamer geworden. — Nach sechsjähriger Verwittwung verheuratete er sich wieder in Zürich mit Catharina Merenda von Brescia. Dieselbe gebar ihm einen Sohn und eine Tochter, welche in der Minderjährigkeit starben; nach seinem Tod hinterließ er sie schwanger.

Noch kein volles Jahr war er in Zürich, als er zum Nachfolger des Martinengo nach Genf berufen wurde. Ohne Erlaubniß des Zürcherschen Magistrats wollte er den Beruf nicht annehmen. Auf dringendes Anhalten desselben blieb er in Zürich. Aus gleichem Grund schlug er einen neuen Beruf nach England aus, ungeachtet ihn die Königin Elisabeth sehnlich verlangte.

Von dem Zürcherschen Senat ward er im J. 1561. ernennt, um mit Theodor Beza dem Religionsgespräch in Poissi beyzuwohnen. Unterm Vorwand, daß er der französischen Sprache nicht mächtig genug sey, begab er sich, auf erhaltne Erlaubniß, nach Zürich zurück. Daselbst starb er den 12 Winterm. 1562. in einem Alter von zwey und sechszig Jahren. — Durch das lüderliche Betragen ihres Ehgenossen, sah sich seine einzige, nachgelaßne Tochter, Maria, in die äusserste Armut gestürzt. Aus Achtung für ihren verstorbenen Vater ward sie von der Regierung in Zürich anständig verpfleget.

Dû Pin giebt unserm Martyr folgendes Zeugniß: „Den Calvin ausgenommen, schrieb unter allen Re„formatoren keiner besser als Petrus Martyr. Den „Calvin übertraf er noch an Gelehrsamkeit und an Känntniß der Sprachen. Fleissig hatte er die Kirchenväter „und die alte Kirchenzucht. Er hatte mehr Mässigung „und Sanftmut als kein andrer von den protestanti„schen Lehrern, und zwar nicht bloß im Ausdruck und „Vortrag, sondern auch in den Gesinnungen selber. „Wenn man ihm hätte Gehör geben wollen, so wär er „ungemein dazu geneigt gewesen, nicht nur die Luthe„raner und die Reformirten, sondern auch mit diesen „die Catholischen zu vereinigen.“

Von Petrus Martyr hat man Commentarien über verschiedene Bücher des Alten und des Neuen Testamentes. Anstatt der buchstäblichen Erklärung, findt man viele gelehrte, dogmatische und casuistische Ausschwei-

fungen. Die meisten dieser Commentarien sind in Zürich gedruckt. Ebenfalls in Zürich ist sein Commentar über die Aristotelische Ethick erschienen. — Unter mehreren, andern Werken erwähnen wir noch der theologischen Locorum Communium, die in drey Folio-Bänden zu Basel gedruckt sind. Verschiedene seiner Werke sind von Anton Marten ins Englische übersetzt worden.

XIII.

Heinrich Bullinger.

Sein Vater war ein Geistlicher, nach damaliger Gewohnheit mit einer Beyschläferin, Namens Anna Widerkehr, verbunden. Dieselbe war aus einem der vornehmsten Geschlechtern in Bremgarten. Ueber dieses Concubinat ware ihre Verwandtschaft so übel zufrieden, daß, so lang ihr Vater lebte, die gute Beyschläferin mit dem Geliebten flüchtig seyn mußte. Während ihrer Hin- und Herwanderung von Vicariat zu Vicariat, von Kaplaney zu Kaplaney wurden ihnen fünf Söhne geboren. Im J. 1500. ward der herumstreifende Priester an seinem Geburtsort zu Bremgarten zum Pfarrer und hernach zum Decan des ganzen Kapitels erwält. So wol wegen seiner Einsichten als wegen seiner Freygebigkeit erwarb er sich durchgängige Achtung. Mit Entschlossenheit wiedersetzte er sich im J. 1518. dem Ablaßkrame des Samsons. Im J. 1529. erklärte er sich von öfentlicher Kanzel gegen das Pabstum. Dadurch entstanden Parteyen; die Bürger ergriffen die Waffen; der Prediger wurde beurlaubt; er begab sich nach Zürich; daselbst ward er im December 1529. mit seiner bisherigen Beyschläferin feyerlich getraut. Als hernach durch Mehrheit der Stimmen der päbstliche Gottesdienst in Bremgarten abgeschaft worden, gieng er wieder nach Hause und besorgte den Pfarrdienst zu Hermetschwil. Nach der fatalen Kapelerschlacht fiel diese Gegend von

neuem ins Pabstum; von neuem ward der alte Bullinger flüchtig. Die übrige Lebenszeit vollbracht er bey seinen Söhnen, bald bey dem ältern, Pfarrer zu Ottenbach, bald bey dem jüngern, unserm Heinrich Bullinger in Zürich. Dieser leztre wurde den 18 Julius im J. 1504. zu Bremgarten geboren. In den jüngern Jahren sah er sich von der Pestseuche an den Rand des Grabes geworfen. Nach seiner Genesung begab er sich im J. 1516. auf die Schule nach Emmerich in dem Herzogtum Cleve. Den Unterhalt gewann er mit Singen vor den Hausthüren. Der Vater nämmlich ließ ihn um so viel lieber Armut erfahren, um ihn einerseits gegen Widerwärtigkeiten zuståhlen, anderseits um sein Herz desto besser dem Mitleiden zu öfnen. Im J. 1520. ward der Jüngling auf der Schule zu Köln in das Collegium Bursæ Montis befördert. Durch Lesung der Evangelien und der Kirchenväter, wie auch einiger Schriften Dr. Luthers gieng ihm ein neues und reineres Licht auf. Nunmehr stand er von dem gemachten Entschluß ab, ein Carthaüser zu werden; er kehrte nach Bremgarten zurück, woselbst er in dem väterlichen Hause fleissig studirte. Im J. 1523. nahm er die Stelle eines Lehrers in der Klosterschule zu Cappel an, jedoch nicht ohne Vorbehalt seiner Gewissensfreyheit. Vormittags laß er über die heil. Schriften und über des Erasmus Paraclesin, wie auch über Melanchthons Locos communes; Nachmittags unterwieß er in der Grammatick und Dialectick.

Im J. 1525. wohnte er in Zürich einem Gespräch gegen die Wiedertaüfer bey. Im J. 1527. gieng er mit Erlaubniß des Abts zu Kappel abermal, und zwar für

fünf Monate lang, auf Zürich, um daselbst sich bey Rhellican in der griechischen, und bey Pellican in der hebräischen Sprache zu üben. Hierauf gieng er nach Basel. Daselbst ließ Oecolampad seine lateinische Schrift vom Ursprung des Irrtums durch den Druck bekannt machen. Diese Schrift, die ohne seine Einwilligung heraus kam, gab er hernach mit Zusätzen heraus. Zu Heidelberg ward sie ins Teutsche übersetzt. Er war es, der zu erst den Zwingli und Capito auf den Ungrund der Lehre von der Brodverwandlung aufmerksam machte. Je schwächer er die Widerlegungen des Berengarius fand, desto geneigter war er der Lehre desselben; zugleich schöpfte er reinere Begriffe aus den Schriften des Augustins. Grossentheils ihm hatte man die Reformation des Klosters Cappel zu danken. Aus Rache ward er von mehr als zwanzig Zugern bey der Loez unweit Bar, wo er badete, überfallen und rettete mit Mühe sein Leben; die Abtey selber wurde von Mordbrennern umziegelt: allein durch oberkeitliche Abgeordnete von Zug und von Zürich ward ihr Anschlag vereitelt. (*)

Im J. 1528. schwur Bullinger den Synodaleyd in Zürich. In gleichem Jahr wohnte er einem Religionsgespräch in Bern bey. In eben diesem Jahr zogen der Religionszwiste wegen die Eydgenossen zum ersten male gegen einander zu Felde; Bullinger diente als Feldprediger; bald aber wurde Friede gemacht.

Im J. 1529. predigte er in seinem Geburtsort zu

(*) S. Simler f. 11. b. und Hottingers helvet. Kirchengesch. T. III. f. 186. folg.

Bremgarten so nachdrücklich, daß gleich Tags darauf die Bilder und Altäre aus den Kirchen weggeschaft wurden. Mit Einwilligung des Abts zu Kappel und des Raths zu Zürich ward er nunmehr zum Pfarrer in Bremgarten erwälet. Hierauf verheyratete er sich mit Anna Adlischwyler von Zürich, einer Nonne in dem Oetenbach. Seine Liebeserklärung ist merkwürdig. (*) „Die heutigen Zeiten, schreibt der Freywerber an seine „Geliebte, sind so verderbt, daß einer unschuldigen „Tochter billich auch dasjenige verdächtig wird, was „man ihr in der größten Aufrichtigkeit schreibt. Ich „hätte mir darum ein Bedenken gemacht an sie zu schreiben, wenn sie mich nicht seit etlichen Jahren kennte „und nicht wüßte, daß mein Herz keineswegs fähig ist, „eine tugendliebende Tochter zu betriegen, am allerwenigsten sie, die ich wegen ihres schamhaften und jungfraülichen Betragens vor allen andern ehre und liebe. „Vielmehr sind mein Herz und meine Gedanken nur „darauf gerichtet, und dessen nehme ich den Gott des „Himmels und der Erde zum Zeugen, daß ihre Tugend und ihre Wolfart vollkommener werden. Deswegen kann sie diesen Brief ohne Besorgniß in aller „Stille lesen und fleissig bey sich überlegen, massen an „dem Gewerb, das er in sich hält, nicht wenig gelegen ist. — Wiewol man in allen Ständen tugendhaft leben kann, so giebt doch der ehliche Stand tugendhaften Gemütern den besten Anlaß ihre Liebe, „Güte, Geduld, Hofnung an den Tag zu legen. —

(*) S. Sittenmahler, Stück XCVI. wie auch Ulrichs Miscell. Tigurin. Th. I. Ausgabe III. N°. 2.

„ Wenn auch Etwas Unruhe und Verdruß im ehlichen
„ Stand ist, so ist solches nicht der Ehe, sondern der
„ Leuten Schuld. Wenige sind, die ihre Verbindung
„ mit Gott anfangen. Was kann aber da Gutes seyn,
„ da kein Gott ist? Daher kömmt es, daß sich die jun-
„ gen Göffel, oftmals auch alte Narren auf Erbgut
„ verlassen und nicht ruhen, bis alles in Ueppigkeit ver-
„ zehrt ist. Da ist dann Bulen, Spielen, Saufen,
„ Rasseln, Wülen u. s. w. Daheim aber beym Weibe
„ Murren, Schelten, Wüten, Schlagen, ja auch Hun-
„ ger und Elend.

„ Beynahe drey Jahre ist es, daß ich der Sache ernst-
„ lich nachgedacht habe, und immer find ich, daß ewig
„ also zu seyn und frey meines Leibes zu bleiben, we-
„ der vor Gott noch vor der Welt mir wol anstehen
„ will; dazu treibt mich auch mein Lehramt, damit
„ nicht meine Lehre geistlich, das Leben aber üppig sey;
„ wiewol mir inzwischen Personen angetragen worden,
„ derer ich weder würdig noch genoß bin, so hab ich
„ doch niemals zu keiner derselben mein Herz geneigt;
„ du allein bist die einige, die ich mir wäle. Gott weiß
„ allein, ob du mir verordnet bist. Eines Theils liegts
„ nun an dir, grossentheils aber an Gott.

„ Indeß wär der Vorteil nicht gegenseitig, wenn ich
„ dich und dein Herz foderte von dir, und du hinge-
„ gen von meinen Umständen und von meinen Gesin-
„ nungen weniger berichtet seyn würdest. Also denn
„ will ich dir all mein Wesen vormahlen.

„ Demnach hat es eine solche Gestalt um mich, und
„ zum ersten ist dir ohne Zweifel von meinem Heimat

„ und von meinen Aeltern wol zu wissen, daß es nichts
„ weiters schreibens bedarf; doch würdest du nicht auf
„ die Meinigen, sondern auf mich sehn; mich würdest
„ du nehmen, und nicht die Meinigen, wiewol sie sind
„ fromm biderbe Leute. So bin ich nie geweyht, auch
„ mit der geringsten Weyhe nicht, bin frey, keines Herrn
„ Leibeigen; bin drey und zwanzig Jahre alt; bin
„ niemand auf Erde nichts schuldig. Mit Gottes Hilfe
„ habe ich von Kindheit auf also gelebt, daß ich an kei-
„ nem Orte nie einige Unehre begangen habe, oder daß
„ ich nicht dahin wider kommen dürfe, woher ich ge-
„ schieden bin, ausgenommen wo das Evangelium Chri-
„ sti verhaßt ist.

„ So hat Gott die Gesundheit meines Leibes also ver-
„ gaumet, daß ich inner zwanzig Jahren kein beträcht-
„ liches Krankenlager gehabt habe. Wol hab ich vom
„ Studiren ein blödes Gesicht, zuweilen auch ein blö-
„ des Haupt; dahin gehört ferner, daß ich etwan gähe
„ und zornmüthig bin, doch nicht hässig und auffetzig,
„ als der wol vergessen und nachlassen kann, besonders
„ wo man nicht Büchsenpulver zuwirft. — Weiter bin
„ ich in keine böse Gesellschaft verwickelt; ich habe nicht
„ gelernt spielen; ich kann nicht saufen; vor Raufen
„ und Balgen habe ich Abscheu; ich bin kein Buhler;
„ eben darum such ich mich zu verehlichen, um keiner
„ zu werden. Ich habe kein Kind oder sonst jemand,
„ den ich ernähren müßte. Ich weiß von keiner Lieb-
„ sten; sie darf nicht fürchten, mir unwerth zu wer-
„ den. Meinem Bruder und mir hat unser Vater die
„ ganze Habe bestimmet; sie besteht ungefähr aus et-
„ was mehr als 1400. Pfunden; doch mit Beding,

„ daß wir der Mutter keinen Mangel lassen. So hab
„ ich auch den Wohnsitz in meinem Kloster und Unter-
„ halt wie die Conventualen; dafür geb ich Unterricht;
„ hieher, oder wo ich sonst hinkommen werde, nehme
„ ich dich mit mir.

„ Doch Gehalt und Habe kann ich verliren; noch
„ bleibt mir indeß ein sicherer Schatz; der ist Gott;
„ der gab mir Wissenschaft; wend' ich sie an, so kann
„ mir nichts fehlen, wiewol es fern von mir sey, daß
„ ich die Gaben Gottes verkaufen wolle. Inzwischen
„ denke sie nicht, daß ich sie mit Reichtum anlocken wolle.
„ Wer auf Reichtum vertraut, der hat Gott nicht im
„ Herzen. Wenn sie denn die Gedanken nicht auch
„ darauf richten wollte, daß Gott uns künftig Not und
„ Unglück schicken könnte — wenn sie sich in solchem
„ Fall nicht an Gott lassen dürfte, so muß ich ihr sa-
„ gen, daß ich wenig Zuneigung zu ihr haben könnte.
„ Sie muß nicht übel nehmen, daß ich so frey rede.
„ Man muß ein Ding heraussagen, damit nicht aus dem
„ Verschweigen ein Uebel erwachse. Hier wo man in
„ das lange Jahr dinget, wär Hofiren und Zäuseln ver-
„ derblich. Wenn einer nur ein Pferd kauft, so besich-
„ tigt er es mit allem Fleiß: wie viel mehr muß man
„ hier die Augen öfnen, wo man den Kauf nicht auf-
„ sagen kann?

„ Zu dem Bisherigen soll sie noch wissen, daß ich in
„ keinen grossen Schulden stecke oder mich für andere
„ verbürgt habe: alle meine Schulden wollt' ich mit
„ einem Gulden bezalen. Um Kleider darf ich so bald
„ auch nicht sorgen; diejenigen, die ich habe, wollte
„ ich nicht um dreissig Gulden geben.

„ Wiß auch, damit ich dir gar nichts verhalte, daß
„ ich bey meinem Lehramt Leib und Leben eingesetzt
„ habe. Wenn es die Not, wenn es Warheit und Gott
„ fodern, werde ich den Balg bey der Warheit mit
„ Freuden lassen. — Wofern uns Gott Kinder bescheerte
„ und uns das Leben gönnte, so wollten wir sie zu frommen und redlichen Leuten erziehn: wofern wir aber
„ davon müßten, so wüßten wir, daß Gott sie nicht
„ verlassen würde, der doch so viel unnützes, verächtliches Geflügel gar wol erzieht, ja selber schädliche
„ Thiere ernähret.

„ Meine Gesinnungen und meine Umstände hast du
„ vernommen: nunmehr verlang ich von dir auch von
„ deinen Gesinnungen und Umständen Nachricht. Noch
„ bist du jung und mein Vortrag betaübt dich. Vielleicht entschliessest du dich, ohne Mann, im Kloster
„ zu bleiben. Da bewahr dich Gott davor. Du bist
„ jung; warum hat dir Gott einen geschickten Leib gegeben? Ohne Zweifel nicht, daß du ewig eine gnädige Frau seyst und nichts thust oder keine Frucht
„ von dir komme. Lieber ließ Paul I. Tim. II. wirst
„ finden, worinn du mußt selig werden. Wol wär es
„ ein närrischer Vorsatz (du habest denn die hohe Gabe
„ der Reinigkeit ewiglich,) wenn du deinen jungen Leib
„ also wolltest zwischen den Mauren ersticken. Und so
„ du jedoch gar keine Zuneigung gegen mich hättest, so
„ bitt ich dich bey der Treu, bey der Liebe und Achtung, die ich gegen dich trage, daß du doch in diesem Punct meiner schonest und diesen Brief niemandem zeigest, sondern mir ihn zurückstellest. “

So

So weit die Liebeserklärung. Schon im J. 1527. ward sie gegeben. Das Jawort blieb aufgeschoben und geheim gehalten, weil die Mutter der Nonne gar nichts von einer solchen Verlobniß hören wollte. Endlich ward die treue Liebe den 17. August 1529. gekrönet. Bey Bullingers Bruder, dem Pfarrer zu Birmenstorf, ward die Hochzeit gefeyert. In einem fünf und dreissig jährigen, friedlichen Ehstand hatte Bullinger eilf Kinder, sechs Söhne und fünf Töchtern, erzeugt. Nach dem Hinscheid seiner Ehegenossin lebte Bullinger noch eilf Jahre und verheyrate sich nicht wieder.

Gleichwie indeß auf der einen Seite päpstlicher Gewissenszwang sich dem freyen Reformationsgeist entgegensetzte, so setzten sich diesem auf der andern Seite die wiedertaüferischen Ausschweifungen entgegen. Nicht nur mundlich und ofentlich disputirte Bullinger gegen die Schwärmer, auch schrieb er vier Bücher gegen dieselben. Da sie zugleich mit dem Joche der päpstlichen Hierarchie jedes noch so wolthätige Band der bürgerlichen Gesellschaft wegwerfen wollten, so sah er sich genöthigt, in einer eignen Schrift die Rechtmässigkeit der Zinse und Zehnten zu zeigen. Zu Beylegung der Unruhen wurden mehrere Tagleistungen gehalten. Die eydgenössischen Gesandten in Bremgarten besuchten seine Predigten fleissig; in denselben zeigte er sich nicht bloß als Gottesgelerter, auch als vaterländischer Bürger.

Nach der Kappelerschlacht, in welcher Zwingli das Leben eingebüßt hatte, war Bullinger an seinem Geburtsorte nicht länger sicher. Den 21. Winterm. 1531. zog er mit Vater und Bruder nach Zürich. Daselbst

wurden sie von Werner Steiner beherbergt. Gleich nach ihrem Wegzug ward ihr Haus in Bremgarten von der herrschenden Parten der Catholiken geplündert.

An Zwinglis statt ward nun Bullinger zum ersten Pfarrer in Zürich ernennt. Zwingli selber hatte gewünscht, ihn zum Nachfahr zu haben. Durch Gefälligkeit wußte er die noch übrigen Anhänger des Papstums auf seine Seite zu bringen. Vom J. 1531. bis zum J. 1538. predigte er täglich, zuweilen auch in einem Tag zweymal. In letzterm Jahr erhielt er an Caspar Megander oder Großmann einen hilfreichen Collegen. Endlich ward im J. 1542. mit Einwilligung seiner geistlichen Mitbrüder und auf Befehl der Regirung sein Kanzelgeschäft auf zwo Predigten, die eine am Sonntag, die andre am Freytag, eingeschränkt. In seinem Vortrag war Einfalt und Deutlichkeit mit Kraft und Nachdruck verbunden. Auch seine Declamation und Aussprache hatte etwas bezauberndes, sie war, (wie Stuckius sagt, (*)) vere flexanima. Ein vornehmer Fremder war von ungefähr in die Kirche gekommen; nach der Predigt gestand er Bullingern, daß, so erbaulich der Vortrag gewesen, er gleichwol eine gelehrtere und kunstreichere Rede erwartet habe. Bullinger versetzte: „Ihro Gnaden sollten doch der dicht in einan„der sitzenden Otterkäpplin und alten Weiber Tüchlein „gewahr worden seyn: auf diese besonders, nicht bloß „auf die Gelehrten muß der Prediger sein Augenmerk „richten.

(*) Stuckius Orat. Funebr. f. 10. a.

Von Morgen bis in die Nacht stand sein Haus jedermann offen und war die Zuflucht der Armen, der Wittwen und Waysen, der Proselyten und Vertriebenen, kurz jedem, der Rath und Hilfe bedurfte. Die Kranken besuchte er fleissig, und keine Gefar ansteckender Seuchen hielt ihn zurück. Auch den Missethätern im Kerker stand er mit Ermunterung und Trost bey. Sehr eiferig war er ebenfalls in Beförderung des Schulwesens. Von allen Orten her zog er geschickte Lehrer nach Zürich und verschafte so wol diesen als den studirenden Jünglingen beträchtliche Gehalte. Sehr oft belebte er durch seine Anwesenheit den Schulunterricht. Nicht nur wohnte er den öfentlichen, theologischen Vorlesungen eines Theodor Biblianders, Conrad Pellikans, Peter Martyrs bey, sondern schrieb selbige mit eigner Hand nach. In der Carolinischen Bibliotheck befinden sich fünf und vierzig Hefte seiner Excerpten. Gleichwie er mit seinem Enthusiasmus die Schuldiener beseelte, so beseelte er nicht weniger die Diener der Kirche. Den järlichen Synoden, die schon im J. 1528. unter Zwinglis Kirchenverwaltung angeordnet worden, schenkte er die vorzüglichste Aufmerksamkeit. In diesen Synoden wurden alle Geistlichen zu Stadt und Land, in Gegenwart des Bürgermeisters und einiger Rathsglieder, öfentlich, so wol der Lehre als des Lebens halben, beurteilt. Aus jeder Pfarrgemeine waren zween Zeugen über den Pfarrer zugegen; auch die Schulmeister waren dieser Censur unterworfen. Die Synode übte das Recht aus, unwürdige Kirchendiener entweder ganz zu entsetzen oder für eine Zeitlang ins Gefängniß zu werfen. Die wichtigsten Fragen über Kirchensachen wurden in dieser Versamlung erörtert und die Beschwerden nebst den vorgeschlagenen Heilmitteln

der Regirung mitgetheilt. Wie gewissenhaft die Synodal-Censuren gewesen, hievon aus unsers Bullingers eignen Synodalacten folgendes Beyspiel: „Leo Jude, „heißt es in der Synode des Maymonats 1535, „der „Pfarrer bey St. Peter soll geflißner seyn mit seinem „Predigen, doch in andern Geschäften abbrechen, da„mit er der Kirche lang möge nutz seyn." In gleicher Synode hieß es von Bullinger: „Herr Bullin„ger ist zu milt mit seinen Predigen, soll etwas dapfe„rer, rücher, härter und rässer seyn, insonders das die „Händel des Raths antrift." Diese Censur ward von Bullinger mit eigner Hand in die Synodal-Acten geschrieben. Vorzüglich lag ihm das gegenseitige, gute Verständtniß zwischen Moses und Aaron, zwischen Regirung und Kirche am Herzen. Vom Grossen bis ins Kleine zeigte er sich als ächten Republikaner (*). Kein Leichenbegängniß in Zürich, dem er nicht beywohnete. Auch sah man ihn fleissig bey öfentlichen so wol als bey Privatgastmalen, bey Hochzeitfesten, bey Beförderungs-Cäremonien, bey der freundschaftlichen Tafel, in Gesellschaft mit Bürgern oder mit Fremden; durch eben so lehrreiche als muntere Gespräche wußte er die Gerichte zu würzen. Burgersinn und Menschengefühl, sagt Stuckius, nicht Sinnlichkeit war es, wenn er gesellschaftliche Ergötzungen liebte. So traulich, gefällig und populär als Bullinger im täglichen Umgang gewesen, so ehrwürdig und erhaben blieb sein öfentlicher Character. Auch an öfentlichen Orten, auf der Kanzel und in der Synode selber, suchte er nicht durch äussere Feyer-

---

(*) S. Stuckius Orat. funebr. f. 14. b.

lichkeit sich Ansehn zu geben. Täglich, auch auf der Kanzel, trug er einen schwarzen, langen Belzrock, mit einem Gürtel umwunden; an diesem hieng, nebst einer Pluten oder kurzem Stilet, ein Seckel mit Papieren angefüllt; unter dem Oberrock trug er ein weisses Camisol, und unter diesem ein rothwollenes Leibtuch; auf dem Haupt ein Baret. — In der Abhandlung von den Gebraüchen der zürcherschen Kirche schreibt Ludwig Lavater: (*) „Nicht nur auf den Strassen, sondern „auch auf der Kanzel und bey Zudienung der h. Sacramente bedienen sich die Kirchendiener gemeiner, „bürgerlicher, aber anständiger Kleidung, wie andere „ehrbare Bürger, keineswegs eines theatralischen Aufzugs.“ In unsern ältern Kirchen- und Synodalsatzungen findt man nicht die geringste Vorschrift zu besondrer Kleidertracht für die Diener der Kirche (**). Indem sie im Anzug sich dem Weltmann nähern, so verlieren sie vielleicht dadurch etwas von der aberglaübischen Pöbelverehrung, desto mehr aber gewinnen sie an vertraulichem Umgang; weniger scheut man sich, ihnen den Busen zu öfnen, und ihre Erfahrung kann sich besser vermehren. „Unsere Heiligkeit, sagt Luther, (†) „steht nicht in einem grauen Rock, in einer schwarzen „oder weissen Kappe, sondern in einem guten Gewis-

---

(*) Ministri ecclesiarum non in plateis tantum, sed etiam cum concionantur & sacramenta administrant, vulgaribus, sed honestis, quemadmodum alii honesti cives, non histrionicis vestibus utuntur. S. 17. Edit. Otii.

(**) S. Simlers Samlung kirchlicher Urkunden.

(†) S. Luthers Festpostill am St. Johann des Taüfers Tag, f. 25. S. 2.

„ sen. Ich sage nicht mehr, ein grauer Rock ist hei„ lig, und ein rother Rock ist unheilig u. s. w.

Schwerfällige Gravität ist die Larve des schlechten, mittelmässigen Kopfes; keineswegs wird der würklich grosse Mann dieser Larve bedürfen. So gern und so oft sich Bullinger in den Haufen gemeiner Menschenkinder eingemischt hatte, so verlor er gleichwol nichts von seiner Grösse. Noch war er nicht mehr als ein und dreissig Jahre alt, und schon gab ihm Berchtold Haller, der bernersche Reformator, das Zeugniß: „ Ich „ schmeichle nicht, wenn ich dich als einen Apostel, „ nicht bloß der zürcherschen, sondern überhaupt der „ ganzen Kirche verehre.“ Nach seinem Hinscheid gedachte Antistes Breitinger in der XL. Synodalrede 1641. unsers Bullingers in folgenden Worten: „ Bullinger „ war ein hocherleuchteter, apostolischer Mann; zwar „ einer von den zwölf Aposteln nicht, aber doch in „ meinem Herzen weniger in seinen Tugenden und Tha„ ten nicht als vor Zeiten gewesen S. Augustinus, S. „ Hieronymus, S. Ambrosius. Ich rede es ohne Scheu. „ So viel sind unser zugegen der Gelehrten nicht, wenn „ all unser Studieren, Geschicklichkeit, Erfahrenheit, „ Tugend und Frömmigkeit möchte geschüttet werden „ auf einen Haufen, daß es sich darum vergleichen liesse „ mit der Geschicklichkeit, mit dem Eifer, mit den Ver„ richtungen, Werken und Thaten dieses einigen Man„ nes. — Da er ein junger Mann von acht und zwan„ zig Jahren, mit seiner Fürsichtigkeit, Geschicklichkeit, „ Wolredenheit, Gedult, Sanftmut, Bescheidenheit die „ Polizey und das Religionswesen, in den allergefähr„ lichsten und schwirrigsten Laüfen, wieder aller Men-

„ schen Hofnung errettet hat, war freylich ein pur lau„ ter Werk des Allmächtigen. Was dieser Mann ge„ schrieben in ofnem Druck, erfordert nur zum einfal„ ten Lesen beynahe eines Menschen ganzes Leben. „ Dessen was er geschrieben, und in Druck nicht kom„ men, ist nicht weniger. Mit seinen hochvernünftigen, „ gottseligen Missiven, Teutsch und Latein, hat er ge„ füllt ganz Europa. Er ist um seinen Rath und Gut„ achten in Religionshändeln und andern anhängigen „ Sachen ersucht worden von Edeln, Freyen, Grafen, „ den fürnemmsten Chur- und andern Fürsten, auch „ Königen und Königinnen. Wie geheim und vertrau„ lich an ihn geschrieben, mit eigenen Händen, hohe, „ fürstliche, churfürstliche und königliche Personen be„ weißt in unsern Kirchen-Archiven der überflüssig, „ köstlich Augenschein. Seines exemplarisch gottseligen „ Wandels zu geschweigen, da kein einiger Christen„ mensch unrechts als ärgerlichs mit Wahrheit von ihm „ nie reden können, unangesehn er an mißgünstigen kei„ nen Mangel, als der ohn Unterlaß zu Feld gelegen „ mit Papisten, mit bösen Lutheranern, mit Schwenck„ feldern, mit Wiedertaüfern, mit Arrianern, Soci„ nianern, wie auch mit allerhand gottlosen, lasterhaf„ ten und rauhen Leuten. Noch blieb sein Ehrenmann „ bewahrt, u. s. w. “

Nicht lange nach der Niederlage der Züricher in der Kappelerschlacht schrieb der Bischof zu Wien, Johann Faber, in einer besondern Schrift dieses Unglück auf Rechnung des herrschenden Irrgeists in Zürich. In gedruckter Antwort zeigte Bullinger, daß weder Niederlage noch Sieg, weder Gewinn noch Verlust für oder

wieder Warheit beweisen. Gegen Zwinglis Verlaümder hielt er in öfentlicher Synode eine Lobrede auf diesen grossen Reformator. Mehrere Jahre lang arbeitete er an einem Verglich mit Luther wegen des Streites vom Nachtmal. Fruchtlos blieb jede Bemühung.

Im J. 1533. war auch in Zürich die päpstliche Partey wieder so stark, daß Bullinger nöthig fand, im Namen der sämtlichen Geistlichkeit die zürchersche Regierung zu genauerer Vollstreckung ihrer Erkanntniß gegen den Meßdienst aufzufodern (*). Bald hernach erhielt er für seine Zueignungsschrift bey dem Commentar über die Apostelgeschichte von dem Frankfurtermagistrat nebst verbindlichem Danksagungsschreiben zwölf Goldstücke. Um desto weniger bey den Wiedersächern in Verdacht irgend einiger Bestechung zu kommen, übergab er diese Goldstücke sogleich den Obern, welche selbige im Spital unter die Armen austheilen liessen.

Im J. 1534. ward Bullinger mit dem Bürgerrechte in Zürich beehret. In eben diesem Jahr ward auf Buzers Anstiften eine Synode zu Kostnitz gehalten. Dieselbe sollte Luthern mit den Reformirten versöhnen. Aus verschiedenen Gründen wollten die zürcherschen Geistlichen nicht persönlich erscheinen; an die versamelte Synode schickten sie ihr Glaubensbekenntniß über das Abendmal schriftlich. Auch zu Basel ward izo die erste, eidgenössische Glaubensbekenntniß zusamengetragen; grossen Anteil an ihrer Verfertigung hatte auch Bullinger.

(*) S. Ruchat Hist. de la Reform. de la Suisse, L. X.

Um eben diese Zeit kamen etliche Engländer, Joh. Buttler, Nicolaus Pattridge, Wilhelm Udroff, Bartolomäus Trehernus u. a. Studierens wegen nach Zürich. Dieselben wurden von Bullinger beherbergt. Mit ihnen las er den Jesajas; auch ihnen zugefallen schrieb er zwey Bücher, das eine vom Ansehn der heil. Schriften, das andre von dem bischöflichen Amte, König Heinrich VIII. in England zugeeignet.

Im Jahr 1538. ward eine Zusamenkunft der evangelischen Kantons in Zürich gehalten. In derselben ward mit Bucerus wegen der lutherischen Lehrmeinung vom Abendmal Unterhandlung gepflogen. Bucerus glaubte durch Einführung unbestimmter, zweydeutiger Redensarten das Schisma unter den Protestanten zu hindern. Bullinger hielts für Verräterey an der Warheit, durch solche Kunstgriffe Frieden zu kaufen.

In eben diesem Jahr 1538. ward grossentheils auf Bullingers Antrieb zuerst der Cappelerhof und hernach das Abteyhaus in Zürich zu einem Seminarium junger Geistlicher gewiedmet. Joh. Rhellican war der erste Inspector.

Immer noch verursachten die Wiedertaüfer grosse Unruhen. Hie und da wurden sie am Leben gestraft. So ward z. B. Felix Manz schon im J. 1527. in Zürich ersaüft. Die Papisten waren die ersten, welche das Schwerdt wieder sie brauchten. Mehrere von denjenigen, welche zur Reformation hinübergetreten waren, behielten noch die einen und andern von den päpstlichen Grundsätzen, unter welchen auch dieser gewesen, daß die Kätzer den Tod verschuldt haben. Man warf den

Zürchern ihre strengen Maasregeln gegen die Wiedertaüfer vor. Bullingers Gesinnungen hierüber sieht man in dem Bedenken der Gelehrten in Zürich, welches dieselben im J. 1535. dem Rathe daselbst der Wiedertaüfer halber eingegeben haben (*). In diesem Bedenken heißts unter anderm: „Wenn jemand „einen ehrlichen, guten Namen hat, in allwegen fromm „gelebt, nach Ehren und Gerechtigkeit gestellt, nicht „üppig, lügenhaftig, aufrührisch, zänkisch und frem„den Guts begierig gewesen, jezund aber um etwas „verirret ist, so soll man billich dergestalt mit der „Strafe verfahren, daß dieselbige Person zur Busse „kommen und von ihrem Irrtum abstehen möge. Hin„gegen wenn die Person einen bösen Nammen hat, „unehrbar, lugenhaftig und unruhig ist &c. mag man „wol den Glauben aus der Person erwägen und die „Strafe darnach richten. Denn wenn die Lehre got„teslästerlich wäre, den Glauben und die Warheit um„kehrte, die Kirche zertrennte, gute Polizey umstieß, „auch andere Leute vergiftete, so soll das presthafte „Glied abgehauen werden; es ist auch in allwegen „besser, die Hand werde abgehauen, denn daß der „ganze Leib verderbt werden sollte, ja es ist besser, ein „Verführter oder Verführer, der, nachdem er von sei„nem Irrtum berichtet worden, andere mit Gewalt „verführet, werde an Leib und Leben gestraft, denn

(*) Man sehe dieses Bedenken in Füßlins Beyträgen zur schweizerschen Reformationsgeschichte Th. III. s. 190. Auch vergleiche man dasselbe mit Antistes Breitingers Bedenken in J. J. Simlers Urkundensamlung, B. II. Theil I. Abschn. VI.

„ daß viele verdammt werden müssen. Wiewol nun dieß
„ (setzt Bullinger hinzu,) allen Verständigen gewiß und
„ klar genug ist, kann dennoch niemand eine gewisse
„ Regel in dieser Sache sezzen, denn die Umstände ver-
„ grössern oder verringern eine Sache.“ — Diese letz-
tern Worte scheinen merklich Bullingers strenge Grund-
sätze zu mildern. Ludwig Lavater sagt in seinem Werk-
gen de ritibus ecclesiæ tigurinæ fol. 25: „ Daß die
„ Züricher am Läben niemand der Sectirern gestraaft,
„ vsgenommen wenig, so meineyd gsyn vnd Vffrur
„ gstifftet.“ Die Irrtümmer der Widertaüfer waren
nicht bloß theoretisch, sie wurden practisch und zielten
auf den Umsturz des Staats ab. Je mehr man diesen
Mißbrauch der Freyheit auf Rechnung der Reformato-
ren selber zu schreiben geneigt war, desto mehr war die-
sen an Unterdrückung der Schwärmer gelegen.

In dieser Zeit hatte Bullinger mit persönlichen und
haüslichen Leiden zu kämpfen. Die Pestseuche entriß
ihm seine fromme Mutter nebst einigen Kindern; auch
verlor er durch den Tod die innigsten Freunde, Simon
Grynäus zu Basel und Leo Jude in Zürich. Niemals
vergaß er über seinen besondern Herzensangelegenheiten
die Angelegenheiten der Kirche.

Im J. 1543. ward das zürchersche Bibelwerk, wel-
ches Leo Jude angefangen hatte, durch die Bemühun-
gen eines Biblianders, Colinus, Gualters, Pellicanus
vollendet. Ein Exemplar davon ward durch den Buch-
drucker, Christoph Froschouwer, an Luthern geschicket.
Dieser entdeckte seine Gesinnungen gegen die Züricher in
folgender Antwort an Froschouwer: „ Ich habe die

„ Bibel, so Ihr mir habt durch unsern Buchführer
„ zugeschickt und geschenkt, empfangen, und euerthal-
„ ben weiß ich Euch guten Dank. Aber weil es eine
„ Arbeit ist eurer Prediger, mit welchen ich noch der
„ Zeit ganz keine Gemeinschaft haben kann, ist mir leyd,
„ daß sie so fast umsonst sollen arbeiten und doch dazu
„ verloren seyn; sie sind genugsam vermahnet, daß sie
„ sollten von ihrem Irrtum abstehn und die armen Leute
„ nicht so jämmerlich mit sich fahren lassen; darum
„ dürft Ihr mir nicht mehr schicken oder schreiben, was
„ sie machen oder arbeiten; ich will ihrer Verdamm-
„ niß und lästerlichen Lehre mich nicht theilhaft machen,
„ sondern unschuldig seyn, wieder sie bitten und lehren
„ bis an mein Ende. Gott bekehre doch etliche und
„ helfe den armen Kirchen, daß sie solcher falschen,
„ verführerischen Prediger einmal los werden. Amen.
„ Wiewol sie deß alles lachen, aber einmal wäinen wer-
„ den, so sich Zwingels Gericht (dem sie folgen) auch
„ finden wird. Gott behüte Euch und alle unschuldige
„ Herzen von ihrem Gift. Amen. Freytag nach Au-
„ gustini 1543.“

Um Zwinglis Ehre zu retten, veranstaltete nunmehr Bullinger eine lateinische Ausgabe der zwinglischen Schriften; die teutschen unter denselben wurden von Gualter in Latein übersetzt. Die ganze Sammlung begleitete dieser mit einer Schutzrede für Zwingli. — Luthers Bekenntniß vom Abendmal, voll Invectiven gegen die Züricher, (*) ließ Bullinger abdrucken und fügte zu-

(*) Atrocissimum Lutheri Scriptum wird es von Melanchthon selber genennt. Hospinian. Hist. Sacram. p. 2. f. 189.

gleich seine Wiederlegung hinzu. Diese Wiederlegung ward hie und da von den Lutheranern unterdrückt. Diese intoleranten Gottesgelerten und Oberkeiten verglich daher Bullinger mit jenem Maler, der seine gemalten Hüner auf einer Tafel darstellte; wenn aber würkliche Hüner sich näherten, so jagte er sie von sich, aus Besorgnis, daß sein Geschmier die Vergleichung mit der Natur nicht aushalten möchte.

Im J. 1546. unlängst nach Luthers Hinscheid empfieng Bullinger von dem Landgrafen Philipp von Hessen schriftliche Nachricht, daß man den zürcherschen Gottesgelerten die schwärzesten Verlaümdungen gegen den seligen Luther Schuld gebe. Gegen diese Beschuldigungen rechtfertigte sich Bullinger in einem vortreflichen Schreiben an den Landgrafen.

Nach Einführung des Interims in Teutschland flüchteten sich viele Geistliche, die dasselbe nicht annehmen wollten, nach Zürich; ungeachtet die einen und andern, so wol in Schriften als von der Kanzel, vormals heftig gegen Bullingern geschrien hatten, so empfieng sie dieser gleichwol mit ofenen Armen und Herzen. Die ganze Zeit seines Kirchendienstes hatte er von der Kanzel Luthers Nammen niemals anderst, als mit Achtung erwähnet.

Im J. 1549. ließ der Papst eine neue Einladung auf die Kirchenversammlung zu Trient bekannt machen. Die catholischen Cantons liessen durch Gesandte bey den Reformirten anfragen: Ob sie geneigt seyn, sich einer freyen, christlichen, allgemeinen Kirchenversammlung zu unterwerfen? Die Frage war kitzlicht. Schon vorher

in den Jahren 1545 und 1546. hatten die reformirten Eydgenossen von Papst Paulus III. solche Einladungen bekommen; auch hernach gleiche Einladungen im J. 1551. von Papst Julius III. endlich vom Papst Pius IV. und zwar mit Versprechung sichern Geleites. Nach Auftrag des Rathes schrieb Bullinger im Nammen der zürcherschen Geistlichkeit verschiedene, theologische Bedenken. Um so viel weniger konnten sich die Reformirten zu Besuchung dieser Kirchenversammlung verstehn, da der Papst zum voraus ihre Lehre als käzerisch verdammt hatte. Wie wenig aber vorgebliche Käzer dem sichern Geleite zu trauen hätten, dieß konnte Johann Hussens Schicksal beweisen. Ohne Not wollte sich also Bullinger keiner Gefar aussetzen. Er bezog sich auf das Beyspiel des h. Paulus, Apostelgeschichte XXIII. wie auch auf das Beyspiel eines Maximus von Jerusalem, eines Athanasius von Alexandrien, eines Ambrosius von Mayland und andrer Kirchenväter, welche, troz aller königlicher und kaiserlicher Auffoderung, sich von den Concilien entfernten, so bald sie in dem Schoß derselben Parteygeist bemerkten. Anstatt also selber nach Trient zu gehn, schrieb Bullinger ein Buch von der eigentlichen Beschaffenheit eines ächten, christlichen Conciliums.

Im J. 1549. waren Calvin und Farellus nach Zürich gekommen, um Bullingers Vermittlung zu suchen; zu dem Ende hin faßten sie ihre streitigen Punkten in Betref der Lehre vom h. Abendmal in eine eigne Schrift zusamen. Diese Artikel theilte Bullinger den andern eydgenössischen Kirchen mit, indem er wolbedächtlich nichts ohne ihr Vorwissen, nichts ohne gemeinschaftliche Einwilligung zu unternehmen gewohnt war. Sein Verglich

gerieth sehr wol und trug zur Ausbreitung und Befestigung der reformirten Lehre viel bey. So gefährlich schien unser Bullinger dem römischen Stule, daß nun im J. 1550. seine Schriften von dem päbstlichen Legaten zu Venedig, wie auch von den theologischen Facultäten zu Paris und Löwen in öfentlichem Drucke verdammt worden; das Urteil dieser letztern Facultät ward von Kaiser Carl V. bestättigt. In politischen Controversen war Bullinger nicht weniger fruchtbar als in den theologischen. Nach dem Hinscheid Franz I. war Heinrich II. auf Erneuerung des französischen Bündtnisses mit den Eidgenossen bedacht; so wol die königlichen Bottschafter als die Eidgenossen selber gaben sich alle Mühe, den zürcherschen Kanton zum Beytrit in diesen Bund zu bereden; mit Nachdrucke wiederrieth es Bullinger (*). Im J. 1551. erhielt er von Landgraf Philipp aus Hessen eigenhändige Nachricht von seiner Befreyung und Wiedereinsetzung.

So treu als Bullinger immer seinen Grundsätzen blieb, so wußte er gleichwol nach den Umständen die Sayten bald höher, bald gelinder zu spannen. Im J. 1551. ward Hieronymus Bolsecus in Genf wegen seiner Lehrsätze von der ewigen Gnadenwal Gottes verfolget (**). Er berief sich auf Bullingern und die zürcherschen Gottesgelehrten, die über diesen Punct anderst

(*) S. Thuanus L. VI. T. I. Eo fœdere minime comprehendi voluerunt Tigurini & Bernates, monitorum Huldrici Zwinglii scil. memores, turpem hanc atque impiam militiam esse inclamantis.

(**) S. Alph. Türretin Nubes testium.

als Calvin dächten. Bullinger wich es eben so bescheiden als klug aus, in diesem unermeßnen Abgrund bestimmte Gränzlinien zu ziehn; er begnügte sich, die Genfer zur Eintracht zu bewegen; hiebey erinnerte er, daß, wenn auch die Züricher die ewige Gnadenwal nicht laügneten, sie gleichwol unendlich davon entfernt seyn, Gott zum Urheber der Sünde zu machen. So wenig Bullinger über diesen Punkt unbedingt zu entscheiden geneigt war, so sehr war ihm in andern Puncten jeder Anschein von Synkretismus zuwieder (†). Sehr eifrig hatte er im J. 1550. die Kirchenvorsteher zu Emden vor einer Gattung Interimsreformation gewarnt, welche ihnen die Papisten aufdringen wollten. Auch gab er im J. 1553. mit den übrigen, reformirten Eidgenossen die Einwilligung, daß Servet, der zu Genf in Verhaft war, um seiner Irrlehren willen möchte zum Tode verurteilet werden. Weniger strenge wär man vielleicht mit diesem unglücklichen Spanier verfahren, wenn

---

(†) In den Augen auch ihrer Freunden schien die Standhaftigkeit der Zürcher an steifes, unbiegsames Wesen zu gränzen. So schreibt z. B. Calvin an Veit Dietrich (*): Tandem Catechismum quoque publicavi — utinam, ut dicis, vellent Tigurini se ad hanc confessionem adjungere. Non existimo, tam durum esse Lutherum, quin facilis futura sit compositio. Neque tamen improbare mea audent. Quo minus palam mihi assentiantur, hoc potissimum obstat, quod præcepto semel, & quidem jam olim, sensu occupati, ita *Usitatis sibi formis* insistunt, ut nihil admittant novi.

(*) S. B. F. Hummel Epistolarum historico - ecclesiastic. Semicenturiam alteram. Halæ, 1780.

wenn er nicht wegen einiger Lehrsätze mit den Wiedertaufern vermischt worden wär, und diese wurden als Aufrührer, nicht bloß als Sectierer bestraft (*). Ueberhaupt aber, (wie wir auch schon angemerkt haben,) lag der Grund von der Kätzerverfolgung immer noch weit mehr in dem Genius des Zeitalters als in dem Geist und Character der Reformatoren. Noch im J. 1601. ward zu Dreßden der sächsische Canzler, Nicolaus Crell, mit dem Schwerdt hingerichtet. In den damaligen Zeiten hätten die Reformirten besonders durch allzugrosse Nachsicht und Duldung sich selber verdächtig gemacht (**). In einem Schreiben an Herzog Heinrich von Sachsen wirft ihnen selbst ein menschenfreundlicher Melanchthon vor, daß sie über die Gottheit Christi gefärliche Irrtümmer hegen. Von den Papisten wurden beyde Kirchen, so wol die reformirte als die luthersche, als Mutter zalreicher Secten erkläret (†). In der lezten Ausgabe seines Werkes gegen die Wiedertaufer (B. II. C. 12.) erwähnt Bullinger des unglücklichen Servets in folgenden Worten: „den ersten Platz der „greulichen Wiedertaufer behält billich inne Michael

(*) S. Moßheims Versuch einer Ketzergeschichte und Füßlis Beyträge, Th. IV. in der Vorrede, s. 57.

(**) S. Opp. Lutheri Jenens. T. IV. Noch in spätern Zeiten behauptete Löscher: die Zwinglianer wären nur ein wenig besser gewesen als der Lästerer Servetus.

(†) S. Hist. des Anabaptistes, P. 3. Paris 1615, verglichen mit Arnolds Kirchen und Ketzerhistorie, Th. II. B. XVI. C. 21. wie auch P. Simons Hist. critiq. du N. Test. Ch. LV.

„ Servet, ein Spanier aus Arragonien, welchen ein
„ ehrsamer Rath zu Genf nach Erfahrung und Abfo-
„ derung des Urteils vieler, christlichen Städte und Kir-
„ chen um seiner unerhörten, greulichen und beharrli-
„ chen Gotteslästerung mit dem Feuer gerichtet hat. "
Wegen Aehnlichkeit einzelner Lehrsätze hatte Bullinger, (wie Füßli bemerkt,) Servets Lehrgebaüde mit dem Widertaüferschen verwechselt.

In diesem Jahr 1553. schickte Bullinger seinen Sohn Heinrich auf Reisen. Aus den väterlichen Erinnerungen, die dieser mit sich auf den Weg nahm, ziehn wir nur folgende ins Kurze zusamen: (*)

„ 1. Habe Gott vor Augen. — Die Furcht des Herrn
„ ist ein Anfang der Weisheit.

„ 2. Bette eifrig für das Vaterland, für deine l. Ael-
„ tern, für die Wolfart derjenigen, bey welchen du woh-
„ nest, und für alle, welche dir gutes beweisen, mit
„ einem Wort für alle Menschen.

„ 3. Schäme dich nicht vor deinen Gefehrten in dei-
„ ner Kammer mit gebogenen Knien zu betten, wofern
„ keine Gelegenheit da ist, es heimlich zu thun.

„ 4. In Krankheiten such vor allen Dingen Rath bey
„ Gott. Hüte dich vor vielen Arzneyen, doch verachte

(*) S. Opuscula aurea virorum de ecclesia & de republ. litteraria meritissimorum, welche Joh. Heinr. Heidegger im J. 1670. in Zürich herausgab.

„ selbige nicht ganz, sondern bediene dich hiebey des
„ Raths weiser Leute.

„ 5. Verzeichne genau alles, was du schuldig bist;
„ damit, wenn dich Gott aus diesem Leben abfordern
„ sollte, alsdenn alles an Mich könne zugesendt werden.

„ 6. Zancke nicht wiederspenninger Weise mit den Ge-
„ gnern unsrer Religion.

„ 7. Ueberal zanke niemals mit stolzem Eigensinn.

„ 8. Fluche niemand. Sag niemand, wer er ist, so
„ läßt man dich auch bleiben, wer du bist. Wer redt,
„ was er will, hört allzeit, was er nicht will.

„ 9. Rede nicht zu allen Dingen; hör auch nicht
„ alle Dinge; mußt du aber reden, so rede das Beste,
„ nicht das Böseste.

„ 10. Mische dich nicht in jede Sache. Rühme auch
„ weder dich noch auch deine Sachen, noch die Deini-
„ gen noch ihre Sachen.

„ 11. Verschwiegenheit steht dem Jüngling wol an.
„ Schwatze bey deinem Hauswirth nicht aus, was du
„ von andern gehört hast; schwatze auch bey andern
„ nicht aus, was du von deinem Wirth hörst, in so
„ fern hieraus die geringste Zweytracht entstehn könnte.

„ 12. Bemühe dich nicht sehr, Neuigkeiten entweder
„ aufzuspüren oder zu verbreiten, damit du nicht den
„ Nammen eines Mährchentragers erhaltest.

„ 13. Laß dir höchlich angelegen seyn, daß du mit „ Lob und Ruhm nach Haus zurückkommest.

„ 14. Treib dein Studiren methodisch. Schreib das lehrreichste auf, was du hörest; wiederhol es bey Hause „ und schreib es ins Reine.

„ 15. Weil die Erfahrenheit bezeugt, was Cicero „ sagt: Stylum optimum esse dicendi magistrum, so übe dich fleissig in Verfertigung allerley Vorträge und „ in Uebersetzungen aus dem Griechischen in das La- „ teinische. Gewöhne dich auch, lateinisch zu reden.

„ 16. Indem du einen Schriftsteller liesest, so sieh „ ja nicht bloß auf die Worte, sondern auch auf die „ Sachen. Deine Sprech- und Styl-Uebungen seyn „ zugleich Uebungen in der Philosophie und in andern „ Künsten.

„ 17. Ehre deine Professoren, deinen Hauswirth und „ alle Glieder der Haushaltung, in welcher du lebest. „ Besudle ihnen das Haus nicht; befleiß dich höflicher „ Sitten; mach dich nicht zu gemein mit der Haus- „ frau, mit den Töchtern und Mägden. Halte dich „ überal reinlich.

„ 18. Sey treu im Hause und thätig. Wenn du „ siehest, daß in der Haushaltung viel zu schaffen ist, „ so biethe deine Hilf auch an. Dienst gebiehrt Gunst.

„ 19. Hüte dich vor schlechter Gesellschaft.

„ 20. Kauf nicht zu viel Bücher. Die Menge der „ Bücher verwirrt den Studenten.

„21. Lies nicht bald da, bald dort in einem Buch.
„Willt du ein Buch lesen, so lies es von Anfang zu
„Ende. Das Nützlichste schreib im Auszug zusamen.

„22. Auf der Reise gieb wol Acht auf die Gegend,
„frag den Dingen nach, die daselbst zu sehn, wie auch
„den merkwürdigen Thaten und Begebenheiten, die an
„jedem Orte geschehn sind. Das Wichtigste schreib in
„dein Reisebuch. Nihm von einem Orte zum andern
„Empfehlungsschreiben mit dir.

„23. Deine Kleider halt reinlich; laß sie bey Zeiten
„ausbessern. — Kriegerische, leichtsinnige, al=modische
„Kleidung mag ich an dir nicht sehn.

„24. Der Gang, die Bewegung und der Anzug des
„Leibes seyn züchtig. Denn die Hoffärtigen haßt Gott,
„den Demütigen aber giebt er Gnade.

„25. Bey Tisch betrage dich anständig. Iß und
„trink nicht überflüssig. Laß dich begnügen an dem,
„was man dir giebt. Was du geniessest, das friß
„nicht, als ob es dir allein gehöre. Gönne andern
„Leuten an der Tafel auch etwas.

„26. In deinen Gesprächen bey Tisch sey schamhaf-
„tig, fröhlich, mässig; schmäh und schelte nicht.

„27. Halte gut Haus und sey eingedenk unsrer ge-
„ringen Mittel und Armut, wie auch der Menge dei-
„ner Brüder und Schwester. Denn ich habe nicht
„dich allein zu erhalten.

„28. Vergiß nicht des Spruches: Was unnöthig

„ ist, ist um einen Schilling zu theuer. — Wie auch des-
„ sen: denck nicht darauf, was du wollest, sondern
„ nur, was du gar nicht mangeln könnest. — Verzeich-
„ ne das Geld, das du ausgiebst, und auch wofür du
„ es ausgiebst.

„ 29. Geh von keinem Ort weg ohne schriftliches Ge-
„ zeugniß von deinen Professoren und von deinem Haus-
„ wirth.

„ 30. Alle Sonnabende wirst du dieses alles fleissig
„ überlesen. Laß dir allezeit seyn, ich rede mündlich
„ mit dir."

So weit der Auszug aus den Bullingerschen Reise-Instructionen. — Daß der grosse Mann nicht bloß Theolog und Gelehrter überhaupt, sondern daß er Mensch, daß er Bürger, daß er Hausvater gewesen, hievon sind die Beweise zu häufig, als daß wir selbige alle anführen könnten. Nur noch erwähnen wir der Erinnerungen, die er im J. 1558. seinem Schwager, Geörg Stadler, als neuerwältem Spitalmeister, schriftlich zugesendt hat. In diesen Erinnerungen heißts unter anderm:

„ Rechnung zu geben, mag etwas verborgen bleiben;
„ Gott aber sieht es alles und ist die Finsterniß Licht
„ vor ihm.

„ Deutlich sagt Christus, was man den Armen thue,
„ das wolle er ansehn, als ob es ihm selber geschehn
„ sey. — Sind dir also die Armen überhaupt auch für
„ dich selbst empfohlen; Wie vielmehr denn nicht izo,
„ da du Amts wegen ihrer warten mußt? die Armen

„ und ihre Güter sind Gottes, und Gott nihmt sich
„ ihrer an. Die Armen sollt du also ja nicht verachten,
„ so schlecht sie immer seyn mögen; nicht wie Hunde
„ sollt du sie wegweisen, sondern erkennen, daß dich
„ in ihnen Christus selber anspricht.

„ Viele sorgen mehr für sich selbst als für ihr Amt
„ und entziehn dem Amt, was sie können: alle diese
„ sind Judas Gesellen, ehrlose Dieben und ruchlose
„ Bößwichter. Darum begnüge dich an deiner Besol-
„ dung; nihm keinen Heller mehr; denn er gehört
„ dir nicht. Du bist schuldig, den kleinsten Heller zu
„ berechnen und für das Kleinste wie für das Größte
„ Sorge zu tragen. Hüte dich, daß du nicht dem h.
„ Geist das Seinige wegstälest, und den Fluch Gottes
„ über dich und über die Deinigen führest. Vertrau
„ aber auf Gott, daß er dich, dein Weib, deine Kinder
„ treulich und ehrlich erhalten werde; das Wenige,
„ was du rechtmässig erwirbst, wird er segnen, daß es
„ für dich vortheilhafter seyn wird als viel Mehrers,
„ aber schändlich erckippet.

„ Bette fleissig zu Gott, daß er dich vor Fehltriten
„ bewahre; begehr auch, daß die Armen für dich bet-
„ ten. Wenn du dich Gott im Gebete empfohlen hast,
„ alsdenn sey voll Muts und Ermunterung, sey emsig
„ und sorgsam; schau auf alle Dinge; hab' immer
„ die vornemmsten Stücke deines Amtes vor Augen.
„ Mit jedem Morgen stelle dir vor, was und mit wem
„ du den Tag über zu thun habest. Geh selbst zu den
„ Kranken; frage sie selbst, was ihnen mangle; über-
„ laß nicht alles den Wärtern allein. — Laß es die Ar-

„ men, die gar nichts in den Spital mitgebracht haben,
„ ja nicht entgelten; sag nicht: du hast nichts hinein-
„ gebracht; man ist dir nichts schuldig. — Die Stif-
„ ter selber haben zum Voraus für diejenigen bezalt,
„ die nichts mitgebracht haben. Solcher Armen wegen
„ ist also mehr Guts im Spital als von Seite derjeni-
„ gen, die ihre Pfründen kaufen.

„ Mach einen Unterscheid zwischen den gesunden und
„ kranken Armen. — Geh in die Küche, ob sie reinlich
„ aussehe; gieb acht, wie Speise und Trank ausge-
„ theilt werden, schau auf die Aerzte und Wundärzte,
„ ob sie treu und fleissig seyn. — Bis auf den gering-
„ sten Dienstboten ehre jeden, der treu ist; die Un-
„ treuen entferne.

„ Sey freundlich mit denjenigen, mit welchen du Ver-
„ kehr hast; krangle nicht mit ihnen; dring' ihnen
„ nicht faule Münze auf; bezal sie bey guter Zeit.

„ Eben so wie du genaue Acht halten mußt auf die
„ Personen, so mußt du auch Sorge tragen zu den
„ Sachen, zu Kornboden und Weinkellern, zu Feldern
„ und Reben, zu Vieh und Geräthe. Auf alles dieses
„ gieb Acht zu rechter Zeit, damit es entweder in Ord-
„ nung bleibe, oder doch bey etwaniger Beschädigung
„ noch bey Zeiten verbessert werde. — Kurz, alles die-
„ ses besorge so, als wenn es dein eigen Ding wär.

„ Vor allem aus vergieß niemals, daß du vor Nacht
„ die Ausgaben und Einnahmen des Tages verzeich-
„ nest. — Niemals vermisch dein eigen Geld mit dem
„ Gelde des Amtes; behalt jedes besonders.

„Sey nicht hässig gegen denjenigen, deren Vater und
„Amtmann du seyn sollt. Lock keine Gesellen zur Ta-
„fel, die das Gut der Armen verprassen. Willt du
„Gäste bewirthen, so thu es aus dem Deinigen.

„Bemeistre deinen Zorn, wenn er auch würklich ge-
„reitzt wird. Laß dich auch gerne von den Pflegern
„und von andern Leuten warnen. — Das geb dir Gott!
„Amen.“

Mehr bedarfs nicht zu beweisen, daß für den wahrhaftig grossen Mann nichts weder zu groß noch zu klein ist; — wie sehr muß nicht ein solches Beyspiel jene kleinfügigen, einseitigen Seelen beschämen, die unter dem Vorwand, daß ihre Zeit und ihr Vermögen auf Besorgung des Hauswesens allein eingeschränkt sey, so leichter Dingen sich den öfentlichen Geschäften entziehn, — oder die unter dem Vorwande dieser letztern Staats- und Kirchengeschäfte ihre eignen, haüslichen Angelegenheiten vernachlässigen? Gleich einer wolthätigen Gottheit, brachte Bullinger Alles unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct. Auch die auswärtigen Kirchenangelegenheiten beschäftigten seine Aufmerksamkeit. — In obigem Jahr 1553. wurden unter der Regierung der Königin Maria in England die Anhänger der Glaubensverbesserung vertrieben. — Eine Menge derselben begab sich nach Zürich. Daselbst wurden sie von dasigem Kirchenvorsteher liebreich beherbergt. Nach dem Hinscheid der Königin zogen sie wieder in ihr Vaterland zurück; fünfe derselben wurden zur bischöflichen Würde erhoben. — Unter so vielen Grossen der Erde, welche Bullingern mit ihren Zuschriften beehrten und sich seiner Rathschläge bedienten, nenn' ich nur einen Heinrich

VIII. und Eduard VI. Johanna Graja und Elisabetha aus England; Christian in Dänemark; Siegmund, König in Polen; Heinrich II. König in Frankreich; August, Churfürst in Sachsen; Friedrich und Otto Heinrich, Churfürsten in der Pfalz; den französischen Prinzen von Condé; die hessischen Landgrafen Philipp und Wilhelm; die Herzogen und Grafen von Wirtemberg und Mümpelgart, Christoph und Georg; den damaligen Herzog in Preussen; verschiedener andrer Fürsten und Herren, auch so vieler Bischöfe, z. B. der Erzbischöfe von Cölln, Canterbury u. a. nicht zu erwähnen; besonders auch stand er in genauer Verbindung nicht nur mit den Haüptern der zürcherschen Regierung, sondern überal mit den Amphyctionen der protestantischen Eidgenoßschaft; sein Briefwechsel mit dem St. gallischen Bürgermeister Joachim Vadianus begreift mehrere Foliobände in sich. So ausgebreitet die Sphäre seines thätigen, haüslichen und bürgerlichen Lebens gewesen, so war es seine schriftstellerische Sphäre nicht weniger. Seine gedruckten Bücher, (deren Verzeichnis Conr. Geßner und Heinr. Hottinger liefern,) begreifen gleichsam eine ganze Bibliotheck in sich. Ausser den theologischen Werken polemischen, dogmatischen, hermeneutischen Innhaltes, hat er auch das Feld der vaterländischen Geschichte mit ungemein wichtigen Producten bereichert. In Handschrift hinterließ er vier Foliobände von den eidgenössischen, besonders auch den tigurinischen Geschichten; ferner eine Chronick der Bischöfe von Costnitz; eine solche Chronick der Abtey Einsiedeln; zwey Bücher von den Grafen zu Habsburg, Herzogen zu Oesterreich und Schwaben, wie auch von der Stiftung des Klosters Königsfelden im Aergau; einen

Aufsatz von dem Stift zu Luzern. Zur Aufklärung der zürcherschen Geschichte besonders dienen seine Altertümmer der Abtey zum Frauenmünster, und der Kirche zu St. Peter in Zürich, wie auch seine zürchersche Reformationsgeschichte; auch war er der erste Compilator des zürcherschen Regimentbuches. — Ein Theil dieser Handschriften befindt sich auf der carolinischen — ein andrer Theil auf der Stadtbibliotheck in Zürich. —

Schon hatte sich hie und da durch die Bemühungen eines Balthasar Fontana, Johannes Beccaria, Thaddäus Dunus u. a. der Reformationsgeist auch über die italiänischen Vogteyen der Schweizerschen Kantons verbreitet. Gegen die Reformirten erfolgte im J. 1554. von den catholischen Eydgenossen auf der Tagleistung zu Baden das Verdammungsurteil. Bey vielen hundert Menschen wurden von Locarne vertrieben. Durch Bullingers Vorschub kamen bey 133 dieser Flüchtlinge, von jedem Stand, Rang, Alter, Geschlechte, auf Zürich. (*) Daselbst ward für sie eine italiänische Kirche errichtet. Der erste Prediger in dieser Kirche war der fromme Johann Beccaria. Auf diesen folgte der bekannte Bernhardin Ochinus von Siena. Dieser leztre gewann anfänglich Bullingers Vertrauen so sehr, daß er ihn vielen andern weit vorzog und ihm auch würklich ein Kind aus der heiligen Taufe hob, durch die verwegenen Grundsätze des Ochinus ward diese Freundschaft gestöret. — Je mehr theils durchreisende Italiä-

(*) Man sehe Tempe Helvetica, Tom. IV. Sect. I. n. 6. Joh. Eutichi de Claromonte Oratio Carolina de persecutione Locarnensium. f. 131.

ner, theils die eydgenössischen Pensionärs aus dem italiänischen Kriegesdienst Neuerungssucht und Freygeisterey zu verbreiten anfiengen, desto wachsamer ward Bullingers Eifer. Indem man den Mißbrauch allzu ängstlicher Orthodoxie bey den Päpstlern einsah, gerieth man nunmehr auf das andre Extrem; aus dem Kerker des hierarchischen Aberglaubens taumelte man in den Abgrund des trostlosen Unglaubens. Mit Hintansetzung nicht weniger des eigenen Beobachtungsgeistes, als der h. Bücher, folgten nun mehrere jener Blendlanterne der griechischen Philosophie, und zwar, wie selbige von ihren unächten Schülern, den Arabern so wol als den Alexandrinen und Constantinopolitanern noch taüschender ausgemalt worden. Die gelerte Republick war in zwo Hauptfactionen getrennet, in die aristotelische und in die platonische. Aus beyden entstand ein philosophischer Syncretismus, der die selzamsten Mißgeburten erzeugte. Johann Pic, Fürst von Mirandola z. B. verband mit griechischer Weisheit die Cabbala der Juden; selbst Zwingli, als er noch zu Einsiedeln studirte, machte sich Mirandolanischer Lehrsätze wegen verdächtig. (*) Einer der ersten und vornemsten Gegner des Aristoteles war Bernardo Tilesio; (**) bey diesem hatten die beeden Zürcher, Joh. Jacob Ammann und Rudolph Collin eine freyere Denkart gelernt. So wenig Wehrt indeß ihre neuen Lehrsätze hatten, immer doch Wehrtes genug, daß durch diese neuern Hypothesen die ältern verdrängt und so nach und nach die Gemüter zum Selbst-

(*) Jac. Hottingers Kirchengeschich. Th. III. S. 15.
(**) Condillacs Cours d'Etude, T. XV. S. 191.

denken erweckt wurden. Ein solcher philosophischer Neuling, der damals in der Nachbarschaft von Zürich das ganze Schöpfungssystem in bisher ungewohntem Gesichtspuncte darstelleten war unter anderm Theophrastus Parazelsus oder Philipp Aureolus von Hohenheim; (*) in einem Schreiben an Bullinger giebt ihm Thomas Erastus folgendes, eben nicht schmeichelhaftes Zeugniß: ejus doctrinam esse in philosophia iniquam, in medicina monstrosam, in theologia impiam & blasphemam. Von seiner Lebensart, die er während seines Aufenthaltes in Zürich geführt hatte, giebt Bullinger wenig günstige Nachricht, eben so wie Joh. Oporinus, welcher eine Zeitlang desselben Hausgenoß und Schreiber gewesen. — Unter den zalreichen Irrlehrern, die sich unter dem Schild der Reformatoren zu verbergen bemüht waren, befand sich besonders auch oben erwähnter Ochinus. Ungeachtet seiner übrigen Verdienste um die Glaubensverbesserung, machte sich derselbe nichts desto weniger in vielen Stücken wegen allerley freyer Meinungen verdächtig. (**) Hierüber berufen wir uns auf sein Buch: Labyrinthi, hoc est, de libero aut servo arbitrio, de divina prænotione, destinatione & libertate Disputat. Aus der Zueignungsschrift an die Königin Elisabeth läßt sich vermuten, daß Ochin dieses Buch in den letztern Jahren seines Aufenthaltes in Zürich bekannt gemacht habe. Von demselben spricht Bayle mit besonderm Beyfall. Ochins Absicht zielt auf folgende Behauptung:

(*) Hottinger Th. III. s. 360—362. Delrio Disput. magic. f. 1015. Vitæ Selectæ, Vratislaviæ 1711.

(**) S. Füßlins Beyträge zur Reformationsgeschichte des Schweizerlandes, Th. V. s. 416. folg.

Wir können nicht wissen, ob wir frey handeln oder nicht; weder die Erfahrung noch die h. Schriften geben uns hierüber keinen befriedigenden Aufschub; auch würde uns richtigere Einsicht hierüber wenig zu nützen im Stand seyn; beym Bewußtseyn der Freyheit würde der Sterbliche wegen seiner guten Handlungen stolz seyn: im Gegentheil würde er träg werden zum Guten, er würde dem Bösen keinen Wiederstand thun. — Ochins XXX. Dialogen über den Messias, über die Dreyeinigkeit und über andere Puncten, die zu Basel im J. 1563 gedruckt worden, sind dasjenige Werk, um dessentwillen er von Zürich weggejagt worden. (*) Bullinger meldet, daß viele Exemplare dieser Gespräche an einem Orte, den er nicht nennet, verbrennt worden wären; auch ist er sehr erzürnt, daß Ochin durch dieses Buch den Papisten Anlaß gegeben zu sagen: die Züricher wären die Urheber und Beföderer der antitrinitarischen Irrlehren. Den meisten Lärm machte der XIXte Dialog de summa trinitate und der XXIste de polygamia. In diesem letztern frägt Telipolygam: quid vero mihi das consilii? Ochin: ut plures non ducas, sed Deum ores, ut tibi continentem esse det. T. quid si non dabit? O. dabit, si fidenter oraveris. T. quid si nec donum mihi nec ad id petendum fidem dabit? O. Tum si id feceris ad quod te Deus impellet, dummodo divinum instinctum exploratum habeas, non peccabis, siquidem in obediendo Deo errari non potest. Wenn also jemand göttlichen Ruf bey sich fühlt, nebst seinem Weib noch

(*) S. Bullinger in praef. ad Simleri Librum de filio Dei.

ein anders zu nehmen, so mag er dieses, nach Ochins Meinung, ohne Gefar thun. Ohne Zweifel waren es auch andere Behauptungen, die ihn nicht weniger verhaßt machten. Im XXVsten Dialog untersucht er: quænam sit omnium, quæ usquam vel fuerunt, vel sunt, vel esse possunt, pessima Secta hæreticorum? In demselben macht er den Pabst zum größten Sectirer; zugleich aber bezeugt er grosse Besorgniß, es möchten in denen Kirchen, welche sich vom Papste getrennt haben, neuerdings Päpste entstehen. — Auf der Jahrmesse in Basel wurden den Zürchern hierüber Vorwürfe gemacht, auch erhielten einige zürchersche Rathsglieder aus verschiedenen Orten schriftliche Vorwürfe, daß man dem Ochin erlaubt habe, käzerische Sachen zu drucken. (*) Hierauf trug die Regirung in Zürich den Geistlichen die Untersuchung des ganzen Geschäfts auf. Dieselben überbrachten dem Rathe den Innhalt der Dialogen, und besonders des Gespräches von der Vielweiberey. Der Rath ließ die Geistlichkeit fragen: Ob sie nichts von dem Abdruck dieser Gespräche gewußt habe und ob dem Ochin bekannt gewesen, daß er ohne vorhergegangne Censur nichts heraus geben dürfe? Die Geistlichkeit versicherte, daß der Druck ohne ihr Vorwissen geschehn wär, und daß sie den Ochin fruchtlos gewarnt hätte. Nach langer Berathschlagung vereinigte man sich zu folgendem Urteil: der Verfasser müsse aus dem Canton weggeschickt werden, damit nicht andere Kirchen der zürcher-

---

(*) S. Simler in vita Bullingeri. Hottingers helv. Kirchengesch. Th. III. S. 872. Füßlins Beyträge Th. V. S. 439. folg. Bayle im Artickel Ochim.

schen Kirche vorwerfen können, daß sie irrige Lehren begünstige. Hiebey hatte der Rath noch so viel billige Achtung für den Ochin, daß er denselben vor eine oberkeitliche Committee vorfoderte; allein er entschuldigte sich so wenig befriedigend und war so wenig zum Widerrufe geneigt, daß, ungeachtet alles Mitleidens gegen den sonst schätzbaren Schriftsteller, das Urteil muste vollstreckt werden. Bey der strengsten Winterszeit sah sich der sechs und siebzig jährige Greis (nachdem er eben durch einen unglücklichen Fall sein Weib verloren hatte,) in aller Eile genötigt, mit vier kleinen Kindern den Kanton zu meiden. Nach seiner Verbannung beschuldigte er in einer rachsüchtigen Schrift die Geistlichkeit so wol als den Rath zu Zürich der grausamsten Intoleranz; seinen ehmaligen Freund Bullinger nennt er den zürcherischen Papst und Dictator, und von der Regirung sagt er, daß sie sich von den Geistlichen am Säil führen lasse. Andreas Dudithius erklärt in einem besondern Schreiben an Theodorus Beza das Verfahren gegen den Ochin für hart und barbarisch. Dieses Verfahren sucht Beza (*) so gut als möglich zu entschuldigen. Die Verantwortung der zürcherschen Geistlichkeit befindt sich in Heinrich Hottingers Hist. Eccles. IX. 475. folg. (**)

Merkwürdig ist es, daß dieselbe sehr viele Menschen von dem Papstum abwendig gemacht hat, unter anderm den

(*) S. Beza Epist. prima, Opp. T. III. f. 190.

(**) Spongia adversus aspergines Ochini, qua veræ caussæ exponuntur, ob quas ille ab urbe Tigurina fuit relegatus. wie auch Jac. Hottingers Kirchengesch. T. III. s. 868. folg. den Ochin nimmt Arnold in Schutz.

den Jesuiten Anton Closelius, Hofprediger des österreichischen Herzog Ferdinands.

Je heftiger auf der einen Seite die Papisten, auf der andern Seite auch selbst die Lutheraner gegen die reformirte Kirche erbittert gewesen, desto eifriger ward sie aller Orten von Bullingern beschützt. Zwo Gesandtschaften wurden durch seine Vermittlung von den IV. reformirten Kantons an den König Heinrich II. gesendet, um wenigstens einiger massen das Schicksal der verfolgten Waldenser zu lindern. Ununterbrochenen Briefwechsel unterhielt Bullinger mit dem polnischen Baron Johann à Lasco, der in seinem Vaterland ungemein viel zur Ausbreitung der Glaubensverbesserung beytrug. In dem Gespräch, welches im J. 1557 zu Worms zwischen den Lutheranern und den Papisten gehalten worden, fiengen jene damit an, daß sie geradezu die Luthersche Lehre verdammten. Nicht nur der menschenfreundliche Melanchton, sondern auch selber der päpstliche Präsident des Gespräches, Julius Pflug, ärgerten sich über diesen Parteygeist so sehr, daß das ganze Gespräch ohne Frucht blieb. Im J. 1560. drang auch die Schule zu Jena auf Veranstaltung einer Synode, jedoch ebenfalls unter Bedingniß, daß die Reformirten ausgeschlossen seyn sollten. — Einer von den vornemmsten Reichsfürsten forderte Bullingern auf, hierüber ein theologisches Bedenken zu schreiben. (*) In diesem Bedenken beklagte er sich ernstlich über den Dictator-ton und hierarchischen Geist der lutherischen Päpste. So sehr ihm indessen die

(*) S. Simler in vita Bulling. f. 33—36.

Intoleranz verhaßt war, so weit war er gleichwol vom Synkretismus entfernet. Ungemein hatten sich die Antitrinitarier in Polen verbreitet, besonders auch verursachte Georg Blandrata in dasigen Kirchen grosse Verwirrung. Deswegen ward Martin Secovitius vom Fürst Radzivil nach Zürich zu Bullingern gesendet, ob vielleicht zwischen Calvin und Blandrata eine Vereinigung statt haben könnte. Geradezu erklärte sich Bullinger gegen den Fürsten: daß, so theuer ihm die Eintracht in der Kirche immer seyn werde, so wolle er selbige gleichwol keineswegs auf Unkosten der Warheit erkaufen. — — Gleichwie indeß, nach der Meinung der Socinianer, Bullinger von Christo sich allzu hohe Begriefe machte, so machte er sich von demselben, nach der Meinung der Ubiquetisten, allzu niedrige Begriefe. In drey verschiedenen Abhandlungen suchte Brentzius gegen die zürcherschen Lehrer zu beweisen, daß Christus auch nach seiner menschlichen Natur allgegenwärtiges Daseyn besitze. Mit Nachdruck ward die zürchersche Lehrmeinung von Bullinger verfochten.

In diesen Zeitraum fallen die einheimischen Kriege in Frankreich. Daselbst ward im J. 1561. das Religionsgespräch zu Poissy gehalten. Von Zürich aus ward dahin Petrus Martyr berufen; mit ihm unterhielt sich die Königin sehr freundlich; auch stellte sie sich für die Reformation nicht ungeneigt, ungeachtet sie im Herzen ganz anderst gesinnt war. Ausserordentlich war Bullinger mit den Angelegenheiten der französischen Hugenotten beschäftigt. — Im J. 1564. ward eifrig an einer neuen Vereinigung zwischen Frankreich und zwischen den Eydgenossen gearbeitet. Zur Beföderung dieses Bündt-

nisses befand sich der Erzbischof von Lymoig in Zürich; durch Bullingers Wiederstand wurden alle seine Bemühungen vereitelt.

Im J. 1564. herrschte die Pestseuche in Zürich. An derselben lag auch Bullinger gefährlich krank; schon hatte er die Diener der Schulen und Kirchen zu sich berufen, um von denselben Abscheid zu nehmen, als er sich unvermerkt wieder erholte. Hingegen verlor er durch gleiche Krankheit seine zärtlich geliebte Gattinn, mit welcher er fünf und dreissig Jahre lang in der seligsten Verbindung gestanden, wie auch drey seiner Töchter. In diesem und in dem darauf folgenden Jahre ward er durch den Tod mehrerer Freunde und Mitarbeiter beraubet; unter denselben befand sich Christoph Froschower, der unserm Bullinger in dem letzten Willen über siebenhundert Zürcherpfunde geschenkt hatte, — ferner Ambrosius Blaarer, Calvin, Pellican, Bibliander, Conrad Geßner, Johann Frisius, Sebastian Guldibeck, Andreas Hyperius u. a. — Unterm 2. Wintermonat 1564. schrieb Bullinger an Fabrizen, Vorsteher der Kirchen in Chur: „Sey mir gegrüßt, mein Bruder, und „dem Herrn gesegnet! Ich schreibe dir wiederum den „ersten Brief; ich kann nicht sagen, seit meiner Krank„heit, sondern in meiner Krankheit, da ich noch im„mer mit grossen Beschweerden und unter grossen Be„trübnissen mit den Ueberbleibseln derselben zu kämpfen „habe; wenn mich der Herr nicht auf eine ausseror„dentliche Weise stärkte, so wüßte ich nicht, wie ich „genesen könnte, insonderheit da Betrübniß mit Be„trübniß abwechselt und zusamenfließt. Vor fünf Wo„chen entriß mir der Herr meine liebste, fromme Gat-

„ tinn, den Stab meines Alters, da ich nun in dem
„ ein und sechzigsten Jahr des Lebens wandle; du
„ weißt, wie sie gewesen (*), und wirst daher leicht
„ schliessen, welchen Schmerz mir dieses erwecken müs-
„ sen. Jtzt aber, nach fünf Wochen, an demselben
„ Tag, an welchem mein Ehweib begraben worden,
„ begrabt man mir meine liebste Tochter Margaretha,
„ die Gattinn des Ludwig Lavaters, welche auch an
„ der Pest gestorben; sie war schwanger; die Stärke
„ der Krankheit trieb das Kind noch lebendig von ihr,
„ und es empfing die h. Taufe, starb aber den folgen-
„ den Tag; Nachts drauf folgte ihm seine Mutter
„ nach, welche sieben Waysen und einen von der Trauer
„ tief gebeugten Mann hinterlassen hat. Jch weiß,
„ daß alles dieses nach dem Rathschluß Gottes geschehn,
„ und daß ich solchen weder mißbilligen soll noch kann;
„ ihm ergeb ich mich und alles, was ich habe, und
„ alle Meinigen, und erflehe seine Barmherzigkeit; ich
„ bitte dich auch insbesonder, daß du mich und mein
„ Haus, ja die ganze Kirche in deinem Gebethe dem
„ Herrn empfehlest." — Unter dem 22 Wintermonat
schrieb er ihm abermal: „ Jch bin schon wieder in
„ einer nicht geringen Betrübniß, meine liebe Lisabeth,
„ Josias Simlers Ehweib, hat vor drey Tagen ihren
„ Geist selig ihrem Gott übergeben. Nun liegt auch
„ meine dridte Tochter Anna, Zwinglis Ehweib, in
„ dessen Haus ich dieses schreibe, in den letzten Zügen.
„ Was Gott über mich und über meine Uebrigen ver-

(*) Fabriz ist nämmlich von Bullinger und Pelican lange Zeit erhalten worden.

„ hängt habe, ist ihm allein bekannt; ich bin ganz
„ bereit. Wenn ich aber von hinnen gewandert seyn
„ werde, so nihm du, mein Lieber, die Sorge für
„ meine Kinder auf dich. Der Schmerz läßt mich der-
„ mal nichts mehrers schreiben, denn ich bin ein Mensch;
„ indessen trösten mich die Verheissungen Christi, und
„ daß meine Töchtern unter aufrichtiger Bekänntniß und
„ Anrufung Christi verschieden. Bitte du den Herrn
„ für uns. Lavater und Zwingli, welche mit vielen
„ Thränen den Sterbenden beystehn, grüssen dich. “

Bey Erwähnung von Bullingers Verwittwung können wir folgende Anecdote, die so ganz besonders den Genius der Zeiten bezeichnet, keineswegs unbemerkt vorbeygehen lassen. Ungeachtet seiner zalreichen Nachkommenschaft, gereichte es dem ein und sechzigjährigen Wittwer zum Vorwurf, daß er sich nicht wieder aufs neue verheuraten wollen. Ihm stellte man vor, daß, nach seiner eignen, orthodoxen Lehre, den Kirchendienern eine zwote Ehe nicht untersagt sey (*). Umsonst, daß er vorwendete, immer noch lebe in seinem Herzen die erste Geliebte; sie lebe für ihn in ihren Kindern, besonders auch in einer Tochter, die mit so vieler Klugheit sein Hauswesen besorge. Die Tadler stützten sich hauptsächlich auf den Grund, daß eine neue Verehlichung der Gesundheit zuträglich seyn werde; sie glaubten, daß die Verwittwung seine Nierenschmerzen vermehre. Bullinger stellte umsonst vor, daß von solchen Schmerzen verheuratete Männer eben so wenig als ehlose befreyt seyn.

(*) S. Simler in vita Bullingeri, fol. 12. und Bayle Dict. im Artik. Bullinguer.

Was bey diesem ganzen Streit am meisten befremdet, ist ohne Zweifel der Ernst, womit er geführt worden.

Ungeachtet so vielen und grossen Verlustes, ungeachtet so schmerzlicher Wunden am Leib und an der Seele, fand Bullinger immer in eigner, wolthätiger Wirksamkeit die beste Erleichterung. Von allen Orten her ward er als Orakel besucht. Unter anderm kamen seinetwegen der lithauische Pfalzgraf Johann Kyska, die Erbtruchsessin zu Waldburg, die Gräfin von Hohenloe und Schauenburg und mehrere andre, ansehnliche Fremde nach Zürich.

Kaum daß er sich ein wenig erholet hatte, so vollendete er seinen Commentar über den Daniel. Auch antwortete er Brentzen auf seine widerholten Ausfoderungen. Je mehr er von diesen ewigen Controversen Aergerniß für die Schwachen besorgte, desto gewissenhafter war er bemühet, in dem ersten Theil seines Buches den eigentlichen und wesentlichen Grund des Glaubens auch für den gemeinen Mann in solchem, klaren Lichte zu zeigen, daß er sich dabey beruhigen konnte, ohne sich mit den Controversisten in dem Labyrinthe scholastischer Spitzfündigkeiten zu verlieren. Je mehr die zürchersche Lehre von den Gegnern als kätzerisch angeschwärzt und in falschem Lichte dargestellt wurde, desto mehr wurden freylich genauere Lehrbestimmungen, Unterscheidungen, Einschränkungen, wenn auch ein Uebel, je länger je mehr ein unvermeidlich notwendiges Uebel. Unglücklicher Weise entstand dadurch hie und da auch unter den Protestanten eine Art neuer Hierarchie. Theologische Prozesse und blutige Religionskriege wurden durch spitz-

findige Unterscheidungen bald erweckt, bald beendigt. Es entstanden mancherley scholastische Kriegskünste. Gleich der Wache auf Golgatha achteten hie und da die Lehrer Christum selber nicht mehr, und sie begnügten sich seine Kleider zu theilen. Daher so frey anfangs das Reformationszeitalter gewesen, so steif und pedantisch ward es gegen der Neige. Mit Geniepinsel, in kühnem Umriß ward von den ersten Glaubensverbessern das göttliche Bild der Warheit entworfen; ängstlich und kleinfügig ist die Copey ihrer nachherigen, schülerhaften, frostigen Nachahmer. — Gleichsam als hätten die Reformatoren zum voraus die nachtheiligen Folgen allzuenger Lehrformen gesehn, giengen sie niemals als notgedrungen daran, Warheitssinn und Freyheitsgeist im Geringsten einzuschränken; wenn's auch geschah, so paßten sie vielmehr Form und Kleid dem Leib an, als daß sie diesen durch jenes einzwängten. Beweis hievon giebt die Geschichte der helvetischen Glaubensbekänntniß. In Ludwig Lavaters Bullingerischer Lebensbeschreibung finden wir hierüber folgende Nachricht: „Im „J. 1566. ist von Eidgnössischen, Evangelischen Städ„ten eine Confession und Bekenntniß ihres Glaubens „ausgegangen, und zwar deswegen, weil etliche vor„gaben, daß sie selber in ungleiche Lehrmeinungen ge„theilt seyn, ohne Grund und Beweis. Da sah'n es „etliche verständige Leute für gut an, daß man die „Lehre, wie sie bisher von Zwinglis Zeit an zu Zü„rich geführt worden, kürzlich in Schrift verfasse und „öfentlich bekannt mache, damit man den Mißgünsti„gen das Maul stopfe, welche das Gegenteil ausge„ben. Diese Confession ward nach Bern und Genf „und Schafhausen geschickt und an allen diesen Orten

„ genehmigt. Auch in St. Gallen, Biel, Mülhau-
„ sen, in den drey Bündten ward sie unterschrieben.
„ Ungeacht die Basler an der Confession selber nichts
„ aussetzten, so unterschrieben sie selbige doch nicht,
„ weil sie nämmlich schon vorher eine eigne hatten be-
„ kannt werden lassen. “ — Mit Nachdruck wird sie Confession und Glaubensbekänntniß, keineswegs Vorschrift und Lehrform genennt. Wie sehr Bullinger davon entfernt gewesen, sich selbst zum Glaubensmeisterer und Dictator aufzudringen, können wir aus seinem Diarium sehn. „ Auf des pfälzischen Churfürsten, Frie-
„ drichs III. Verlangen, sagt er, „ schickte ich ihm im
„ J. 1565. die Confession und Auslegung der wahren
„ Religion. Ich hatte sie im J. 1564. zur Zeit der
„ Pestseuche verfertigt, um selbige nach meinem Hin-
„ scheid dem Senat als Denkmal meines Glaubens und
„ meiner Lehre, testimonium meæ fidei & doctrinæ
„ meæ, zu hinterlassen. “ — Für diese und andere gelerte Arbeiten ward Bullinger von dem Churfürsten mit zween vergüldten Pocalen beschenkt. Dieses Geschenk nahm er nicht an, bis er von dem Senate selbst Befehl zur Annahme desselben erhielt.

Im J. 1567. verglichen sich mehrere teutsche Fürsten zu gänzlicher Untersagung künftiger Controversen wegen des Sacramentspanns. In diesem Jahr ward der Landgraf Philipp in Hessen gestorben. Kurz vorher hatte ihm Bullinger seine Homelien über den Jesajas zugeeignet. Von ihm hatte Bullingers Sohn, Christoph, ein Burglehen in der Herrschaft Rheinfels erhalten. Dieser Fürst hatte sich unsers Bullingers in den wichtigsten Angelegenheiten als eines geheimen Rathes bedie-

net. Sein Sohn, der Landgraf Wilhelm, hatte für ihn die gleiche Güte und Achtung. Im J. 1567. schrieb dieser unserm Bullinger, er wolle nebst andern teutschen Fürsten auf Unterdrückung der ewigen Controversen bedacht seyn, jedoch daß Bullinger und die andern eidgenössischen Gelerten sich dieser anstössigen Controversen gleichfalls enthalten. Ungemein war Bullingern dieses Anerbieten willkommen. Von Lutherischer Seite ward der theologische Waffenstillstand bald wieder gebrochen.

Im J. 1569. hatte Bullinger die heftigsten Anfälle vom Steinschmerzen; dessen ungeachtet vollendete er sein Werk von dem Leben der römischen Päpste, welches aber niemals gedruckt worden. In diesem Jahr befand sich der parisische Professor, Peter Ramus, in Zürich. Im vertraulichen Umgang theilte dieser unserm Bullinger seine Schriften über die Religion mit, welche des zürcherschen Kirchenvaters gänzlichen Beyfall erhielten. — Im J. 1574. erhielt Bullinger persönlichen Besuch von dem Prinz Condé, der ihn auch hernach mit mehrern Zuschriften beehrte.

Unter den zalreichen Schriftstellern, welche die zürchersche Kirche der gefärlichsten Irrtümmer beschuldigten, befanden sich, ausser Brentzen und Bidenbach, auch Jacob Anderes, Schmidlin genennt. Unter heftigen Leibesschmerzen und tödlichen Altersschwachheiten wiederlegte Bullinger die Verlaümdungen dieses leztern, und zwar nicht ohne juvenalische Galle. Diese Bitterkeit entschuldigt Ludwig Lavater mit folgenden Worten: „Wenn glych Bullinger und die andern Diener der „Kyrchen, in iren Antworten, den Andresen, so der

„ ofnen Unwaarheit und Lugen von üns überwiesen
„ wird, scheltend, und im sinen rechten verdienten Na-
„ men gäbend, in ein lychtfertigen, unverschampten und
„ unwahrhaften Mann nennend, so soll jnen das nie-
„ man verargen. Villicht möcht Bullinger in dem so
„ übel gesündiget haben, daß er min Herrn Doctor
„ einen Wurzenkrämer oder Zahnbrächer verglycht:
„ aber er hat selbs vrsache darzu gäben, mit dem das
„ er sich selbs rümpt vnd grosser Dingen ußthut: Hie
„ staht der Mann, der den Zwinglischen rächt zu Ader
„ lassen kann. Darumb wenn glych Bullinger sinen
„ lacht, habe man recht ouch von im vergut. Denn
„ wie einer in Wald schryet, also gibt er im Ant-
„ wort." — So geneigt überhaupt die Züricher zur
Vertragsamkeit und zum Nachgeben gewesen, so sahn
sie sich gleichwol zur Gegengewehr durch die Gegner selb-
ber genötigt (*). So verehrungswürdig ihnen Doctor
Luther gewesen, so besorgten sie gleichwol, daß er durch
unumschränkte Nachsicht oder durch sclavisches Still-
schweigen nur desto unvertragsamer und despotischer wer-
de; also sahn sie sich zu polemischen Ausfällen gezwun-
gen, (wie Simler sich ausdrückt,) ne tyrannidem in
renascentem ecclesiam inducant. — Ueber die Schmid-
linischen Streitigkeiten besonders schreibt Nicolaus Zer-
chintes unterm 24 März 1575. von Bern aus an Bul-
lingern (**): „ Ungemein bin ich dir, verehrungswür-
„ diger Vater, für deine Bücher gegen den Schmidlin
„ verbunden. In denselben würdest du die Schranken

(*) S. Simler in vita Bullingeri, fol. 20.

(**) S. Museum Helveticum, Partic. XV. No. IV.

„ deiner ehmaligen Sanftmut überschritten haben, wo„ fern du nicht die stinkenden Höllendünste, die er zuerst „ gegen dich hingeweht hat, nothgezwungen wieder hät„ test gegen ihn zurücktreiben müssen. — Äusserst schmerzt „ es mich, daß, mit Hintansetzung der apostolischen „ Einfalt und Mässigung, durch den Ungestüm der „ Controversisten nicht nur der gekreuzigte Leib Christi, „ sondern auch die göttliche Natur selber gleichsam wie „ der Cadaver eines Missethäters unter den Händen der „ Anatomicker zerrissen und zerstückt wird, und zwar „ ohne geringste Schonung der Schwachen, die, bey „ gänzlicher Unkunde solcher polemischer Fechterstreiche, „ nicht länger wissen, wo sie sich hinwenden müssen. „ Dieses sag ich sonderheitlich in Rücksicht auf jene dor„ nigten, symonianischen und schegkianischen Schriften. „ Das beste Mitel gegen solch Unkraut sind deine Grund„ lehren. Allein wie unersättlich ist nicht der stolze Für„ witz gewisser Leute? Freylich werden immer Zwey„ trachten und Secten in der Kirche herrschen; um „ die Wette bestreben sich alle diejenigen, die hiezu ei„ nige Anlagen besitzen, daß sie durch irgend eine neue „ Entdeckung sich je länger je mehr der Erforschung „ der göttlichen Natur nähern. Keine Gewalt löscht „ diese angeschafne, brennende Begierde aus; daher „ entstehen mancherley Meinungen, welche durch so „ viele Jahrhunderte keine Menschenkraft vertilget hat. „ Mehrmal zwar hat die Gewalt Stillschweigen gebo„ ten: allein bey geringster Veranlassung sind die ein„ gekerkerten Gedanken nicht anderst als die in den Erd„ hölen verschloßnen Lüfte, unter fürchterlichen Erschüt„ terungen hervorgebrochen. Aus dieser Betrachtung „ bin ich gegen Dissidenten und Irrlehrer, die sich nicht

„ ganz durch Lästerungen vergehen, weit gelinder und
„ duldsamer geworden. Oder wo ist wol ein Sterbli-
„ cher, der in diesem Schatten des Todes der Anblick
„ des Himmels nicht blende? Aus ähnlichen Betrach-
„ tungen ist Tertullian in seinem Apologetico zur Ent-
„ schuldigung der Käzer geneigt, indem er dafür hält,
„ daß ihre Verirrung keineswegs freywillig gewesen.
„ Zu verschiedenen malen hatte mir der selige Calvin,
„ mein vieljähriger Herzensvertrauter, freundschaftlich
„ meine allzugrosse Gelindigkeit vorgeworfen: Viel lie-
„ ber, pflegte ich ihm zu antworten, versündige ich mich
„ durch allzugrosse Gelindigkeit als durch grausame
„ Strenge. Damit beruhigte er sich und war mir bis
„ zum letzten Athemzuge gewogen. Wozu aber dieß
„ alles? Würden heut zu Tage solche Gesinnungen
„ herrschen, o wie beseeligt wären nicht alsdenn die Kir-
„ chen Gottes, durch keine Zweytracht entweyht! Dul-
„ dung und Stillschweigen wären gegen jene Fieberhitzen
„ das nächste und sicherste Heilmittel gewesen. — — —
„ — — Wir anerboten Freundschaft; man trat sie
„ mit Füssen. Dem Höchsten sey Dank, daß alle Schuld
„ der Verwirrung auf jener Seite allein ist! Was
„ bleibt uns nun übrig? da kein ander Heilmittel ge-
„ gen die Krankheit vorhanden ist, so laß uns in diesen
„ fatalen Zeiten so leben, wie wir können, wenn wir
„ nicht leben können, wie wir wollen u. s. w. “

In der Antwort, unterm 5 April 1575. schreibt un-
ter anderm Bullinger: „ Unbedingt unterschrieb ich
„ dein Urteil über den einfältigen und nichts weniger
„ als spitzfündigen Lehrvortrag Christi und der Apostel.
„ Durch menschliche Verwegenheit, durch dunkle, un-

„ fruchtbare, ja so gar schädliche Subtilitäten werden „ die Glaubensgeheimnisse umwölket. Niemals hab ich „ dieses gebilligt. Allezeit war ich darauf bedacht und „ immer werd' ich darauf bedacht seyn, jene Heilsleh„ ren klar, einfältig, populär vorzutragen, so wie ich „ es von den Aposteln und von apostolischen Männern „ gelernt habe. — Jene Schegkianische Dunkelheit haß „ ich; jene Simonianischen Spitzfündigkeiten scheinen „ mir verabscheuenswürdig; von der Person der Ver„ fassern sag ich nichts. Wenn ich mich tiefer in die „ Wiederlegung der Andreischen Vorwürfe einließ, so „ geschah es wieder Willen, es geschah nach wiederhol„ ter Auffoderung und einzig zu Steuer der Warheit. „ Dir ist nicht unbekannt, daß auch die besten und „ heiligsten Männer, ein Irenäus, ein Tertullianus „ und andere sich mit Controversen beschäftigt haben, „ damit ja nicht durch Blendwerk die Einfältigern ver„ führt werden. Auch weissest du, daß jede Schreibart „ eigne Regeln hat, und daß der polemische Schrift„ steller die Gegenstände anderst behandelt als der di„ dactische. u. s. w. “

So viel Heftigkeit sich übrigens Bullinger in seinen letztern Schriften erlaubte, so sanft und gelassen war er im täglichen Umgang. Unter den peinlichsten Steinschmerzen schrie er zum Himmel: O wie gerne duld' ich noch grössere Leiden, wenn es Gott zur Prüfung meiner Geduld, wenn ers zum Besten der Menschen notwendig findet!

Den 16 August 1575. berief er zum Abschied die sämtlichen Kirchendiener zu sich. Ungeachtet gänzlicher Ent-

kräftung hob er sich im Stul auf und empfahl ihnen in dem rührendesten Vortrag die Angelegenheiten der Kirche. Umsonst suchte er die Thränen zu unterdrücken. Er betheurte, daß keineswegs Schmerzen und Todesfurcht, sondern einzig die innigste Bruderliebe diese zärtliche Wehmut über seine Seele verbreiten. Hiebey führte er das Beyspiel des h. Paulus an, welcher auch nicht ohne Thränen von den Ephesinischen Aeltesten Abscheid genommen. Keineswegs setzte er demütig hinzu, daß ich mich mit dem Apostel vergleiche; nur daß man mir meine Schwachheit verzeyhe, da ja selbst ein Apostel des Herrn nicht seine Thränen zu ersticken im Stand war. Die Rede beschloß er mit einigen erbaulichen Liedern. — Seit dieser Zeit lebte er noch zwey und dreissig Tage und starb bey völligem Verstande den 17. Herbstm. 1575.

Nach seinem Tod fand man einen Brief von ihm an die zürchersche Regirung. Dieser letzte Wille des Patrioten ward vor Rathe verlesen und würklich vollstrecket. — Vorerst dankt er den gnädigen Herren für alles empfangene Gute und erfleht für sie und für das ganze Vaterland den Seegen des Himmels. — Dann bezeugt er, daß er dem Staat und der Kirche so treulich, als möglich gedient habe, und bittet zugleich um Verzeyhung, wofern von ihm irgend etwas sollte versaümt worden seyn. Hierauf beschwört er sie, daß sie nie wieder die päpstliche Hierarchie einreissen lassen. Ferner fodert er sie auf, ohne Anstand und mit Hintansetzung aller Kabbalen, einen neuen, friedlichen, demütigen, herzhaften und thätigen Kirchenvorsteher zu wälen. Hiezu empfiehlt er Rudolf Gualter, Pfarrer, zum Peter, der auch würklich einhellig zu seinem Nachfolger ernennt

worden. — Sonderheitlich noch drang er auf Beschützung der Freyheit der Presse, durch welche (wie er sich ausdruckt,) dem Papstum der Hals abgedruckt worden. — Weiter empfiehlt er den Regenten, daß sie den Gottesdienst fleissiger, als bisher besuchen, daß sie die wolthätigen Armenanstalten befödern und hingegen verhindern, daß der Bettel kein Gewerb werde. „Ir myn „Gnedig Herren, schreibt er, „hand ein zimlich Gut, „das nit Statt — sonder Kylchengut genännt wird: „Wann jr das nit rächt bruchend, führend jr den Zorn „Gottes über Uech und über alles Volk. Darumb ist „ouch sömlich Gut gestift und von biderben Lüten gestürt, daß Gott damit geehret, die rächt Armen versorget, ouch die Lehrer, die Schulen, und was dienet zur Kylchen, nach Nothdurft versächen werde. „So das alles versorget, und dannethin noch etwas „überig were, soll man das nit vergüden und liederlich „zerströuwen, sonder spahren, und zu gemeiner ynfallender Noth bewahren. Und darumb, was guter Ordnungen am Gestift zum grossen Münster und zum „Frauenmünster, und in beyden Schulen dasälbs sind, „da sind umb Gottes Willen vermahnet, dieselben nit „nun nit ze zerstören, sonder ze schirmen und zerhalten: Sömliches dienet zu gemeinem Gut der Statt „und Land, insonders so man allezyt geleerte, Gottsförchtige Personen hat, die alle Kylchen versorgen, „biderb Lüt lehren und rächt tröstenkönnend: Sollte „da etwas abgaan, wurde es dienen zur Verderbung „der Statt und des Landes. Doch so wird gar notwendig syn, daß jr allezyt ordnind Ambtlüt und „Schafner, die nit das jren, sonder den Nutz der „Kylchen und Aebteren schaffind: Nit sömlich, die

„ vorhin verthüig vnd unhuslich, yetz aber gytig und
„ untreüw, in sechs Jahren wellind rych werden. —

„ — — — Lassend üch ein fromme Gemeind, als Vä-
„ ter des Volckes, trüwlich befohlen syn; haltend je-
„ dermann gut Gericht und Rächt; hälfend dem Ar-
„ men, dem Frömdling, den Wittwen und Waysen:
„ Strafend die Uebelthäter, wie sich gebührt; schir-
„ mend das Gut und fromm, biderb Lüt; sächend
„ kein Personen an; nämmend keine Gaaben, das
„ Rächt zu verkehren; handlend nüd us Gunst oder
„ Ungunst; lassend üch ouch gnedigklych alle trüwen
„ Predicanten befohlen syn: Dann solltend jr die
„ schmächlich und untrüwlich halten, wurdend jr Got-
„ tes Zorn wider üch reitzen: hinwiederumb straffend
„ die one alles Schonen, die da untrüw, gytig und
„ versoffen, üppig, schandlich und gottlos sind: denn
„ jr Wust befleckt und ärgert vil in der Gemeind. —
„ Ouch bitt ich Uech myn gnedig Herren, daß jr wol
„ wellind mit einanderen eins syn und von einandern
„ für gut haben, einandern lieben, ehren und gutes
„ günnen, einandern von wegen der Ehren und Aemb-
„ tern willen nit nyden, verbünstig und uffsetzig syn.
„ Jr myn Herren die Räth und Zunftmeister, von der
„ Constafel und von den Zünften, samt den Burgern
„ sind ein einig Haupt des einigen Lybs der Gemeinde,
„ darumb sollend jr all zesamen ziehen und eins syn,
„ all üwer lobliche Sazungen wieder die Laster gemacht,
„ insonders wieder die blutigen Pensionen und wieder
„ das verderblich Kriegen handhaben und erhalten."

Zum

Zum Beschluß empfiehlt er der Regirung seine Kinder und Kindeskinder und freut sich in der seligen Hofnung, einst seine ehmaligen Gemeindsgenossen wieder im Himmel zu sehn.

Den 18. September ward er von der ganzen Bürgerschaft mit grossen Klagen zu seiner Ruhstette begleitet und im Kreuzgang beym grossen Münster an der Seite seines Freundes, Peter Martyrs, begraben.

XIV.

Theodor Bibliander. (*)

Derselbe stammte aus dem Geschlecht Buchmann in Bischofzell ab. Daselbst ward er im J. 1504. oder nach andern im J. 1509. geboren. Einen Theil seiner Jugend soll er in Schlesien zugebracht haben. Nach seiner Zurückkunft in Zürich wohnte er bey Oswald Myconius und war bey der Schule desselben Provisor; zugleich hatte er die Predigergeschäfte bey der Pfarre Weyach auf sich genohmen. Nach Zwinglis Hinscheid ward er den 24. März 1532. zum Professor der Gottesgelehrtheit und des A. Testamentes erwälet. Der Reyhe nach erklärte er alle h. Bücher; nicht allein die studirende Jugend, sondern auch die gelertesten Männer, unter andern Bullinger, besuchten zalreich Biblianders Hörsaal. Noch sind in der zürcherschen Stiftsbibliothek fünf und vierzig Fascikel der Bibliandersche Vorlesungen vorhanden, so wie sie Antistes Bullinger mit eigner Hand nachschrieb. Wegen ununterbrochener Anstrengung des Geistes sah sich Bibliander unvermerkt an Leib und Gemüte entkräftet. So menschenfreundlich er vormals gewesen, so mürrisch ist

(*) S. Biblianders Leben von Pellican, Gesners Bibliothek, Pantaleons Prosopograph. Adami Vit. Theol. Hotting. Schol. Tig. helvet. Kirchengesch. Th. III. Seuchzer Bibl. Helv.

er bey zunemmenden Jahren geworden. Da er in der Lehre von der Gnadenwal mit seinem Collegen, dem Petrus Martyr, nicht übereinstimmete und dieser leztre mehrern Beyfall fand, so gieng Bibliander so weit, daß er ihn würklich zum Zweykampf auffoderte und seiner an bestimmtem Orte mit einer Hellparte wartete. Hierauf ward er den 8. Febr. 1560. seines Amtes entlassen, doch behielt er hievon die Einkünfte bis an sein Ende. Dieses erfolgte den 26. Nov. 1564.

Ausser einer Menge gedruckter und ungedruckter, theologischer Schriften, hat man unter anderm von ihm folgende Werke:

Institutiones grammaticæ de lingua hebræa. Tig. 1535. 8vo.

De optimo genere Grammaticorum hebraicorum commentarius. Basileæ 1542. 4to.

Ad nominis christiani Socios consultatio, quanam ratione Turcarum dira potentia repelli possit ac debeat à populo christiano. Bas. 1542. 8vo.

Emendatio Textus Alcorani cum exemplaribus latinis & arabicis. Basil. 1543. fol.

De ratione communi omnium linguarum ac literarum commentarius, cui adnexa est compendiaria explicatio doctrinæ recte beateque vivendi, & Religionis omnium gentium atque populorum. Tig. 1548. 4to.

De ratione temporum christianis rebus & explicandis & cognoscendis accommodata, liber unus. Demonstrationum chronologicarum liber alius. Basil. 1551.

Temporum à condito mundo usque ad ultimam ipſius ætatem ſupputatio, partitioque exactior, univerſæ quidem Hiſtoriæ divinæ, eccleſiaſticæ & exteræ Latinorum, Græcorum, Ægyptiorum, Chaldæorum, Germanorum & aliarum gentium accommodata, præcipue tamen divinis libris Prophetarum & Apoſtolorum Jeſu Chriſti. Baſil. 1551.

Oratio ad Germaniæ Principes & Optimates liberarum imperialium civitatum de reſtituenda pace in imperio romano, cæterisque Politiis, deque conſervandis ſacris & civilibus hominum bonorum cætibus, quos turbare ſtudet Anti-Chriſtus, & quid opis ad eas res conferant literæ divinæ & humanæ. Baſil. 1553.

Chriſtianiſmus Sempiternus, verus, certus & immutabilis, in quo ſolo poſſunt homines beari. Tig. 1556. 4to.

De numeris, ponderibus & meſuris divinæ ſcripturæ L. IV.

Unter ſeinen Handſchriften auf der zürcherſchen Stifts-bibliothek erwähne ich noch die Schrift de æſtimatione reipublicæ helveticæ, ferner epigrammata, opuſcula philoſophica u. ſ. w.

XV.

Conrad Geßner.

Geßner ward im J. 1516. zu Zürich geboren. Ungemein gerne hatte sich sein Oheim Johann Fricius, ein Prediger, mit der Botanick beschäftigt. Auch dem Neffen flößte dieser gleichen Geschmack ein. Je mehr die Polemick, damals wegen der entstandnen Kirchenzwiste ein notwendiges Uebel, den Lebenspfad des Gottesgelehrten mit Dörnen und Disteln verflocht, desto mehr Ruhe und Frieden versprach sich der junge, helvetische Plinius in den stillen Lustgefielden der Naturlehre. Da seine Aeltern wenig begütert und ohnehin mit zalreicher Familie belästigt waren, so nahm ihn der zürchersche Professor J. J. Ammiacus zu sich ins Haus und gab ihm drey ganze Jahre lang Unterhalt (*). Bey Rudolph Collin empfieng er Unterricht in der griechischen Sprache und Litteratur, in der Vernunftlehre und in der Beredsamkeit.

Geßners Vater fiel in dem gleichen Trefen zu Kappel mit Zwingli. Damals hatte der Jüngling nicht mehr als fünfzehn Jahre, zugleich lag er krank an einem An-

(*) Man sehe Geßners Biblioth. univerſ. ſ. 179. b. folg. Simleri Vitam, ſ. 4. a. wie auch Schmidlins Geßnersche Lebensbeschreibung.

fall von Wassersucht, wovon er sich allmählich wieder erholte. Da ihn die Mutter nicht länger zu unterhalten im Stand war, so entschloß er sich nach Straßburg zu gehen. Daselbst dienete er als Famulus bey Wolfgang Fabritius Capito (*); bey diesem erhielt er Unterricht in der hebräischen Sprache; um den Unterhalt desto besser zu finden, gab er Privatlectionen. Alles dieses, nebst einem kleinen Stipendium von Zürich reichte nicht hin. Anstatt sein Gehalt zu vermehren, wollten ihm die zürcherschen Chorherren auch das Wenige, was ihm zugekennt war, wieder wegnehmen, wofern er nicht nach Hause zurückkehren würde. Nothgedrungen kam er also zurück. Daselbst erhielt er das Gehalt wieder, mit Befehl zur Fortsetzung der Studien nach Frankreich zu gehen. Sein vormaliger Freund und Beföderer J. J. Ammann glaubte in ihm Anlagen zur Arzneykunst zu bemerken und empfahl ihm dieses Studium (**). Er reisete also mit Joh. Frisius, den er von dieser Zeit an brüderlich liebte, nach Bourges (***). Da auch da sein zürchersches Gehalt zu kurz war, so nährte er sich abermal durch Privatunterweisungen. So wenig klagte er über dieß mühselige Geschäft, daß er es vielmehr als Uebung für seinen eignen Geist ansah. Vorzüglich wälte er zur Erklärung unter den griechischen und lateinischen Schriftstellern diejenigen, welche

---

(*) S. Geßners Biblioth. univers. wie auch die Eloges des Hommes illustres von Teissier, T. II.

(**) S. Geßners Zueignungsschrift zu dem Catalogo plantarum quadrilingui.

(***) Auch dessen Sohn liebt er als Vater. S. seine Briefe, B. III. s. 104.

von der Naturlehre handelten. In seinem achtzehnten Jahre begab er sich nach Paris, dem Mittelpunct aller litterarischen Schätze. Indeß gesteht er selber, daß dieser gelerte Ueberfluß seinen Geist schwankend gemacht habe (*). Die Früchte von solchem zerstreuten Studieren in Vergleichung mit denjenigen, welche ein ausschliessendes, gleichförmig anhaltendes Studium hervorbringt, scheinen jenen Früchten sinnlicher Ausschweifung in Vergleichung mit solchen zu gleichen, welche in gesetzlicher, ehlicher Verbindung erzeugt werden, mehrentheils übel gepflegt und verworfen. Wenigen gelingt es wie Geßnern, aus dem Labyrinth mit Ariadnens Faden glücklichen und sichern Ausgang zu finden.

In Paris gerieth er mit Steigern in genaue Bekanntschaft. Nachdem dieser zu Bern zur Würde eines Schatzmeisters gelangt war, erhielt er von Geßnern die Zueignungsschrift zu dem Anhang seiner Geschichte der vierfüssigen Thiere, welche zu Zürich im J. 1554. bey Froschauer gedruckt ist.

Von Paris gieng er über Holand nach Straßburg. Nun ward er von dem zürcherschen Schulrath wieder nach Hause gerufen. Daselbst verheyratete er sich, als er kaum zwanzig Jahre alt war. Seine Gattinn überlebte ihn, ungeachtet sie von täglichen Gichtern und von allerley Geschwüren unaufhörlich geplagt war (*). Auf-

---

(*) Bibl. univerſ. pag. 100. und Moreri Dict. T. IV. f. 279.

(**) Bibl. univ. f. 108. wie auch seine Briefe hinten an Bauhinus Schrift de plantis a divis sanctis nomen habentibus, ferner die Briefe an Haltzach, B. III. f. 85.

ſerdem daß er von einer kränkelnden, verdrüßlichen Gattinn vieles auszuſtehn hatte, ſah er ſich noch überdieß in den Schulſtaub niedergedrückt; bey allem dem war ſein Schulgehalt ſehr klein. Ob er gleich die meiſte Zeit des Tages mit dem Donat zubringen mußte, ſo fand er nichts deſto weniger immer noch einige Stunden zu ſeinen mediciniſchen Studien; dieſe verwendete er auf Verbeſſerung der Stadtapothecken. Solche unverdroßne Bemühungen vermochten endlich den Senat, daß er den Schuldienſt aufgeben und mit Beybehaltung des bisherigen Stipendiums nach Baſel gehn durfte, um daſelbſt ſeine Arzneywiſſenſchaft zu erweitern. Da die vorzüglichſten Geheimniſſe dieſer Wiſſenſchaft in den Werken der Griechen verwahrt lagen, ſo ſuchte er ſeine griechiſche Sprachkänntniß zu vergröſſern. Um deſto beſſer ſeinen Unterhalt und den Unterhalt ſeines Weibs zu gewinnen, unternahm er die verbeſſerte Ausgabe eines griechiſch-lateiniſchen Wörterbuchs; daſſelbe vermehrte er aus dem griechiſchen Wörterbuch des Phavorins (*). Indeß war auch ſein litterariſches Leben nicht weniger als ſein haüsliches mit Verdrüßlichkeiten begleitet. Ohne ſein Wiſſen nämmlich ließ der Buchhändler nur den einen Theil der Geßnerſchen Zuſätze drucken; da derſelbe bald hernach ſtarb, ſo gieng der übrige Theil von Geßners Arbeit verloren. Auch ward aus Neid und Dummheit einiger Cenſoren, die ſich gelehrt dünkten, vieles ausgemärzt und verurteilt, als wärs von Geßnern geweſen, da es doch dieſer aus Phavorin, Heſychius, Suidas

(*) S. Geßners Brief über ſeine herausgegebenen Schriften in Simlers Lebensbeſchreibung.

u. a. entlehnt hatte. In nachherigen, wiederholten und vermehrten Ausgaben ward der Schaden vergütet.

Kaum war Geßner ein Jahr lang in Basel, so ward er von den Bernern als Lehrer der griechischen Sprache nach Lausanne berufen. Bey grösserer Musse edirte er nunmehr einige medicinische Schriften, theils von ihm selber verfertigt, theils aus dem griechischen übersetzt. Nicht länger als drey Jahre blieb unser gelehrter Avantürier in Lausanne, als er schon wieder auf Antreib des zürcherschen Schulraths, seinen Lehrstul verließ (*). Seine unersättliche Wißbegierde zog ihn jzo nach Montpellier. Daselbst nahm er in anatomischen und botanischen Känntnissen ungemein zu. Sonderheitlich sammelte er sich einen Schatz von Meer- und Wasserpflanzen, um derentwillen er im J. 1541. die Ufer des mittelländischen Meeres besuchte (**). Bey dieser Gelegenheit gerieth er in Bekanntschaft mit Rondelet und Joubert. Sein Gefehrte auf der Rückreise war Leonard Rauwolf, welcher wegen seiner botanischen Reisen so berühmt ist. Bey seiner Zurückkunft in Helvetien machte Geßner einige physicalische Wallfahrten an die Ufer des Rheines und auf die benachbarten Gebürge. Wegen seiner medicinischen Verdienste ward er nunmehr zu Basel im fünf und zwanzigsten Jahr seines Alters mit dem Doctorhute beehret. Hierauf ward ihm in Zürich die Ausübung der Arzneykunst gestattet und zugleich der Lehrstul der Philosophie anvertraut. Ununterbrochen

(*) S. seine Einleitung zum Stobäus.

(**) S. Geßners eignen Bericht in dem Codex Kentmannian. wie auch sein Buch de fossilibus, f. 136.

stand er vier und zwanzig Jahre lang diesem Beruf vor. Während dieser Zeit edirte er von Jahr zu Jahr eine beynahe zallose Menge Bücher in den verschiedensten Fachen. Bey allem dem fand er immer noch Zeit zu verschiednen, litterarischen Reisen. Nachdem er die Seltenheiten der Natur auf den savoyschen Gebirgen studirt hatte, gieng er im J. 1545. nach Venedig. Daselbst borgte er aus dem Bücherschatze des kaiserlichen Gesandten Mendozza verschiedene griechische Codices, die er nach seiner Zurückkunft in Zürich, entweder zuerst, oder doch von neuem und mit seinen Anmerkungen herausgab. In demselben Jahr gieng er nach Augspurg, wo er beym Graf von Fugger mit dem nachherigen, kaiserlichen Leibarzt Amerfort an gleichem Tisch aß. Bey seiner Heimkunft edirte er im J. 1545. seine Universalbibliotheck; nicht bloß ein unfruchtbares Bücherregister; sehr oft findt man darinn den Hauptinnhalt der angezeigten Werke; zuweilen Auszüge und Proben der Schreibart; auch Censuren der Kunstrichter. Da es indessen weit leichter ist, in einem solchen Werke Fehler zu finden, als ein solches zu schreiben, so darf es wenig befremden, wenn es hin und wieder Tadler gefunden (*).

Während daß diese Bibliotheck herauskam, arbeitete er eifrig an seiner Geschichte der Thiere, die er als ein andrer Aristot, und zwar ohne Unterstützung eines Alexanders zu Stand brachte.

(*) Man sehe Morhofs Polyhist. S. 199. Pope Blount Censf. cel. viror. S. 661. Kästners Biblioth. Medic. S. 54. Teissier Eloge des hommes savans, S. 201.

In der Zwischenzeit gab er bey Froschauer die theologischen Samlungen der beeden Mönchen Antonius und Maximus, die Aphorismen des Abt Maximus, die Institutionen des Theophils und die Rede des Tatians, grossenteils aus Handschriften, und in Latein übersezt, heraus. Bey allem dem vergaß er seiner Lieblingswissenschaft, der Arzneykunst, so wenig, daß er zu gleicher Zeit ein Werkgen von den Purganzen und Brechmitteln edirte.

Im J. 1549. war der lezte Band seiner Universalbibliotheck vollendet. Mit dem zwanzigsten Buch, besonders der Arzneykunst gewiedmet, blieb er zurück und war noch damit sechszehn Jahre lang als mit seiner Lieblingsarbeit beschäftigt. Niemals ward sie völlig zu Stande gebracht (*). Den Mangel mag einigermassen sein Fragment des Stobäus und Galens Ausgabe vergüten. Wenn auch hie und da in den Geßnerschen Schriften die Anmut und Genauheit eines Klein, Linné, Hallers u. a. vermißt werden, so muß man, ausser dem Unterschied des Zeitalters, auch noch überdieß Geßners haüsliche Unbequemlichkeiten betrachten. Sehr naiv beschreibt er selber seine beschweerliche Lage in folgenden Worten:

„Nun soll ich auch noch meiner Schriften gedenken.
„Von diesen muß ich überhaupt sagen, daß sie nicht so
„vollkommen sind, als sie seyn sollten oder hätten seyn
„können, wenn ich sie bey Hause mit mehr Musse hätte

(*) S. Kästners Biblioth. medic. s. 46. wie auch Geßners Biblioth. in seinem eignen Artikel.

„ überarbeiten und wie der Bär seine Jungen lecken oder
„ einige Jahre lang auf die Seite legen können. Dieß
„ erlaubten meine enge, haüsliche Umstände damals so
„ wenig als jzt; denn ich und meines gleichen sind ge-
„ zwungen, ums Brod zu schreiben. Zwar nicht alle,
„ die Tagtäglich Mißgeburten zur Welt bringen und
„ ihre unreifen Producte dem Buchhändler verkaufen,
„ sind so ehrlich, es zu gestehn. — Mir aber ist weder
„ am meinem eignen Ruhm noch an dem Interesse der
„ Buchhändler so viel als an meiner Freyheit im Re-
„ den gelegen; vor allem aus kleidet sie diejenigen am
„ besten, die sich anmassen, über andre Bücher zu ur-
„ teilen. Dieß sag ich, um den Lesern zu zeigen, daß
„ es mir weder an Mut, noch Treu, noch Fleiß fehle,
„ sondern daß Mangel an Lebensunterhalt, dem ich
„ durch eilfertige Arbeit zuvorkamm, mir nicht Zeit ge-
„ lassen haben, meine Schriften zur völligen Reife zu
„ bringen. Also bit ich um Nachsicht wegen meiner Ar-
„ beiten, die ich meistens herausgab, um den zwo Göt-
„ tinnen, der Dürftigkeit und der Not, zu huldigen.
„ Zur Ablehnung indeß gänzlicher Geringschäzung, darf
„ ich gleichwol behaupten, daß ich mich keiner meiner
„ Bemühungen, die gewiß diesen Namen verdienen,
„ zu schämen Ursache habe u. s. w. “ — Merkwürdig
ist es, daß obige ganze Stelle in seinem eigentümmli-
chen Exemplar, welches sich in Herrn Chorherr Stein-
brüchels Museum befindt, von Geßners Hand selber rein
ausgemärzt ist.

Ausser den gelerten Reisen, deren wir oben erwähn-
ten, that er auch noch verschiedene Reisen durch Teutsch-
land. Da er aber nach Straßburg gekommen und auf

dem Rheinstrohm nach dem Meer zu schiffen gesinnt war, trieben ihn die Flammen des teutschen Krieges wieder nach Hause. Auch seine kränkliche Leibesbeschaffenheit fieng an, ihn an fernern, weitlaüftigen Reisen zu hindern.

Ungefähr im J. 1552. war es, daß er unter verdecktem Namen, und hernach mit Zusätzen unter eignem Namen den Thesaurus de remediis secretis herausgab. — Zu Kybers Ausgabe des Hieronymus Tragus schrieb er eine Einleitung über die botanischen Scribenten so wol unter den Römern und Griechen als unter den Arabern und den neuern Europäern. Der Kredit dieses Werkes ermunterte den Buchhändler Richelius (*), daß er Geßnern zur Unternehmung neuer, botanischer Reisen Geld vorstreckte.

Während dieser Zeit gab er auch eine Schrift heraus von den Bädern in der Schweiz und in Teutschland. Ueberal verlor er keine Zeit, sich auch in der Ausübung als geschickten Arzt zu beweisen. Dadurch erwarb er sich im Vaterland das Amt eines Stadtarzts. Nunmehr ruhte er nicht, bis unter obrigkeitlichem Ansehn die Aerzte der Stadt in ein Collegium zur Besorgung der Gesundheit des Volkes vereiniget wurden.

Wenige Jahre hernach übergab er dem Senate folgende Bittschrift:

(*) S. Briefe an Leonard Fuchs, B. III. s. 138.

„Herr Burgermeister!

„Nun by IIII. Jaren ungefer, wie ir mine Herren
„mich annamend zu üwerem Stattarzet, da zeigt ich
„an, wie daz ich mancherley Kosten hette, Ueberfal
„von fremden Leuten, sunderlich aber vil armen Frün-
„den, namlich von miner alten, lieben Mutter, die
„alle miner Stür und Hilf bedörftend, derohalb ich by
„der Besoldung, so mir geordnet, nit möchte bestahn,
„besunder diewyl ich von der Arzney gar schlechten
„Gewünn hatte und niemand nit hiesche noch nähme,
„dann was mir Eeren-lüt von jnen selber gutwillig
„gebent: wurde also genötet nebetzu hin mit Büche-
„ren in Truck zu schryben, etwas zu gewünnen, wie
„wenig das wäre: und diewyl dasselbig Schryben so
„gar vil Zyt, Müe und Arbeit bruchte, zeigt ich an,
„werdent Jr min Herren nit wol mit mir versorget
„syn. Wo ir aber mich gnädicklich betrachten woll-
„tend und mir vonwegen miner Letzgen, die ich in der
„Schul zum Münster wie ein anderer Läser täglich
„zu versehen habe, auch so vil lassen werden als eim
„andern, und nit sunders mit mir machen, so wölte
„ich nit wyter begären und dazü mich fürderlich aller
„andern Geschäften abtun, damit ich mit allem Flyß
„gar und ganz uff die Artzny üwer Statt und jeder-
„mann mit zedienen begäben möcht. Doch hießent ir
„min Herren mich also fürfahren; dagegen ich dazu-
„mal nit wyter handlen wollt, diewyl ich noch etwas
„zuschryben verheissen und noch nit davon ledig was.
„Nun izt aber bin ich von Gottes Gnaden ganz ledig
„uff dießmal, zeigen hie und schencken Uech min gnä-
„digen Herren von den Bücheren, davon ich von XX

„ Jaren her wol XII so groß im Truck ußgan lassen
„ — dises das letst, welches ich geschryben han, von
„ allen Fischen und anderen Thieren, die im Meer und
„ andern Wassern läbend mee dann sibenhundert, mit
„ Form und Gestalt eines jeden wie es ist und lebt im
„ Wasser natürlich abgemalt und conterfeetet: darüber
„ wie vil Zyt, Kosten und Müe mir gegangen sye, ist
„ nit zuermässen. Vormals han ich auch von andern
„ Thieren, die uff der Erden läbend, glych ein sömlich
„ Buch lassen ußgan vnd Uech minen gnädigen Herren
„ dasselbig zugeschryben; das jtzig dem Keiser Ferdi-
„ nando, nit von mir selber, sunder durch vielfaltige
„ Briefe und andere Mannungen siner obersten Docto-
„ ren und Arzten dahin bewegt. Verhaffen auch söm-
„ lich sollen üch min Gn. Herren nitt missfallen, sun-
„ der eerlich syn und by keiserlichen Majestät ettwas
„ Gunsts und Liebe gägen Uech bringen. Was ich wy-
„ ter für Bücher an Tag gäben hab, von allerley nütz-
„ lichen und guten Künsten, und ob dieselben in allen
„ Landen, by allen Gleerten und verständigen Lüten
„ nützlich und eerlich gehalten werdend, kan ich vnd se-
„ zen an mine Herren die Gleerten hie, das sy darüber
„ urteilend, will jro nit wyters gedencken.

„ Nun aber will mir die Sach zu schwär werden,
„ und mine Aempter danäben, wie sich gebühret, ver-
„ sehen, nit wol mer müglich: darzu bin ich nit star-
„ ker Natur und nümmen jung, und eines so bläden
„ Gesichtes, daß ich sömmliche langwirrige Arbeiten nit
„ wol mer erträgen mag. Derohalb, günstig, gnädig,
„ lieb Herren und Väter, das ich nit genötet werde,
„ wiederum sömmlich Arbeiten uff ein nüwes uff mich

„ zu nehmen (by denen ich doch gar kleinen Gewinn
„ han, muß schier so vil Kosten han Bücher zu kaufen,
„ und so ich etwas ußgan laß, denen so mir allenthal-
„ ben etwas zuschicken und helfent, als ich Lon davon
„ empfahen,) so bitt ich üwer Gnad abermals, sy wölle
„ mich gnädigklick und väterlich bedenken, so will ich
„ mich von da an sömlich Schrybens und andrer Ge-
„ schäften abthun, mich überal mit allem Flyß und
„ Trüw uff die Arzny ergäben, mee dann ich bißher
„ nit that. Ich han Uech doch by XX Jaren gedient
„ und in der Juget gar wenig kostet, han mich allweg
„ by kleinen Besoldungen gerne gelitten, wötte es noch
„ wyter gern thun, so es mines Vermöges wäre. Auch
„ das ich by Uech minen Herren, meinem Vaterland
„ und miner Religion blyben möchte, han ich in tüt-
„ schen und wälschen Landen gute Stände zum Theil
„ ghan und uffgäben, zum Theil nit wöllen annehmen
„ (wie ettlich miner Herren wüssen, da mich vor etwas
„ Jaren Herr Antoni Fucker gon Augsspurg beschickt,)
„ zweifelte nit, ich würde auch by keiserlicher Majestät
„ durch Anlaß jtzund dieses Buchs ein fürnemmen Stand,
„ es wäre zu artznen oder zu läsen und leren, wol über-
„ kommen. Aber mein Herz stat allein zum Vaterländ.
„ Mir ist wol zu wissen, das jr mine Herren vor we-
„ nig Jaren ein Doctor der Arzny von Memmingen, so
„ er zu Uech kummen wollte, ein Theil vom Gstift bym
„ Münster anbottend: doch wollt er sin Heimen nit
„ verlassen: warum wottend Jr den üwerem Burger,
„ der syner Kunst, Flysses und Trüwe wol so gute
„ Kundschaft mag uffwüsen, auch nit geneigt und gün-
„ stig syn? Umb so vil mee diewyl ich auch das Ampt

„ der

„ der Ler und Lezgen darzu versich, von welchem die an„dern Läser allein sömlich Besoldung empfahen. Ob „aber ich dieselbig recht versehen könne und ob ich das „thue, und ob es von nöten sye, mögent Jr von den „Gleerten und Schulherren erforschen. Nun ist auch „eine Berüfung eines Stattarztes mitt mee Beschwär„den beladen, dann es vor nie gsyn. — Nun bin ich „zu disem allem willig, und so es von nöthen wäre, „auch zu anderm und grösserem. — Ob aber etwar „unter Uech meinte, ich wäre wolhabent genug, die„wyl ich jzt mine Bhusung genüwert und gebowen „hätte, der soll wissen, daß ich kein rechte Kammer „im Huß han ghan und zum Theil han müssen bau„wen, deßthalb ich noch in grossen Schulden bin. — „Die jüngen Doctoren, die in üwer miner Herren Be„soldung jzt in Jtalien sind, von denen ich vil gutes „hören, werden ob Gott will durch mine Fürderung „nüt gehindert, und werd ich in Kurzem ein anderu nd „besser Leben überkommen und jnen von disem Zytli„chen wychen. u. s. w.“

Auf diese Bittschrift, welche von seinem väterlichen Freund Bullinger unterstützt wurde, erhielt er endlich die Einkünfte eines Canonicates und arbeitete weiter mit unermüdetem Fleisse.

Ausser einer Menge medizinischer und chirurgischer Schriften gab er nun auch seinen Mithridates heraus. Die erste Ausgabe ist, nach Teissier, vom J. 1558. Diese Schrift verbindt mit ungeheurem Sprachschatz sehr scharfsinnige Bemerkungen über die Philosophie der Sprachen. Auch zur Veredlung und Verfeinerung der

teutschen Muttersprache findt man da lehrreiche Winke. „Wenn unser Idiom, sagt er, wenig zur Verfertigung „harmonischer Gedichte geschickt ist, so kömmts unter „anderm daher, daß wir zu viel einsylbigte Wörter „und zu viel Mitlaute an den Endungen haben; da- „her entstehn allzu haüfige, mühsame Zwischenraüme „und Klüfte von einem Worte zum andern; auch „können weniger Cäsuren angebracht werden.“ — Hierauf empfiehlt er, anstatt des Reims, reimlose Hendecasyllaben und Hexameter, wovon er von seiner eignen Arbeit Proben und Beyspiele anführt.

Im J. 1556. war Geßners Aelian im Drucke erschienen; auch schrieb er einige diätetische Abhandlungen und eine besondere Schrift gegen die abergläubische Beobachtung der Kalenderzeichen beym Aderlassen. So wol seine gelerten Bemühungen als seine Krankenbesuche stürzten ihn in ein gefährliches Fieber; dasselbe griff zugleich sein Gehirn an und schwächte den ganzen Körper. Nach lang anhaltendem Nasebluten ward nach und nach seine Gesundheit wieder hergestellt. Hierauf verwandte er alle Zeit und Kräfte auf Samlung und Zeichnung der Kraüter. Im J. 1558. edirte er sein botanisches Schreiben an Guilandinus, ferner Antonius Betrachtungen, wie auch das vierdte Buch seiner Geschichte der Thiere, welches die Historie der Fische beschreibt und dem Kaiser Ferdinand zugeeignet ist.

Je mehr Geßner von den Ausländern und besonders auch von dem Kayser selber geschätzt wurde, desto mehr stieg auch sein Ansehn bey den Mitbürgern. Um diese Zeit ward sein Einkommen so vermehrt, daß er einen geraümigen Saal mit fünfzehn Fenstern bauen konnte.

In diese Fenster ließ er nach gewissen Klassen die Arten und Gattungen der Fische und andrer Wasserthiere in Glas malen. Auch hatte er sich ein vortrefliches Naturalien-Cabinet, besonders allerley Metalle, Mineralien, Edelsteine gesamelt. Der größte Theil dieser Seltenheiten ward ihm von gelerten Freunden, besonders auch von Kentmann geschenkt. So groß indeß die Anzal seiner Freunde und Verehrer geworden, so war doch auch hier die Eifersucht eine Begleiterin des Ruhmes. Da nämmlich Geßner hie und da von Matthiolus abgieng, so ward er von diesem mißhandelt. In seiner Schrift de Aconito suchte er sich zu verthaidigen; aus mancherlei Ursachen aber blieb diese Schrift lange zurück, bis sie endlich Caspar Wolf herausgab.

Das sitzende Leben verursachte Geßnern Nierenschmerzen; durch eigne Heilmittel wußte er sich gleichwol vor der Erzeugung des Steins zu verwahren. (*) Auch suchte er Erleichterung durch Reisen. Bevor er eine neue Reise antrat, gab er im J. 1559 Hannons Schiffart heraus mit critischen Anmerkungen über die Gültigkeit dieses alten Denkmals. (**)

Im J. 1559. ward er von Kaiser Ferdinand, der sich aufm Reichstag zu Augspurg befand, durch die kaiserlichen Leibärzte Alexandrinus und Amerfort zu einer Unterredung mit diesem gekrönten Beföderer der Gelehrsamkeit eingeladen und von demselben sehr gnädig em-

---

(*) S. die Briefe an Hospinian, B. III. s. 102.
(**) S. Bougainville im XXVIten Band der Mem. de l'Acad. de Inscript.

pfangen. — Damit das Ende dieses Jahres nicht unfruchtbar hingehen möchte, übersetzte er noch des Xenocrates Abhandlung von den Narungsmitteln aus Wasserthieren; diese Schrift begleitete er mit dem Buch des Janus Dubrauius von den Fischen.

Im J. 1560. legte er nach dem Beyspiel seines botanischen Freundes, Didymus Obrecht in Straßburg, einen kostbaren und weitlaüftigen botanischen Garten an. In diesem Jahr spürte er neue Schmerzen in den Hüften; auch an dem rechten Knie lidt er sehr stark; er konnte weder stehn noch sitzen und schrieb nicht ohne Mühe. Die meiste Erleichterung fand er, wenn er das Knie im Rauch und Dampf von angezündter aqua vitæ rieb und sich seiner eignen Brechmittel bediente; dadurch erhielt er auch Linderung von einem Geschwür, das unter den Hüften ausbrach. Nach Verminderung der Schmerzen entstand eine Schweerfälligkeit in den Gliedern. Auf dem Gebrauch der Bäder zu Baden befand er sich so wol, daß er wieder zu gehen im Stand war. Im J. 1561. bediente er sich des Bündtnerschen Bades, und es gelang ihm, mit dem Bürgermeister Tscharner von Chur auf die rhätischen Gebirge zu klimmen, um daselbst Kraüter zu sameln. In dieser Zeit gab er den Val. Kordus bey Richel in Straßburg heraus. Je mehr unser Geßner mit den Geheimnissen der Natur vertraut war, desto mehr gelangs ihm, den Aberglauben des Zeitalters zu beschämen; dieß that er unter dem verdeckten Namen des Conrad Bolovesus Fridemontanus in der Geschichte und Erklärung des Blut- und Feuerregens, der sich in Teutschland gezeigt hatte.

Je mehr Geßner selber groß war, desto eifriger war

er, auch andre zu sich zu erheben. Seinen Mitbürger, Josias Victor oder Maler, Prediger zu Elb, unterstützte er bey desselben Verfertigung eines teutschen Wörterbuches. Dasselbe ward im J. 1561. bey Froschauer gedruckt; immer die hochteutschen Benennungen mit schweizerschen begleitet; ungemeiner Reichtum an Wörtern voll Anmut und Stärke, welche seither verloren gegangen. In Conrad Geßners Einleitung zu diesem Werke sehn wir, wie wichtig diesem grossen Polyhistor das Studium der Sprache, und besonders auch der Muttersprache gewesen. Zugleich gedenkt er eines andern Wörterbuches von seinem ehmaligen Lehrer zu Straßburg Peter Dasypodius. In diesem Zeitraum edirte Joh. Serranus zu Nürnberg eine Sammlung teutscher Synonimen. Um die Benennung und Beschreibung der Thiere und Pflanzen hat Geßner grosse Verdienste. Am Ende der Einleitung zu dem malerschen Wörterbuch wünscht er, daß sich irgend ein Gelerter zur Verfertigung einer teutschen Bibliotheck verstehn möchte. Zugleich anerbeut er dem Unternemmer seine zalreichen Collectanern über teutsche Schriften und Bücher, welche leyder seither verloren gegangen.

Im J. 1562. gab Geßner den Galen mit critischen Anmerkungen heraus, wie auch den Cassius, mit Schneebergers, seines Mitbürgers, Anweisung zur Heilung der Pestseuche. In dem folgenden Jahr sah er sich genötigt, mit seinem kranken Weibe wieder nach Baden zu gehn. Des Morgens trank er das Badwasser; nachmittags bediente er sich des Bades; auch wusch er sich mit einem eingetauchten Schwamme das Haupt. Zum Zeitvertreib veranstaltete er eine Ausgabe von Xenophons

Schrift de venatione und von Ardoyns Büchern über die Giftarten. Auch schrieb er eine Epistel an den Engländer, Wilhelm Turner, um ihm von seinen bisher herausgekommenen Schriften Nachricht zu geben. — Der Augspurgische Arzt Moibanus sandte Geßnern unmittelbar vor dem Hinscheid den commentirten und verbesserten Dioscorides, welchen nunmehr derselbe herausgab. Allen Gewinnst von dieser Arbeit überließ Geßner Moibans Erben. Auf Verlangen edirte er auch eine neue und vermehrte Ausgabe von Cordus Werken, wie auch von Jodocus Willichius Magirica und die Schrift de Anima.

Im J. 1564. erhielt er durch Vermittlung der kaiserlichen Leibärzte den Adelsbrief, und zwar, da er selbst keine Kinder hatte, für die Nachkommen seines Oheims, des Zunftmeister Andreas Geßners. Zugleich erhielt er von dem Kaiser einige Bezoarsteine zum Geschenk, welche man damals für äusserst selten ansah. In seinem letzten Willen vermahnt er seine Verwandten, daß sie diese Ehre als Ermunterung zu allem Guten, und besonders zu den Künsten und Wissenschaften betrachten. Zu diesem Ende hin legirte er 100. fl. zu einem Fond für Studirende aus der Geßnerschen Famillie; auch befahl er, daß alljährlich die ganze Famillie bey einem Liebesmal sein Andenken feyre.

Ungeachtet Geßners Leibesbeschwerden sich immer vermehrten, so gelangs ihm gleichwol nach wiederholter Bade-Cur, daß er im J. 1564. einige Gebirge in dem Kanton Schwytz zu ersteigen im Stand war. — In diesem Jahr verlor er auch seine achzigjährige Mutter; immer hatte er sie aufs zärtlichste gepfleget, und ungeachtet

ihres hohen Alters, gieng ihm ihr Verlust noch sehr nahe. (*) — Um diese Zeit kam die Pestseuche von Basel nach Zürich. Von derselben wurden mehrere seiner Landsleute, unter anderm auch Theod. Bibliander hingeraft. Bey dieser Gelegenheit schrieb Geßner über die Beschaffenheit und Heilart der Pestseuche; ungeachtet er selber unverdrossen die Kranken besuchte, blieb er doch dieses Jahr von allem Anfall der Krankheit befreyt. Indeß hielt ers für Vorahnung seines herbeyrückenden Todes, als ihm im Traume vorkam, er werde von einer Schlange gebissen, deren Biß er als Vorboten der Pest ansah. (**) Bey allem dem war er beym Krankenbethe seines Bullingers so fleissig, daß dieser von der gefärlichsten Krankheit wider hergestellt wurde.

So traurig also das vergangene Jahr sich geendigt hatte, so viel Freude brachte Geßnern der Anfang des Jahres 1565. Von Kentmann, Zwinger, Joach. Camerarius, Leonhard Ravwolf ward er mit den größten Naturseltenheiten, besonders mit allerley fremden Pflanzen beschenkt.

Mitten unter weit aussehenden, litterarischen Entwürfen, unter welchen ihm die Historie der Pflanzen die angelegenste war, empfand er je länger je mehr, daß

(*) S. Epist. L. III. f. 107. Brief an Theodor Zwinger, wie auch an Jo. Bauhinus, f. 136 und B. I. f. 20. an Joh. Crato u. a.

(**) S. Epist. L. I. f. 35. Brief an Achill Pirm. Gassarus. Ob man diese Vorahnung als Rest des Aberglaubens oder als physische Vorempfindung ansehen müsse, hierüber lese man die Schrift von den Ahnungen und Visionen, Leipzig 1777 S. 260. folg.

sein irrdisches Leben zum Ende nahe. (*) Den neunten Christmonat dieses Jahres ward er von einer Krankheit angegrieffen; auf der linken Seite gleich über dem Herzen zeugte sich eine kleine Beule; so gefärlich der Ort war, so wenig beunruhigend schien anfangs die Krankheit, da mit derselben weder Kopfschmerzen noch Fieber, noch andere Symptomen verbunden waren; auch fühlte er keine grosse Schwachheit des Cörpers und mußte nie liegen. Indeß betrog er sich selbst nicht; er rief seine Freunde zu sich und schloß sein Testament. Einiges legirte er der Gattinn; anders seinen Schwestersöhnen; zur Haupterbin erklärte er seine einzige noch lebende Schwester. Damit von seinen gelerten Schätzen nichts verloren gehen verkaufte er alles in billigem Preise an seinen ehmaligen Schüler und nunmehrigen Freund und Collegen, Caspar Wolf. Mit diesem unterhielt er sich in der letzten Krankheit sehr oft von seinen litterarischen Arbeiten, besonders auch von seiner Pflanzengeschichte, die ihm am meisten am Herzen lag. Die übrigen Stunden brachte er mit seinen Seelsorgern, Hein. Bullinger und Joh. Simler zu. An dem fünften Tag nach dem ersten Anfall der Krankheit glaubte er, einige Besserung zu spüren und schickte die Freunde, welche des Nachts bey ihm wachen wollten, zur Ruhe. Um eilf Uhr aber empfand er sein schnell heranrückendes Ende; er rief seinem Weib und ließ sich in sein

---

(*) Wie philosophisch und christlich er seiner Auflösung entgegen gesehn habe, hievon lese man Epist. B. II. s. 62. Brief an Ad. Occo. B. III. s. 121. an Bened. Aretius und s. 104 an Jo. Hospinian.

Museum führen, wo er bald darauf in den Armen des Weibes sanft in dem Herrn entschlief, nachdem er nicht völlig fünfzig Jahre gelebt hatte. Seine Leiche ward in den Kreuzgang zum grossen Münster neben Jo. Frisius, seinem Herzensfreund, beygesetzt.

Zum Beschluß liefern wir aus seinem letzten Willen folgende Stelle:

„Weiter ist mein Begehr, daß der, welcher je meinen Wapen-Brief hat, järlich einmal, sönderlich bey Zeiten, vor der Winterkälte, die andern Geßner zu einem freundlichen Gastmal laden, so er des Vermögens ist; wo aber nicht, daß die, so es das vermögen, darzu helfen, oder sie alle, jedes ein Theil, etwas zusamentragen, und ein solches Mal nennen die Liebe. Denn sie dardurch zu aller Liebe, Freundschaft und Einhelligkeit sollen gegen einander erinnert und von dem ältesten darzu vermahnet werden; ja der ältest soll die andern berufen, und so er wüßte, daß etlich gegen einander etwas Neid, Häß oder Zweytracht trugen, soll er verschaffen, daß sie sich vorhin begeben zu Einhelligkeit oder Versühnung; wo nicht, so sollen sie bey diesem Mal gar nicht erscheinen, und von ihnen allen als widerspennig und ungehorsam, und dieser Liebe auch noch in ihrer Gesellschaft unwürdig geschätzt werden, als die nicht christenlich handeln oder leben.

„Zu diesem Mal hab ich auch geordnet und gemacht einen übergoldten Becher, samt einem Deckel, wigt auf 15. Loth, welchen ich von meiner Mutter sel. Agatha Frickin ererbt habe; sie aber von dem

„ Herrn Hans Fricken sel. ihrem Vettern, weiland Ca-
„ planen hie zu Zürich, welcher auch mich von Kind
„ auf zu ihm genommen, erzogen und zur Schule ge-
„ förderet hat. — Dieses Trinkgeschirr soll der älteste,
„ der den Wapen- und Zinsbrief hat, auch behalten,
„ und seinen in der obbenannten Handschrift, die er dem
„ ältesten noch ihm geben soll, gedenken, und soll es
„ nienen brauchen, dann in obgenanntem Mal, so sie
„ zusammen kommen, und in aller Liebe, Freud und
„ Freundschaft mit einander essen und trinken, wie es
„ sich geziemet, als die nicht nur von Fleisch und Blut,
„ sondern im Herrn Christo und wahrer Erkänntniß und
„ Liebe Gottes einander verfreundet und verpflichtet sind;
„ und sonderlich sollen aus diesem Trinkgeschirr mit ein-
„ ander trinken die, welche etwan Zweytracht gegen ein-
„ ander haben, zu einer Zeugniß, solche abzulegen, und
„ christlich zu versühnen, von Herzen, ohne alle Gleiß-
„ nerey, damit sie nicht in die Strafe Gottes fallen;
„ und so auch etwan sonst im Jahr etwas Uneinigkeit
„ sich erheben wollte, und die gestillet wurde, sonderlich
„ durch Sorge und Fleiß der Aeltesten, mögen sie auch
„ auf ein Freundmal ohne allen Ueberfluß zusamentra-
„ gen, und das Trinkgeschirr brauchen; und sonst nim-
„ mer.

„ Zum letzten bitte und vermahne ich die alle, die
„ auf dieß Mal der Liebe zusamen kommen, daß sie und
„ ein jeder wenig oder viel, nach seinem Willen und
„ Vermögen, steuren dem Aeltesten, der den Zins der
„ fünf Gulden einnihmt, (*) damit wo die fünf Gul-

(*) In seinem letzten Willen hatte Geßner durch Beysteuer den Grund zu einem Familienfond für Unterstützung armer Verwandter geleget.

„ den wenig bescheussen möchten, nach Notdurft der
„ Armen in unserm Geschlecht die Summe vermehrt
„ werde. — Wenn das Mal geschehn, soll der Aelteste
„ Gott dem Herrn Lob- und Danksagen, und aus dem
„ N. Test. etliche kurze Sprüche lesen zwey oder drey,
„ als da sind Matthäi am V. welche dienen, Fried,
„ Liebe und Einigkeit zu befördern; dazu ich auch ein
„ kleines Testamentli zu dem Wapen- und Zinsbrief ver-
„ ordnet. Demnach sie auch weiter zu Christlichem Le-
„ ben und Liebe vermahnen, damit ihnen Gott der All-
„ mächtig Gnad verleihe hie und dort. — Demnach soll
„ er ihnen fürhin bringen meine Figurenbücher der Thiere,
„ wie ich die alle drey in ein Buch zusamengebunden zu
„ dem Wapen-Brief verordnet habe, daß sie sich die zu
„ besehen belustigen, und durch mein Gedächtniß auch
„ ihre Kinder, welche tugentlich, zu der Lehre oder sonst
„ zu guten und ehrlichen Künsten und Uebungen erzeuhen.

„ Gott sey Lob in Ewigkeit durch Jesum Christum un-
„ sern Herrn, Amen!

„ Datum Zürich den 18. September 1564.

XVI.

Josias Simler (*).

Derselbe ward den 6 Winterm. 1530. zu Cappel, unweit Zürich, geboren. In dieser Abbtey war ehmals sein Vater, Peter Simler, Prior gewesen. Hernach trat er zu den Reformatoren und verheurate sich mit Verena Hauser. Er starb als reformirter Prediger den 9. Julius 1557.

Nachdem unser junge Simler in dem Kloster zu Cappel den ersten Grund zu den Wissenschaften gelegt hatte, kam er im J. 1544. nach Zürich. Daselbst studirte er unter Heinrich Bullingers besonderer Aufsicht. Im J. 1546. begab er sich nach Basel, wo er bey Conrad Lycosthenes beherberget wurde. Bey Cölius Secundus Curio genoß er Unterricht in der Wolredenheit, und bey Acronius in der Meßkunst. — Hierauf gieng er nach Straßburg. Noch hatte er sich nicht ausschliessend dem geistlichen Stande gewiedmet; vorzüglich beschäftigte er sich mit der schönen Litteratur. Nach zweyjährigem Aufenthalt in Straßburg, besuchte er mehrere von den berühmtesten Schulen. — Im Hornung 1549. kam er in

(*) S. Niceron, T. XXVIII. wie auch Adami, Teissier, Jo. Heinr. Hottinger, Stucki, Simler in Epitome Gesneri.

sein Heimat zurück. Conrad Geßner anvertraute ihm so gleich von Zeit zu Zeit seinen Lehrstul, und mit Beyfall hielt Simler astronomische, geometrische und algebraische Vorlesungen. — Im Jahr 1552. ward ihm die Auslegung des neuen Testaments aufgetragen. Hierauf wurde er den 28 März 1557. zum Diacon bey St. Peter in Zürich erwälet. Dadurch ließ er sich in seinen Vorlesungen über das N. Test. keineswegs hindern; auch übernahm er die theologischen Vorlesungen des Theodor Biblianders, nachdem dieser letztre, wegen hohen Alters, zum Lehrvortrag unfähig geworden. Nach Peter Martyrs Hinscheid ward unser Josias Simler zu seinem Nachfolger auf dem theologischen Lehrstul ernennt.

Lange Zeit hatte er grosse Plage von Steinschmerzen, einem angeerbten Uebel, welches sein ganzes Temperament zerstörte und seine Tage verkürzte. Er starb den 2 Jul. 1576. in einem Alter von fünf und vierzig Jahren. — Zweymal hatte er sich verheuratet; das erste mal im Jahr 1551. mit Elisabeth Bullinger, einer Tochter Heinrich Bullingers; sie starb kinderlos im Jahr 1563. Hierauf verheuratete er sich mit Magdalena Gualter; diese gebar ihm drey Söhne und eine Tochter, die ihn sämtlich überlebten.

Ungemein liebenswürdig war unsers Simlers Character; er war die Güte und Redlichkeit selber. Niemals ließ er sich zum geringsten Anfall von Zorn, und auch in den heftigsten Schmerzen niemals zu einigem Unmut verleiten. Bey mittelmässigen Glücksgütern war er gleichwol sehr mildreich und freygebig; jeder, dem er mit Rath und That beyspringen konnte, war ihm immer

willkommen, besonders aber die Fremden. Seine Unterhaltung war ungemein angenehm, und täglich wiedmete er freundschaftlichem Umgang einige Stunden.

Hier das Verzeichnis seiner Schriften:

1. Æthici Cosmographia, Antonini Aug. Itinerarium, Rutiliani Numatiani Itinerarium & alia varia Geographica: cum Scholiis Josiæ Simleri. Bas. 1575. in 12°.

2. De Helvetiorum Republica. Tig. 1574. 1577. 1608. in 8°. — It. Paris. 1577. in 8°. It. Lugd. Bat. Elzevir 1627. in 24°. Auch eine teutsche Uebersetzung, Zürich 1576. in 4to. und 1610. in 8°. eine neue Ausgabe, mit Leuen Zusätzen, Zürich 1756. in 4to. eine französische Uebersetzung, Paris 1579.

3. Vallesia & de Alpibus. Tig. 1574. in 8°. It. cum novis additionibus, Lugd. Batav. Elzevir. 1633. in 24°.

4. Oratio de vita Petri Martyris. Tig. 1563. in 4to.

5. — Vita Conradi Gesneri. Item Epist. Gesneri de libris à se editis. Tiguri 1566. in 4to.

6. Vita Henrici Bullingeri. Tiguri 1575.

7. Epitome Bibliothecæ Conradi Gesneri, conscripta primum à Conrado Lycosthene; nunc denuo recognita & plusquam bis mille Autorum accessione locupletata per Jos. Simler. Tig. 1555. fol. It. in duplum aucta, Tig. 1574. in fol. Hernach eine neue Ausgabe von Frisius im J. 1583.

8. Vocabularia rei nummariæ Ponderum & Mensurarum, græca, latina, hebraica, arabica, ex diversis Au-

toribus collecta & in ordinem alphabeticum disposita. Tig. 1584. in 8°. Nebst dem Werk des Dominicus Massari de Ponderibus & Mensuris medicinalibus.

9. Commentarius in Exodum. Tig. 1584. 1605. in fol.

10. Verschiedene Schriften Peter Martyrs und Bullingers, ins lateinische übersetzt und mit Zusätzen begleitet von Jos. Simler.

11. Scripta veterum latina de una persona & duabus Naturis Jesu Christi, adversus Nestorium, Eutychen & Acephalos olim edita, nunc annotationibus illustrata; cum Josiæ Simleri Narratione controversiarum de persona & naturis in Christo, Tig. 1571. in fol.

12. De vera Jesu Christi secundum humanam naturam in his terris præsentia. Tiguri 1574. in 8°.

13. Responsio ad duas Disputationes D. Andreæ Musculi, de vera, reali & substantiali præsentia corporis Christi in Sacramento Altaris. Tig. 1574. in 8°.

14. Orthodoxa doctrina de duabus in Christo Naturis, opposita Blasphemiis Simonis Budnæi, Lithuani. Tig. 1575. in 8°.

15. De æterno Dei filio & Spiritu S. adversus veteres & novos Antitrinitarios. Tig. 1568. 1582. in 8°.

16. Responsio ad librum Francisci Stancari contra Tigurinos de Trinitate & Mediatore Christo. Tig. 1563. in 8°.

17. Epist. ad Polonos de Controversiis circa Hæresim Valentini Gentilis de Trinitate. Genev. 1567.

18. Othonis Wertmülleri summa fidei, aus dem Teutschen ins lateinische übersetzt von Jos. Simler.

19. Henr. Bullingeri Adhortatio ad omnes in ecclesia Dei ministros, ut contentiones deponant, & solam veram in Christo fidem & vitæ emendationem annuntient; ex Germ. in Latinum versa à Jos. Simlero. Tig. 1572. in 8°.

20. Ad septem accusationis capita, quæ quidam inquieti in capita coacervant ministrorum Tigurinæ Ecclesiæ, H. Bullingeri Responsio, é germanico in latinum versa per Jos. Simlerum. Tig. 1575. in 8°.

21. De Principiis Astronomiæ. Tig. 1559. in 8°.

XVII.

XVII.

Rudolf Hospinian. (*)

In seiner Familie befanden sich grosse Märtyrer für Warheit und Vaterland. Sein Grosvater nämmlich war Hans Wirth, Vogt zu Stammheim im Zürchergebieth, dessen Geschichte Bullinger in der handschriftlichen Reformationsgeschichte erzälet. Laßt uns selbige im Auszug vorausschicken:

Als überal im Zürchergebiete die Reformation sich ausbreitete, wiedersetzte sich ihr gleichwol zu Stammheim der dasige Pfarrer und Dechant, Hans Adam Moser. Freywillig gestand er, daß er seit langen Jahren von der Warheit der reformirten Lehre überzeugt, allein zu öfentlicher Bekanntmachung derselben allzu furchtsam gewesen; nunmehr sey er zu alt, um eine neue Lehre zu predigen. Nach dieser neuen Lehre indeß war seine Pfarrgemeine äusserst begierrig. Auf ihre Bitte ward des Vogts Sohn, Meister Adrian Wirth, damaliger Diacon in Zürich, zur Verkündigung der evangelischen Wahrheit nach Stammheim gesendet. Voll Mißgunst und Eifersucht, widersetzte sich ihm der alte Pfarrer und verklagte ihn bey dem thurgauischen Landvogt. Auf Be-

(*) S. Niceron T. XXXVIII. Bayle und Bullingers handschriftliche Reformationsgeschichte.

fehl dieses letztern mußte Meister Adrian die Stelle verlassen. Unterweilen ward selbige von seinem Bruder, Hans Wirth, Caplan zu Stammheim, verwaltet. Auch diesem ward, auf Anstiften des alten Pfarrers, die Freyheit zu predigen benohmen. Nach weitlaüftigem Handel, ward ihm, auf dringendes Anhalten der Pfarrgemeine, diese Freyheit von neuem bewilligt. — Er, mit seinem Bruder Adrian, nebst ihrem Vater, Vogt Hansen, führten nun, mit Genehmigung der Kirchgenossen, die Reformation ein. Ungemein ward hierüber der thurgaüische Landvogt erbittert. Seine gewaltsamen Verfügungen verursachten grosse Tumulte. Unter anderm wurde das Carthaüserkloster Ittingen geplündert. Umsonst war, daß Hans Wirth, der Vogt von Stammheim, zum Frieden redete; er, und seine beeden Söhne, Hans und Adrian, wurden unschuldiger Weise als Mitstifter des Aufruhrs erkläret. Nebst andern unruhigen Köpfen wurden sie gefänglich nach Zürich geholet. Ungeachtet sie hier für schuldlos erklärt wurden, mußten sie gleichwol, auf Verlangen der IX. Catholischen Kantons, nach Baden geliefert werden. Daselbst wurden sie auf die Folter geschlagen und grausam mißhandelt. Umsonst waren alle Empfehlungen und Fürbitten von Zürich; auch die Ehgenossin des Vogt Wirthen, Anna Keller, begab sich mit ihrem jüngsten Sohn, Fridolin, nach Baden, und mit ihr Hans Escher, ein Rathsredner von Zürich; so rührend ihre Wehklagen waren, immer blieben sie fruchtlos. Die Gefangenen wurden zum Schwerdte verurteilt. Meister Adrian allein ward seiner trostlosen Mutter geschenket. Zu diesem sagte der Vater beym Abschied: da Gott deines Lebens geschohnt hat, so siehe zu, daß weder du selber noch irgend jemand von den l. Unsrigen

sich unterstehe, unsre unschuldige Hinrichtung zu rächen. Gott im Himmel allein gehört alle Rache. — Als Meister Adrian hiebey in Thränen zerschmolz, sprach sein Bruder, der Caplan Hans: Mein l. Bruder, du weissest, daß wir das Wort Gottes treulich geprediget haben; hiebey vergassen wir des Creuzes niemals; darum schweig und unterwirf dich dem Schicksal. — Fünf Stunden nach der Hinrichtung des Vaters und Bruders, ward M. Adrian aus dem Gefängniß befreyt. Seither ward er von der zürcherschen Regirung zum Pfarrer in Altorf gesetzet. Dieser Adrian Wirth oder Hospinian ist der Vater unsers Rudolf Hospinians, der den 7. Nov. 1547. zu Altorf geboren worden. Schon im siebenten Jahr ward er von seinem Vater, zur Grundlegung der Studien, nach Zürich geschickt. Im Jahr 1563. verlor er den Vater. Dieser Verlust ward ihm durch Fürsorge seines mütterlichen Oheims, Joh. Wolphen, und besonders auch seines Taufpathen, Rudolf Gualters, versetzet. Im J. 1565. begab sich der Jüngling nach Marpurg und hernach nach Heidelberg. Allerorten hatte er durch Fleiß und gute Lebensart allgemeinen Beyfall erworben. Bey seiner Zurückkunft ward er im J. 1568. in das Predigtamt aufgenommen. Wöchentlich zweymal sah er sich genöthigt, des Predigens wegen, vier bis fünf Stunden weit von Zürch aus, aufs Lande zu gehen. Mit größter Pünktlichkeit that ers acht Jahre lang, ungeachtet so vieler Schulgeschäfte, womit er noch überdieß in der Stadt selber überhäuft war.

Im J. 1569. ward ihm das Bürgerrecht in Zürich bewilligt. Hierauf verheyratete er sich mit Anna Lavater, einer Tochter des damaligen Archidiacon Lavaters,

die im J. 1612. von ihm wegstarb, nachdem sie ihm vierzehn Kinder geboren hatte. — Zum zweytenmal verheyratete er sich nicht lange hernach mit Magdalena Wirz. Im Jahr 1576. wurden seine Pfarrgeschäfte in Etwas erleichtert. Die Pfarrkirche nämmlich, die ihm damals anvertraut wurde, war nicht weiter als eine Stunde von Zürich entfernet. — Nachdem er neunzehn Jahre lang unterm Schulstaub vergraben gelegen, ward er endlich den 25. September 1588. zum Archidiacon beym grossen Münster erwälet. Sechs Jahre hernach ward ihm das Pfarramt bey der Abteykirche gegeben. Um so viel willkommener war ihm diese letztre Bedienung, da er dabey noch übrige Zeit genug fand, auf die Ausarbeitung seiner gelehrten Schriften zu denken.

Beynahe ein Jahr lang war er seines Gesichtes beraubt. Keineswegs ließ er sich deswegen am Predigen verhindern. Glücklicher Weise indeß sah er sich den 18. September 1613. völlig wieder geheilet.

Im sechs und siebzigsten Jahr seines Alters verfiel er in Wahnwitz; aus diesem bedaurenswürdigen Zustand erholte er sich nicht mehr. Er starb in seinem neun und siebzigsten Lebensjahr, den 11. März 1626.

Verzeichnis seiner Schriften:

1. De Templis, Tiguri 1587. in fol. 163. Ein unermeßnes Werk hatte Hospinian unternohmen de origine & progressu Papatus ac Idolatria romanæ ecclesiæ. Dasselbe ward niemals vollendet. Fragmente davon sind das eben erwähnte Buch de Templis, wie auch die folgenden Schriften.

2. De Monachis. Tig. 1588. in fol. — 1609.

3. De Festis Judæorum & Ethnicorum. Tig. 1592. in fol. 1611.

4. Festa Christianorum. Tig. 1593. in fol. — 1612.

5. Historia Sacramentaria. Tig. 1598. in fol. und der zweite Band 1602. Ueber dieses Buch wurden die Lutheraner äusserst erbittert. In teutscher Sprache hatte Leonard Hutter gegen dasselbe geschrieben. Hospinian schrieb eine Wiederlegung, in gleicher Sprache, die niemals gedruckt worden.

6. Concordia discors; de origine & progressu Formulæ Concordiæ Bergensis. Tig. 1609. Auch gegen dieses Buch schrieb Hutter — und Hospinian verfertigte eine Wiederlegung; doch er unterdrückte sie, theils aus Achtung gegen die lutherschen Fürsten, theils um nicht die Protestanten, wegen ihrer Entzweyung, in den Augen der Papisten lächerlich oder verächtlich zu machen.

7. Historia Jesuitica. Tigur. 1619. in fol.

8. Rodolphi Hospiniani Opera omnia, in VII. Tomos distributa. Von dem Verfasser vermehrt und von J. H. Heidegger in den Jahren 1669. 1681. zu Genf herausgegeben. Bey dieser Ausgabe findt man Hospinians Lebensbeschreibung.

Noch sind von ihm einige academische Reden im Drucke erschienen: I. de origine & progressu rituum & Ceremoniarum ecclesiasticarum. Tig. 1585. II. An anima sit in toto corpore simul? III. de Immortalitate ejus. Tig. 1586. in 4to.

„ Hospinians Schriften, sagt Dü-Pin, „ kann man
„ den Wehrt seltner und sinnreicher Nachforschungen kei-
„ neswegs absprechen. Seine haüfigen, gelerten Cita-
„ tionen zeugen von ausserordentlicher Belesenheit, nur
„ daß sie nicht allemal mit critischer Auswal angebracht
„ werden. Im Detail der Ausarbeitung wird zuweilen
„ die Ordnung vermißt, die in den Hauptabtheilungen
„ des Planes hervorleuchtet.

XVIII.

Johann Rhellican.

Sonst hieß er Johann Müller; Rhellican aber ward er genennt wegen seines Geburtortes Rellicken in der Pfarre Egg, Zürchergebietes. In jüngern Jahren hatte er, und zwar im J. 1517 zu Crakau in Polen, und hernach vom Jahr 1522 bis 1524 zu Wittenberg in Sachsen sich fleissig in den gelerten Sprachen geübt. Bey seiner Zurückkunft ins Vaterland ward er im J. 1525 von der zürcherschen Regirung nach Stein am Rhein abgeordnet. Der dassige Abbt, David von Winckels, hatte sein Kloster den Zürchern, als seinen Oberherren abgetreten. Wie wenig es damit sein Ernst war, bewieß er dadurch, daß er bey nächtlicher Weile durch einen heimlichen Ausgang mit allen Urkunden und Kleinodien sich über den Rhein flüchtete. Inzwischen unterließ Rhellican nichts, um das Kloster in bessere Verfassung zu setzen; auf Befehl der zürcherschen Regirung unterwieß er die zurückgebliebenen Mönchen und erklärte ihnen die heiligen so wol als die Profan-scribenten. Der Abbt aber setzte Himmel und Erde in Bewegung, um wieder zur Abtey zu gelangen. Effrenis Abbas, schrieb Rhellican nach Zürich, omnem lapidem movet, quo in suum regnum restituatur, sive per fas, sive per nefas. Wenn man auch hernach sich gegen den Abbten eben nicht der gelindesten Mittel bediente, so

hatte er es seiner treulosen Flucht zuzuschreiben. Daß sonst durchgängig die Reformation in dem zürcherschen Kanton ohne Gewalt durchgesetzt worden, beweißt der zürchersche Rathschluß vom J. 1524. (*) „Und da „niemand, heißt es, den andern zum Glauben oder da„von dringen mag, so ist unsere Meinung nicht, daß „wir unsere gute Freunde, als unsere geliebte Unter„thanen mit Gewalt zu den neuen Artickeln zwingen „wollen. Aber dieses wollen wir geboten haben, daß „alle unsere Bischöfe oder Pfarrer das Wort Gottes „treulich und ernstlich predigen und hernach dasselbe „lassen würken, damit die Ehre und der Sieg des gött„lichen Wortes und nicht des menschlichen Gebotes sey.“ — Da alle Bemühungen des Abbts fruchtlos geblieben waren, so suchte er sich dadurch an den Zürchern zu rächen, daß er bey seinem Hinscheid alle jenseit des Rheines gelegene Klostergüter dem Erzherzog Ferdinand, die diesseits gelegenen aber den Eidgenossen zukennete. Diese achteten wenig auf das Vermächtniß; Oesterreich hingegen erklärt' es für gültig.

Nachdem Rhellican zu Stein die Reformation fest gegründt hatte, ward er im J. 1528. von da nach Bern berufen. In Gesellschaft mit D. Sebastian Hofmeister und Kaspar Großmann gelang ihm daselbst die Verbesserung des Schulwesens. (**) Unter Hand suchten diese Reformatoren die eigentlichen Gesinnungen und die Tüch-

(*) S. Füßlins Beyträge zur helvet. Reformationsgeschichte Th. . s. 54.

(**) S. die Carol. Bibliotheck in Zürich E. 54. n. 5. Dat. Bern 7. Febr. 1528.

tigkeit der Bernerschen Landpriester kennen zu lernen. Hierauf ward ein Kapitel nach dem andern zum Examen gezogen und die theologischen Vorlesungen wurden auf gleichen Fuß, wie bey den Zürchern, gehalten. (*) „Man „fieng nämmlich bey dem ersten Buch an und las ei„nige Jahre der Ordnung nach fort. Hiezu brauchte „man täglich die vormals übliche Zeit zur Prim, Terts „und Sext; da las ein Schüler ein Stück, und zwar „aus des Hieronymus lateinischer Uebersetzung. Das„selbe Stück las und erklärte der Leser nach dem ebräi„schen Grundtext; hierauf ward es Griechisch aus den „LXX. Dolmetschen gelesen. Nachdem alles den Ge„lerten in lateinischer Sprache erklärt worden, so ward „es nunmehr von dem Prädikanten auch dem Volke „von der Kanzel in teutschem Vortrag mitgetheilt.“

Nach solcher Beförderung der Aufklärung, ward nun auch die Kirchenzucht in bessere Verfassung gebracht und ein Consistorium, theils aus weltlichen, theils aus geistlichen Gliedern, errichtet. — Die öfentlichen Dirnen, die eine ganze Strasse anfüllten, wurden verjagt und die Bordels beschlossen. — Was jeder selbst oder was seine Verwandte bis in den dritten Grad, den Kirchen vergabt hatten, durften sie zurück nehmen; das Uebrige ward für die Armen bestimmet.

Rhellican war in Bern der erste Professor der griechischen Sprache und der Philosophie; er las über das neue Testament; auch hielt er Vorlesungen über den Sallust, über Dialectick und Rhetorick u. s. f. — Nach

---

(*) S. die alte, zürchersche Kirchenordnung.

zehnjährigem Aufenthalt in Bern ward er wieder nach Zürich berufen. Durch Absterben der mit Jahrgehalten versorgten Priester, wie auch durch Aufhebung der Klosterschulen zu Stein und Rüte, hatte diese Stadt ein Beträchtliches gewonnen. Hingegen hatte sich, nach Einführung der Reformation, die Anzal der Studirenden, wegen vergrösserter Unkosten, ungemein vermindert. Bullinger stellte dem Magistrat vor, daß Zürich wenigstens 140 Personen zum Schul- und Kirchendienste bedürfe; daher sey es nicht genug, daß einige junge Leute beym Stift zum grossen Münster ernährt werden; die Billigkeit erfordere, daß noch mehrere auch aus andern Klostergütern Unterstützung geniessen. (*) Den 29. Brachm. 1538. ward also unserm Rhellican eine Herberg im Cappelerhofe angewiesen und ihm wurde daselbst zur Verpflegung fünfzehn Schüler anvertraut. Unter diesen Schülern befanden sich Wolfgang Haller, Jacob Wick und andre, die hernach den vaterländischen Kirchen und Schulen zur größten Zierde gereichten. Wegen engen Raumes wurde ihnen noch in demselben Jahr das Haus der Abbtey (der Hof genennt) abgetreten; für das Kostgeld des Aufsehers, oder, wie man ihn hieß, des Zuchtmeisters wurden dem Ammann 25. Gulden, und für das Kostgeld jedes Schülers 20. Gulden järlich bezalt; der Gulden war ungefähr fünf mal so viel am Werthe als izo. Im J. 1540. ward erkennt, daß die vier ältesten aus diesen Jünglingen sollten auf Reisen geschickt werden.

(*) S. Jac. Hottingers helvet. Kirchengeschichten, Buch VII. S. 729. wie auch die carolinische Biblioth. S. 76. n. 3.

Mittlerweile hatte sich durch die Bemühungen Jacob Wurbs, Georg Stehelins, Valerius Geuffi, Niclaus Wittenbachs u. a. die Reformation auch in Biel fest gegründet, dahin ward im J. 1541. Rhellican zum Pfarrer berufen. Daselbst starb er den 1. Jänner des folgenden Jahres in dem 64 Jahr seines Alters. Er hatte eine Schwester der bekannten Hospinianen von Stein zur Ehe.

Unter seinen hinterlassenen Schriften bemerken wir:

Epistola, in qua ratio studii litterarii Bernensis indicatur. Tig. 1533. 8vo. Epistola monitoria. Bas. 1534. 8vo. Homeri vita ex Plutarcho latinitate donata & notis illustrata. Bas. 1537. Stockhornias, qua Stockhornius mons altissimus in Bernensium agro versibus heroicis describitur. Im Anhang zu Homers Leben und Zürich 1555. in 4to.

Annotationes in C. Jul. Cæsaris & A. Hirtii Commentaria de bello gallico, civili, pompejano &c. Bas. 1540. 1543. Frankf. 1669. und Amsterd. 1597.

Auch hat er Meganders oder Großmanns teutschen Catechismus übersetzt und verschiedene Gedichte geschrieben.

XIX.

Rudolf Schmid. (*)

Derselbe ward im J. 1590 zu Stein, einer Munizipalstadt des zürcherschen Kantons geboren. Nach frühzeitigem Verluste des Vaters glaubte er sich von den Verwandten allzustrenge gehalten. In früher Jugend entfloh er und gerieth dadurch in solche Verlegenheit, daß er sich genötigt sah, den Schweinen zu hüten. Unvermutet ward er entdeckt und zur Erlernung der Goldarbeiterey nach Lindau gebracht. Auch von da entlief er; wegen seiner Geschicklichkeit im Zeichnen nahm ihn ein italiänischer Kriegsoberst in Dienste. Diesen begleitete er in Dalmatien; daselbst gerieth er in türkische Knechtschaft. Als Sklave erlernte er zu Konstantinopel die türkische Sprache. Im J. 1617. diente er der römischkaiserlichen Gesandtschaft zum Dollmetsch. Bey dieser Gelegenheit ward er durch Austausch der Knechtschaft befreyt. In dem Umgang des kaiserlichen Bottschafters Cäsar Gallen und desselben Nachfolgers, des Freyherrn Kurz, erwarb er gründliche Einsicht in die geheimen Angelegenheiten der Höfe zu Wien und zu Konstantinopel. Zu verschiedenen Malen hatte sich Ferdinand II. bey Unterhandlungen mit den türkischen Aga und Bascha bedient.

(*) S. Bucellin. Stemmatogr. Germ. P. III. Docum. publ.

Während des Friedensbruches ward er im J. 1627. von diesem Kaiser an den Sultan Amurath abgesandt. So gefärlich sein Auftrag war, so klug ward er von Schmiden besorgt. An eben diesen Sultan ward er hernach im J. 1629. von Ferdinand III. hingeschickt. Fünfzehn Jahre lang stand er bey ihm und bey seinem Nachfolger Ibrahim als römisch-kaiserlicher Resident. Zur Belohnung der treugeleisteten Dienste ward er im J. 1647 von dem Kaiser zum Freyherrn von Schwarzenhorn erhoben und sein Wappenschild so wol mit dem Reichsadler, Schwerdt und Zepter als auch mit dem türkischen Drachen, Monde und Säbel geziert. Auch ward er zum kayserlichen Hof-Kriegsrath, zum Ober-Forstmeister in dem Herzogtum Oesterreich unter der Ens, im J. 1649 zum Inter-Nuntius an den neuen Sultan Machomed, und im J. 1650. zum Groß-Bottschafter an diesen Sultan ernennt. In dieser Würde bestättigte er den Friedensverglich mit der Ottomanischen Pforte. Im J. 1656. erhielt er den Vorsitz bey dem kaiserlichen Kriegsrath. Gleiche Gunst genoß er von Kaiser Leopold, der ihn im J. 1657. zum würklichen Geheimden Rathe bestellte und ihm, in Ermanglung männlicher Erben, erlaubte, sein Ritterwappen auf andre Verwandte überzutragen. Mitten in seiner Erhöhung und bey so langer Entfernung, loderte immer gleich warm in seinem Busen die heilige Flamme der Vaterlandsliebe. Seiner Geburtsstadt erwarb er von Seite des Kaisers eine Bekräftigung ihrer bisherigen Rechte. Im J. 1668. begabte er seine Mitbürger zu Stein mit seinem Porträit und mit einem kostbaren, güldnen Pokale. Auf diesem Pokal war eine poetische Aufschrift eingegraben, die er selbst verfertigt und an den Rath zu Stein gerichtet

hatte. Diese Geschenke übergab er durch den Freyherrn von Rechling. — Im J. 1664. kam er selbst in die Schweiz und suchte bey den Eydgenossen im Namen des Kaisers eine Beysteuer zum Türkenkriege. Nebst öfentlicher Werbung wurden ihm tausend Centner Pulver bewilligt. Hierauf begab er sich nach Wien zurück. Daselbst hatte er in der Nähe die Herrschaften St. Margaretha und Nicolsdorf an sich gebracht. Er war mit Helena Feldnerin von Feldeck vermält. Diese gebar ihm zwo Töchtern. Die ältere Maria Anna hatte sich mit Maximilian von Seeau verheyratet.

Schmid starb zu Wien den 22. April 1667. — Mit republicanischer Bescheidenheit thaten seine Verwandte zu Stein für immer Verzicht auf den freyherrlichen Titel, der ihnen bewilligt worden.

XX.

Rudolf Stadler. (*)

Derselbe wurde Ends des XVIten Jahrhunderts zu Stein am Rhein geboren. Daselbst war sein Vater zürcherscher Amtmann. Von Kindheit auf lebte er in genauem Umgang mit seinem Landsmann und Altersgenossen, obigem Rudolf Schmid: Als dieser letztre in der Person eines kaiserlichen Residenten nach Konstantinopel gieng, so begleitete ihn Stadler. Von da begab sich dieser mit Tavernier nach Ispahan. So sehr hatte Stadler wegen seiner Geschicklichkeit in der Uhrmacherkunst die Gunst des Schach Sefi gewonnen, daß er jeden Morgen bey dem Monarchen aufwarten mußte, um seine Uhr aufzuziehn. Fünf Jahre lang lag er mit königlicher Zufriedenheit diesem Geschäft ob, als er nunmehr mit der Hollsteinschen Gesandtschaft zurückkehren wollte. Der persische Monarch bewog ihn, sich länger in seinem Reiche zu saumen. Schon hatte er grossen Reichtum erworben; er besaß zu seinem Dienste mehrere Pferde und Sklaven. Izo verheyratete er sich mit einer armenischen Christin. — Ungeachtet in Morgenland keinem Fremden der Zutrit in das weibliche Zimmer vergönnt ist, so hatte es gleichwol Athemat Doulet,

(*) S. Jacob Hottingers helvet. Kirchengesch. B. VII. S. 1054. wie auch Olearius und Tavernier Reisen.

ein Bruder des königlichen Oberaufsehers gewagt, in das Zimmer von Stadlers Gattinn zu schleichen. Ganz unvermutet ward der Liebhaber von dem Gatten überrascht, als dieser von einem Gastmal bey den hollsteinschen Gesandten vor der Zeit zurück kam. Der Ehebrecher eilte die Treppe hinunter; ein Bedienter hielt ihn an und ward von demselben verwundet. Stadler kam hinzu und jagte voll Wut dem Persianer eine Kugel durch den Kopf. Morgens darauf erzälte er dem Monarchen die ganze Geschichte und erhielt von demselben gnädige Verzeyhung. Des Entleibten Bruder aber dachte auf blutige Rache. Beym König drang er darauf, daß Stadler entweder sich müsse beschneiden oder dem Scharfrichter übergeben lassen. Umsonst war die Fürbitte der Gesandten aus Hollstein; auf Antrieb des Sedders oder des geistlichen Oberrichters ward Stadler zum Tode verurteilt. Um diesem Urteil zu entgehn, schien kein Mittel übrig als die Beschneidung. Alles wendten der König so wol als die Grossen des Reichs an, um ihn hiezu zu bewegen; lieber, sprach er, will ich die Gnade des Monarchen als die Gnade Christi verscherzen. Zweymal führte man ihn auf den Richtplatz und wieder zurück. Mittlerweile suchten ihn dasige römisch-catholische Mönchen auf ihren Glauben zu bringen: allein er wich nicht weder zur Rechten noch zur Linken. Endlich den Verwandten des Entleibten überliefert, ward er von denselben auf den Meidan oder Richtplatz geführt und daselbst im J. 1637, im acht und zwanzigsten Jahr seines Alters unter Säbelhieben geschlachtet. — Aus dem Tavernier merken wir noch an, daß Stadler während der Gefangenschaft von den Karmeliten

meliten fleissig besucht worden, und zwar gewöhnlich des Abends, damit sie ihm den Palenk, d. i. ein vieleckiges Holz, mit welchem man unmöglich zu schlafen im Stande war, vom Hals nehmen könnten. Um dem Gefangnen diese Erleichterung zu verschaffen, soll das Oberhaupt der holändischen Compagnie zu Ispahan, Niclaus Obrechit, grosse Geldsummen angewendt haben. Nach der Hinrichtung schrieben die Mönche an ihre europäischen Freunde, wofern Stadler sich zur römischen Religion würde bekennt haben, so hätten sie ihn wegen seiner Standhaftigkeit unter die h. Märtyrer gezählet. Auf Befehl des Königs waren alle europäische so wol als armenische Christen bey der Hinrichtung zugegen; dieselben faßten des hingerichteten Blut auf, schoben die Leiche in einen Sarg und begruben sie auf dem armenischen Kirchhofe. Aus freywilliger Beysteuer ward Stadlern ein Grabmal erbaut. Zu demselben sind seither von den armenischen Christen Wallfarten geschehn.

Acht oder zehn Tage nach dieser Hinrichtung, soll der König seine Uhr, die niemand mehr auszubessern im Stande gewesen, voll Unmut Stadlers heftigstem Feinde, dem Athemat Doulet, an den Kopf geworfen haben, mit Beyfügen, er hätte wegen seiner Verfolgung des Stadlers verdient, daß man ihm den Bauch aufschneiden liesse; zugleich habe er geschworen, keinem Christen mehr wegen seiner Religion das Leben zu nehmen.

Die Geschichte unsers Stadlers hat der bekannte Schwärmer, Jacob Redinger, besonders edirt, unter der Aufschrift: „Beständiger Blutzeuge in dem wahren, christlichen Glauben, oder glaubwürdiger Bericht von Johann Rudolf Stadlers standhaftem Tode zu Ispahan in Persien; aus dem französischen übersetzt. Zürich 1680. 8vo.“

XXI.

Johann Philipp von Hohen Sax.

Derselbe ward den 12. April 1550. in seiner angeerbten Herrschaft zu Forsteck geboren. Sein Vater war Ulrich Philipp von hohen Sax, Freyherr daselbst und Burger zu Zürich. (*) Seine Mutter war Regina, eine geborne Gräfin von Hohen Zollern. Durch diese ward ihr Gemal im J. 1564. zur Einführung der Glaubensverbesserung in seinen Herrschaften bewogen. Nähere Veranlassung hiezu gab der Priester zu Sax, der seine nächste Anverwandtin geschwächt hatte und deswegen landflüchtig geworden. Auf Anhalten der verlaßnen Gemeinde bewilligte ihr nunmehr der Freyherr Ulrich einen evangelischen Prediger. Den 8. Augstm. 1563. hatte Johann Wonlich, Pfarrer zu Altstätten im Rheintal, die erste evangelische Predigt gehalten. Die Feinde der Reformation streuten aus, der Priester sey mit Gewalt verjagt und das Volk durch Dräuungen zur Annahme der Glaubensverbesserung genötigt worden. Alles Wiederstandes ungeachtet liess sich der Freyherr nicht hindern. Durch oben erwähnten Wonlich ward im Sennwald, und durch Johann Huser zu Salez im J. 1564. mit dem evangelischen Gottesdienste der Anfang gemacht. Hier-

(*) S. Jac. Hottingers helv. Kirchengesch. B. VII. s. 887. wie auch Guil. Stuckii exequalia Jo. Phil. Bar. ab alto Saxo.

über schrieb der Freyherr Ulrich an Bullingern: „daß
„die Gemeind im Sennwald unbezwungen und trun-
„gen, jzt verschinnenen Zinstag, mit freyem Mehr die
„Altär, welche vor nicht geschlissen waren, aus der Kirch
„gethan. — — Es will am Pfaff von Sax kein Wahr-
„nen noch Unterweisen helfen. — Er bekennt, daß er
„auf Martini hinweg ziehen wolle, da dann guter Hof-
„nung bin, daß sie auch einen Predicanten annehmen
„werden.“ — Unterm 26. Heum. 1566. schreibt er:
„Hans Hauser hat die Pfarr Sax bisher mit göttli-
„chem Worte versehn, und hat sich auf solches noch
„niemand eingelegt und eines Meßpfaffen begehrt, son-
„dern es geht viel Volk zu dem Wort Gottes; es sind
„auch zum Theil die Bösesten die Besten worden.“ —
Ungeachtet dieser günstigen Aussicht kam gleichwol die
Reformation nicht völlig zu Stande bis zum Jahr 1637,
nachdem vorher im J. 1615. diese Freyherrschaft unter
die Regirung von Zürich gelangt war.

Die größte Sorge hatte der bisher erwähnte Freyherr
Ulrich auf die Erziehung seines Sohnes, Johann Phi-
lipps, verwendet. Zur Erlernung der lateinischen und
griechischen Sprache begab sich der Jüngling nach St.
Gallen und Zürich. Die französische Sprache studirte
er nachher zu Genf und Lausanne. Zu Genf hatte er
sich zugleich mit theologischen Wissenschaften beschäftigt.
Daselbst gerieth er in genaue Bekanntschaft mit dem
churpfälzischen Prinzen Christoph, den er im Jahr 1568.
nach Heidelberg begleitete. Nachdem er einige Zeit an
dasigem Hofe zugebracht hatte, hielt er sich über ein Jahr
auf der Heidelbergischen Universität auf. Von da kam
er im J. 1571. auf die hohe Schule zu Paris. Daselbst

war er im J. 1572. ein ängstlicher Zeuge jenes unmenschlichen Blutbades und mit Mühe entwich er nach England. In diesem Königreiche besuchte er die vornehmsten Schulen und empfieng den Doctor-Hut nebst der Würde eines Magister Artium. Im J. 1574. kam er nach der Pfalz zurück. Wegen daselbst herschender Seuche eilte er nach Hause. In dem folgenden Jahr kam er schon wieder nach der Pfalz und erhielt die Stelle eines geheimen Rathes; im J. 1576. ward er von dem Churfürst auf den Reichstag nach Regenspurg abgesandt. Ihm war es nicht genug, bald auf dem politischen, bald auf dem litterarischen Schauplatz zu glänzen; im J. 1577 begab er sich zu dem Kriegesheere des Prinz Wilhelms von Oranien; in kurzer Zeit gelangte er zu der Stelle eines Obersten und Gubernators in Geldern. — Den 27. Herbstm. im J. 1587. vermälte er sich mit Adriana Franzisca, einer Tochter Reinolds IV. Herrn von Brederode. Im J. 1588. kam er wieder als geheimder Rath nach der Pfalz; zugleich ward ihm das Amt Moßbach anvertraut. Nach ruhmlicher Verwaltung dieser beyden Stellen, beurlaubte er sich im J. 1594. um seine übrige Lebenszeit auf seinem Schlosse Forsteck dem Vaterlande zu wiedmen. Die Freude der Unterthanen über die Wiederkunft eines so geliebten Herrn dauerte nicht lange. Als er den 4. May 1596. das gewöhnliche Gericht zu Salez hielt, ward er beym Nachtessen von Freyherr Georg Ulrich, seines Bruders Johann Albrechts ältestem Sohne meuchelmörderischer Weise so tödlich verwundet, daß er den 12. May an der Verwundung starb. Den 10. Heumonat ward hierauf von dem Stadtrathe zu Zürich ein förmliches Blutgericht über den entwichnen Todtschläger gehalten

und er zum voraus zum Tode verurteilt. Ungeachtet er seiner natürlichen Obrigkeit entflohn war, so soll er doch hernach in Oesterreich durch des Scharfrichters Hand das Leben verloren haben. — Die entseelte Leiche des Freyherrn von Hohen Sax ward in die Gruft der Kirche zu Sennwald gelegt. Merkwürdig ist es, daß bis auf den heutigen Tag diese Leiche unverweslich geblieben. Der Ruf ihrer Unverweslichkeit reizte die benachbarten Anwohner, daß sie nicht nur von jeder der beeden Hände zween Finger weglöseten, sondern auch den 5. März 1741, die Gruft nächtlicher Weile eröfneten, um den ganzen Körper über den Rhein nach Frastenz zu entführen. Von dem zürcherschen Landvogt aber ward die Leiche zurück geholet und wieder in der Kirche verwahret. Selzam übrigens ist es, daß ein Reformirter, der von einem Katholischen ermordt worden war, hätte zum Heiligtum gemacht werden sollen.

XXII.

Melchior Goldast von Haiminsfeld.

Da der zürchersche Kanton grossen Anteil hat an der Oberherrschaft über Goldasts Geburtsort, so mags uns erlaubt seyn, auch ihn zu den berühmten Zürchern zu zählen. Derselbe ward im Jahr 1576. auf dem Landguthe zu Espen bey Bischofzell im Thurgaü gebohren. Hieher hatte sich sein Vater, Heinrich Goldast von Haiminsfeld mit seinem mütterlichen Oheim, Johann Zwicki, geflüchtet, nachdem Kostniz im J. 1549. von Kaiser Carl V. erobert und daselbst die protestantische Lehre unterdrückt worden. (*) Ungeachtet der junge Goldast mit seinem adelichen Herkommen groß that, so war er doch von der Göttinn des Glückes wenig begünstigt. Aus dem gelerten Sendschreiben, welche Heinrich Günther Thulemaier herausgab, erhellt, daß Conrad Ritterhusius zu Altorf die größte Mühe gehabt habe, sich von unserm jungen Goldast das Kostgeld zalen zu lassen. Auch mußte sich dieser, nach der Abreise von Altorf, ungemein armselig durchschleppen. Im J. 1599. genoß er in Sant Gallen das Gnadenbrod bey Bartholomäus Schobinger. Dieser Leztre hatte den

(*) S. Scaligeriana s. 172. wie auch Goldasts rer. alem. prolog. T. III. Reimanns Hist. litt. der Teutschen Th. V. s. 442.

Zunammen des reichen Philosophen. In seiner Familie werden verschiedene seiner Handschriften verwahret; sonderheitlich mit Abschreiben und Erlaütern der Vadianischen Werke hatte er sich viele Mühe gegeben. — In obigem Jahr 1599. begab sich Goldast als Hofmeister mit den Söhnen des Bassanus nach der Genferschen Schule. Daselbst lebte er so locker, daß er sich im J. 1602. nach Lausanne flüchten mußte, um sparsamer zu leben. Nicht lange hernach ward er von dem Genferschen Professor Jacob Lectius, dem Herzog von Bouillon als Secretair empfohlen. Schon wieder war im J. 1603. diese Secretairstelle verloren. Jzt hatte er Hofnung zu einer Bedienung als Pfälzischer Hofrat: und gar bald ward auch diese Hofnung vereitelt der Mainzische Churfürst schien ihm günstige Aussichten zu öfnen: allein die Besorgniß, in die Dienstbarkeit der Jesuiten zu fallen, erlaubte unserm Goldast nicht, in Mainzische Dienste zu tretten. Von dem Herzog zu Weimar sah er sich freylich mit der Würde eines sächsischen Rathes beehret: doch zog er hievon so wenig Einkünfte als aus seinem adelichen Geschlechte. Einige Zeit lebte er bey dem Grafen Ernst von Schauenburg; wegen seines eigensinnigen Caracters konnte er sich auch da nicht lange bequemen. Ueberal wird sein ganzes Betragen als ausschweifend geschildert. Ausdrücklich wird er von Scioppius eines Diebstals beschuldigt, um dessentwillen er in St. Gallen in Verhaft gesetzt worden. Eben dieser Scioppius wirft ihm vor, daß er selbst den schlüpfrigen Commentar zu den Priapejen verfertigt und ihn hernach unter des Scioppius Nammen bekannt gemacht habe. Freylich wird das Zeugniß dieses leztern für sich allein wenig beweisen; Goldast war ihm ver-

haßt, und zwar, weil er ihn in der Fehde mit Joseph Scaligern als dessen Waffentrager ansah. — Laßt uns im Vorbeygehn einige Augenblicke bey dieser gelehrten Wildhaze verweilen:

Kaspar Scioppius war anfangs der größte Bewunderer von Joseph Scaligers Schriften. Nach einiger Entzweyung suchte er sich an diesem durch seinen Scaligerum hypobolimæum zu rächen. In demselben suchte er zu beweisen, daß Scaliger keineswegs aus dem Veronesischen Fürstenhause, sondern vielmehr aus einem ganz geringen Geschlecht abstamme; sein Vater Julius Cäsar Scaliger habe sich vormals Burdo genennt und sey bald als Schneider, bald als Barbirer, bald als Marktschreyer u. d. g. herumgeschwärmt. Äusserst erbittert, forderte Scaliger alle seine Freunde und Schüler gegen den Scioppius zum Streit auf. Gegen diesen erschienen unter anderm vier verschiedene Werkgen: Münsterus hypobolimæus; Apotheosis Lucretii Vespillionis; Vita & parentes Casparis Scioppii; confutatio fabulæ Burdonum. Dem Scioppius war unser Goldast als Mitarbeiter an solchen Pamphlets verdächtig.

Die Priapeia oder diversorum poëtarum in Priapum lusus soll Scioppius im J. 1593. gesammelt haben; seither wurden sie im J. 1664. zu Padua edirt. Wegen der Aergerniß, welches diese schlüpfrige Schrift verursachte, wollte er nunmehr die Verfertigung derselben von sich ablehnen und sie unserm Goldast zuschreiben. Seine Zueignungsschrift indessen, seine Schreibart, seine Lebensart, alles verräth ihn als Autor; auch versichert sein Biograph, daß er des Scioppius eigne Handschrift gesehn habe.

Wenn wir aber von dieser Seite den Goldast los-sprechen, so müssen wir auf der andern Seite gestehn, daß er gewohnt gewesen, mit Bücherschreiben sein Brod zu verdienen und daß er seine eigne Rede de concordia litterarum & religionis unter des Lipsius Nammen edirt habe. Von Rachelius und andern wird ihm die Verfälschung verschiedener Urkunden beygemessen: Ungemein hingegen wird er freylich von dem sachkundigen Conring erhoben. (*) Ihn betrachtet dieser als den ersten, durch welchen das teutsche Staatsrecht aufgeklärt worden. Ungemein wird durch seine Scriptores rerum germanicarum die Geschichte so wol als die ganze Verfassung des teutschen Reiches beleuchtet. Diese alemannische Schriftsteller wurden zuerst im J. 1616. zu Frankfurt in drey Foliobänden gedruckt.

In dem ersten Bande:

1. Hepidani Cænobitæ S. Galli Annales ab anno 1008 ad anno 1048.

2. Ratperti Monachi S. Galli Liber de origine & diversis casibus Monasterii S. Galli.

3. Eckehardi junioris Cænobitæ S. Galli Liber de casibus Monasterii S. Galli.

4. Burckhardi Monachi S. Galli Liber de Casibus Monasterii S. Galli.

(*) S. Conrings Einleitung ad Tacit. de Morib. Germ. desselben orig. Jur. Germ. c. 27. und die Zueignungsschrift der Exercit. de rep. Imp. Germ.

5. Conradi Fabarienſis Presbyteri hiſtoria de Monaſterio S. Galli.

6. Ejusd. Catalogus Abbatum S. Galli.

7. Anonymi de Officialibus Domini Principis S. Galli.

8. Bartoldi Monachi Annotatio de abbatibus S. Galli.

9. Joachimi Vadiani Chronologia.

10. Domini de Tiuffburg Ephemerides.

11. Jo. Georg. Tibiani Panegyricum.

12. Walafridi Strabi Augienſis de vita S. Galli.

13. Iſonis Magiſtri de miraculis S. Otthmari.

14. S. Theodori Eremitæ Campidonenſis de vita S. Magni.

15. Ermenrici Elewangenſis Supplementum.

16. S. Findani Confeſſoris hiſtoria.

17. Hepidani Junioris de vita S. Wiborodæ.

18. Eckehardi Minimi de vita Notckeri Balbuli.

19. S. Fridolini Confeſſoris hiſtoria.

In dem zweyten Bande.

1. Lex Alamannorum.

2. Chartarum Centuriæ.

3. Joach. Vadiani epiſt. de obſcuris verborum Significationibus.

4. Ruodoperti epistolæ.

5. Rabani Mauri Abbatis Fuldensis Libelli.

6. Walafridi Strabi, ejus discipuli, Collectiones.

7. Keronis Monachi S. Galli Interpretatio verborum alemann.

8. Anonymi catalogus nominum propriorum apud alamannos.

9. Remedii Curiensis episcopi Canones.

10. Notingi Constantiensis Episcopi Canons.

11. Anonymi Symbolum apostolicum, Confessio, Litania, Benedictiones, Fraternitates, Anniversarii.

In dem dritten Bande.

1. Joach. Vadiani Farrago antiquitatum alemann. S. de collegiis & monasteriis Germaniæ veteribus.

2. Barthol. Schobingeri additiones ad Vadiani Farraginem.

3. Jo. Comandri epistolæ.

4. Joach. Vadiani de Christianismi ætatibus.

5. Ejusd. epistola de conjugio Servorum apud alemannos.

6. Jo. Zwickii Epistolæ.

7. Leonis Judæ Epistolæ.

8. Jo. Kesleri Bibliotheca.

Eben dieser Goldast hat auch verschiedene, andre historische Werke gesamelt, z. B. die Constitutiones imperii oder Reichssatzungen, welche in vier Foliobänden zu Hanau im J. 1608. zusamengedruckt worden; auch hat er im J. 1614. zu Frankfurt am Mayn einen Folianten über politische Reichshändel edirt. Von diesem letzterm Werke, so wie von andern Goldastischen Samlungen, scheint Ludwig allzu ungünstig zu urteilen. (*) Niemals, schreibt er, zeigt Goldast den Ort an, wo er die Urkunden hergeholt hat; dieselben hat er meistens gestolen und, nachdem er sie durch den Druck bekannt gemacht, die Originale den Flammen geopfert.

Sehr interessant sind Goldasts Parænetica; in denselben befinden sich poetische Fragmente aus dem XIIten Jahrhundert von Winsbeck Ermahnungen an seinen Sohn, und von den Ermahnungen der Winsbeckin an ihre Tochter.

Noch bey seinen Lebzeiten schrieb Scioppius öfentlich in die Welt hinaus, daß Goldast zu Straßburg wegen eines begangenen Mordes aufs Rad gelegt worden Zu diesem quid pro quo hatten zween Reisende Veranlassung gegeben, die den Scioppius in Rom besuchten. Demselben erzälten sie folgende Geschichte: Ein gewisser Hauptmann zu Straßburg hatte eine Beyschläferin, welcher er gerne loos seyn wollte. Seinem Vertrauten, dem Goldast, versprach er tausend Goldgulden, wofern er sie mit guter Art aus dem Weg raümen würde. Um

(*) S. Ludwigs Vorrath zu einer ächten Reichsgeschichte, S. 462.

dieses Geld zu gewinnen, habe Goldast die Koncubine ermordet, sey aber ertappt, gerädert und seine Leiche durch den Scharfrichter verbrennt worden. Nachdem Scioppius diese Zeitung durch öfentlichen Druck bekannt gemacht hätte, so erhielt er nicht lange hernach von seinen Korrespondenten in Teutschland die Nachricht, jene Reisende hätten den Melchior Goldast mit seinem Bruder, dem Sebastian, verwechselt. Nicht erstrer, sondern leztrer habe ein adeliches Fraülein Dorothea von Gries erwürgt und dafür auf dem Richtplatze gebüßt. — In einer andern Schrift nahm also Scioppius seine Worte zurück, indeß sezte er hinzu: Noch habe er Hofnung, daß einst auch der Melchior Goldast seinem Bruder Sebastian in der Todesart nachfolgen werde; ein jeder nämmlich, der sein Gesicht nur einmal gesehn habe, müsse sogleich aus seiner Physiognomie schliessen, daß er des Galgens und Rades vor andern aus würdig sey. (*) Der Physiognomist betrog sich. Auf dem Bette starb Goldast im J. 1635. zu Bremen. Daselbst wird seine Bibliotheck, sein ganzer Reichtum, verwahret.

(*) S. Bayle Dictionnaire f. 1339.

Ende des ersten Theils.

Innhalt des ersten Theils.

1.	Rudolf Brun.	Seite 3
2.	Felix Hämmerlin.	34
3.	Conrad Pellican.	72
4.	Leo Judä.	79
5.	Johann Waldmann.	100
6.	Ulrich Zwingli.	125
7.	Rudolf Stüssi.	163
8.	Jacob Ceporin.	174
9.	Rudolf Collinus.	177
10.	Ludwig Hetzer.	185
11.	Conrad Grebel.	199
12.	Peter Martyr Vermilio.	208
13.	Heinrich Bullinger.	217
14.	Theodor Bibliander.	274
15.	Conrad Geßner.	277
16.	Josias Simler.	300
17.	Rudolf Hospinian.	305
18.	Johann Rhellican.	311
19.	Rudolf Schmid.	316
20.	Rudolf Stadler.	319
21.	Joh. Philipp von Hohen Sax.	323
22.	Melchior Goldast.	327

Der Zeitrechnung nach sollten Stüssi, Waldmann, und Leo Judä aufeinander folgen.

Leonard Meisters,

Professor

Berühmte Züricher.

Zweiter Theil.



Basel,

bey Johann Schweighauser.

1782.

Chronologisches Verzeichniß.

Zweiter Theil.

Raphael Egli.	Seite 160
Jacob Breitinger, älter.	121
Karl Spon.	1
Heinrich Hottinger.	10
Joh. Heinrich Heidegger.	32
Joh. Jacob Hottinger.	239
Joh. Balth. Keller.	170
Jacob Spon.	5
Joh. Jacob Scheuchzer.	72
Johannes Simler.	174
Joh. Jacob Bodmer.	86
Verzeichniß von dessen Schriften.	285
Joh. Jacob Breitinger, jünger.	78
Joh. Jacob Zimmermann.	247
Joh. Caspar Hagenbuch.	256
Johann Geßner.	94
Joh. Conrad Füßlin.	262
Joh. Caspar Füßlin.	151
Joh. Conrad Heidegger.	178
Melchior Kambli.	281
Heinrich Ott.	197
Joh. Georg Sulzer.	120
Caspar Hirzel.	101
Jacob Gujer, genannt Kleinjogg.	269
Salomon Geßner.	130
Joh. Caspar Lavater.	140
Jacob Heß.	146

I.

Karl Spon. (*)

Seine Voraltern waren von Ulm und hatten sich im J. 1551. zu Genf niedergelassen. Im J. 1583. hatte sein Vater das Bürgerrecht in Zürich erhalten. Der Handelschaft wegen begab er sich nach Lion. In dieser Stadt wurde den 25. Christm. 1609. unser Karl Spon geboren. Schon im eilften Jahr seines Alters ward er zur Erlernung der lateinischen Sprache nach Ulm geschickt. Gar bald übertraf er alle Mitschüler und schrieb in dieser Sprache die zierlichsten Gedichte. Eines derselben, zu weiterer Ausführung jener Stelle aus dem Horaz.

Audax omnia perpeti
Gens humana ruit per vetitum nefas

gefiel dem academischen Rector, Ebelius, so wol, daß er ihm darüber in einer poetischen Lobrede antwortete. Von einem seiner Impromptù in saphischen Ver-

(*) S. Bayle Nouvelles de la Republ. des Lettres, Juillet. 1684. und Leuen helvet. Lexicon.

sen, welches er schon im vierzehnten Jahr seines Alters über die Sündflut und über den Brand des Weltgerichtes verfertigte, macht Bayle die größte Lobeserhebung.

Nach der Zurückkunft aus Teutschland, setzte Spon seine Studien in Paris fort. Er wohnte an gleichem Orte mit de Rodon und war im J. 1626. sein Lernjünger in der Philosophie. Der Lehrmeister besaß alle Spitzfindigkeiten der Scholastick und damit verband er die Känntniß der neuern Naturlehre; den Aristot verließ er, um sich auf Epicurs Seite zu neigen, so wie das Lehrgebaüde dieses letztern von Gassendi aufgeraümt worden. Man weiß, wie ungemein Derodon von den Protestanten hochgeschätzt worden; sein Buch, unter Aufschrift das Grab der Messe, wurde durch den Scharfrichter verbrennt, worauf der Verfasser sich nach Genf flüchtete und daselbst starb.

Nachdem Spon unter einem solchen Lehrer zwey Jahre lang die Philosophie gelernt hatte, studirte er izo im J. 1627. noch die Naturlehre in dem Collegium de Lizieux, unter Wilhelm Mazüre. Hierauf ergab er sich der Arzneykunst, welche er ebenfalls zu Paris unter Pijart, Merlet, Cousinot, Charpentier, Guibert, Perreau und Düval, nebst der Meßkunst und Astronomie, unter Joh. Baptista Morinus, studirte.

Im J. 1632. begab sich Spon von Paris nach Montpellier; daselbst erhielt er den Doctorhut in der Arzneykunst. Im J. 1635. ward er in das medizinische Collegium zu Lion aufgenommen, nachdem er vorher, vermög der Gesetze desselben, zwey Jahre lang ausser der Stadt sich in der Praxis festgesetzt hatte. Wenn man

ihn ungefähr zu derselben Zeit zu zween Kranken zugleich berufen ließ, und der eine war arm, der andre begütert, so besuchte er allemal jenen zuerst; denn, sagte er, der Arme könnte hinsterben, aus Mangel eines Arztes, der zur Hilfe herbeyeilen sollte; dem Reichen hingegen wird es leicht seyn, auf der Stelle einen andern holen zu lassen. (*) Cousinot, der Leibarzt des Königs, verschafte ihm im J. 1645. das Diplom eines königlichen Leibarztes. Weit weniger schmeichelte ihm diese Ehre als der haüfige Briefwechsel, den die größten Gelerten, ein Güy Patin, ein Moreau, Hofmann, Reinesius, Fäsch, Sachs, Bernier, Belay u. m. a. mit ihm unterhielten.

Spon war sehr stark in der griechischen Sprache, und die teutsche verstand er eben so gut als die französische. Immer blieb er ein grosser Liebhaber der Dichtkunst. Im J. 1636. brachte er die Aphorismen des Hippokrates in Verse, gab selbige aber niemals heraus. Hingegen edirte er desselben Prognostica, ebenfalls in Versen, unter der Aufschrift Sibylla Medica. Auch die Myologie liferte er in poetischem Vortrag. Durch den Druck hatte er noch folgende Bücher bekannt gemacht:

Appendix chymica in Peredæ Praxin.

La Pharmacopée de Lion.

Volumen Epistolarum Sennerti.

Musculorum microcosmi origo & insertio.

(*) S. Bayle nouvelles de la Republ. des Lettres, Janvr. 1685.

Die meisten medicinischen Bücher, welche zu seiner Zeit in Lion herauskamen, wurden von ihm in Ordnung gebracht, besonders auch des Schenkius observationes medicæ im J. 1644, und Kardans Opera, 1663.

Er war von sanfter Gemütsart, ohn' alle Ehrsucht oder mürrisches Wesen, von wenig Worten, am glücklichsten bey sich selbst in seinem Museum. Ungemein liebte er Ordnung und Genauheit; eben so wie er selbst von allgemeiner Menschenliebe beseelt war, so sah er hinwieder auch sich durchgängig geliebt. — Das Bürgerrecht, welches die Regirung in Zürich seinem Vater bewilligt hatte, ward auch ihm und seinen Nachkommen bestäthet.

Er starb den 21. Horn. 1684. Noch bey Lebzeiten erfuhr er, wie sein eigner Ruhm sich auf seinen Sohn, Jacob Spon, fortgeerbt hatte. Er hatte das Vergnügen, diesen als Mitglied des medizinischen Collegiums zu Lyon, der Academie der Ricrovati zu Padua und der königlichen Gesellschaft in Nimes, wie auch als Schriftsteller verschiedener, vortreflicher Werke zu sehen. Mit Recht konnten auf ihn jene Verse des Ovids angewendt werden:

Natique videns bene facta fatetur
Esse suis majora, & vinci gaudet ab illo.
Metam. XV.

II.

Jacob Spon. (*)

Dieser würdige Sohn eines vortreflichen Vaters hatte bey diesem den besten Grund zu den Wissenschaften gelegt. Hierauf empfieng er den Doctorhut zu Montpellier und begab sich alsdenn nach Straßburg. Daselbst bekam er im Umgange mit Böckler und Karl Patin herrschenden Geschmack für das Studium der Altertümmer. (**) — Im J. 1669. ward er ein Mitglied des medicinischen Collegiums zu Lyon; einige Zeit hernach machte er mit Vaillant eine antiquarische Reise durch Italien; von da gieng er in den Jahren 1675. und 1676. weiter nach Dalmatien, nach Griechenland und nach der Levante; seine interessanten Beobachtungen auf diesen Reisen hatte er durch den Druck bekannt gemacht. Im J. 1683. besuchte er mit dem Apothecker Moze einige französische Provinzen; zur Erweiterung seiner Arzneykunde richtete er sein vorzügliches Augenmerk auf die Mineralwasser und andre Naturseltenheiten in Languedock, Guyenne und Auvergne; schon hatten sie sich den Pyrenäen genähert, als die Religionsunruhen in Dauphine und Vivares ausbrachen; die beeden Reisende kamen in Verdacht, als hätten sie durch Circularschreiben die refor-

(*) geb. zu Lion im J. 1647.

(**) S. Bayle Nouv. Janv. 1685. und Juin 1686.

mirten Gemeinden zur Hintansetzung der königlichen Verbote beredet; schon lief das Gerücht, sie seyn zu Montauban in Verhaft gebracht, und von da nach Paris geführt und an letzterm Orte zum Tode verurteilt worden. Mittlerweile waren sie ruhig nach Bourdeaux gegangen; von da aus wollten sie die umliegenden Küsten besuchen. Nunmehr entstand ein neues Gerücht, als hätten sie die Seehäfen von Guyenne besucht, um den Engländern zur Unterstützung der mißvergnügten Hugenotten den bequemsten Ort einer Landung zu verrathen. Würklich schrieb deswegen ein Prälat nach Versailles. „Sie sehn, schreibt Spon bey dieser Nachricht an Bayle, „was man bey „dem Rufe eines guten Kopfes gewinnt. Wahr ists, „daß dieses Gerücht mir weder Schaden noch Nutzen „brachte. Indeß hätte man mich leicht auf falschen „Verdacht hin, in Verhaft setzen können. Uebrigens „hatte ich meinem Rufe auch verschiedene Vorteile zu „danken; aller Orten, wo ich durchreisete, ward ich „von den Neugierigen, von den Gelerten, von verschiedenen hohen Standespersonen geliebkoset und mit „Gefälligkeit zeigten sie mir die Merkwürdigkeiten der „Gegend. Freylich ohn' ihre Schuld waren diese Vorteile hinwieder mit Nachtheilen begleitet; öfters ward „ich kostbar bewirthet und dabey verlor ich meine Gesundheit. Von hundert unbekannten Personen, die „mich für einen witzigen Kopf ansahn, ward ich so sehr „mit Besuchen belästigt, daß ich kaum Zeit fand, mich „mit meinem Gott zu unterhalten. Zuweilen bezalte „ich ihre Neugier sehr schlecht, wenn sie sich selbst, „wie es öfters geschehn seyn möchte, weit geschickter „fanden als mich; zuweilen konnte ich ihnen vielleicht „einige Befriedigung geben, doch immer weit weniger

„ als sie von einem Manne, der Aufsehn machte, erwar-
„ teten. Man muß es gestehn, daß man den Ruhm
„ nicht selten weit mehr dem Zufall als eignen Bemü-
„ hungen schuldig ist. Mein eignes Beyspiel mag es
„ beweisen. Unter allen meinen Schriften kostete mich
„ keine weniger Zeit und Mühe als mein Sendschreiben
„ an den Pater la Chaise; indeß reisete ich durch keinen
„ Flecken von Languedoc, Guyenne, Xaintonge, ohne
„ daß dieses Sendschreiben mich nicht zum voraus an-
„ kündigte. An verschiedenen Orten wurde es nachge-
„ druckt; ohne Zweifel hielte mans für wichtig, da es
„ so viele Beantwortungen veranlasset. Da ich kein
„ Controversist bin, so ließ ich schreiben, ohne hinwieder
„ zu schreiben. — Auch muß ich nicht vergessen, daß
„ mein Kredit als Arzt mir hie und da viele Kundleute
„ zugezogen und mir oftmals die Reiseunkosten bezalt
„ hat.

„ Je mehr ich mich von meinem Geburtsort entfernte,
„ desto mehr fand ich Zutraun. Dieses Zutraun hinge-
„ gen hatte ich durch die Bücher, die ich herausgab,
„ in meinem eignen Vaterlande verloren; man hielt
„ mich nämmlich im Verdachte, daß ich die Arzney-
„ kunst um der Altertümmer willen hintansetzte, unge-
„ achtet ich diese nur als meine Kartenblätter ansehe. —
„ Uebrigens bekümmere ich mich wenig, ob man mich
„ für dumm oder geistreich, für gelehrt oder unwissend,
„ für heiter oder finster, für reich oder arm halte; mein
„ Hauptaugenmerk geht auf die Erfüllung meiner Be-
„ rufspflichten und auf die Befriedigung des Gewissens
„ u. s. w. “

Seit langer Zeit war seine Gesundheit geschwächt;

nur durch Arzneymittel und durch gelassene Heiterkeit der Seele konnt' er sie ein wenig unterstützen. — Wegen der Verfolgung der Reformirten in Frankreich, begab er sich im J. 1686. aus diesem Reiche weg. Seine Absicht war, sich in Zürich niederzulassen, woselbst er das Bürgerrecht vom Vater geerbt hatte. Unterwegs starb er zu Vevay am Genfersee den 25. Christm. 1686.

Seine Genfergeschichte ist zu verschiedenen malen aufgelegt und im J. 1730. von Abauzit mit einem wichtigen, historisch-critischen Commentar begleitet worden. „In dieser Geschichte, sagt Bayle, (*) „findt man die „Vorschriften der historischen Kunst aufs genauste beobachtet; einen bestimmten, körnigten, simplen Vortrag, ohne Ziererey, ohne überspannte Figuren; grosse „Mässigung im Lob' und im Tadel der verschiedenen, „so wol religiosen als politischen Parteyen.“

Ausser dieser Histoire de Geneve, hat Spon verschiedene, andre Schriften geliefert:

Recherches des Antiquités de Lyon in 8vo. Lyon 1674.

Ignotorum atque obscurorum Deorum aræ. in 8vo. Lyon 1677.

Voïage de Grece & du Levant. 3. Vol. in 12. Lyon 1677.

Reponse à la Critique publiée par Mr. Guillet contre ces voïages, in 12. Lyon. 1679.

Lettre au Pere la Chaise sur l'Antiquité de la Religion. in 12.

Recherches curieuses d'Antiquité in 4to. Lyon 1683.

— Miscellanea eruditæ antiquitatis, in fol. Lyon 1679. und 1683.

Aphorismi novi ex Hippocratis operibus passim collecti Gr. Lat. cum notis, in 12. Lyon 1683.

Observations sur les Fievres & sur les febrifuges, in 12. Lyon 1681. und 1684.

Ueberdieß hat er die Abhandlung von dem Gebrauch des Thees, des Cafee und der Chocolate ins Lateinische übersetzt; auch hat man ihm die Herausgabe von Mons Abhandlung über die Melonen, und von Huguetan l'Avocats Reisememoiren über Italien und über Congo, mit Zusätzen zu danken; zu bedauren ist es, daß er die Herausgabe von Dü Cange griechischem Glossarium nicht völlig zu Stande gebracht hatte.

Unter verschiedenen Handschriften, die er hinterließ, erwähnen wir noch seinen und seines Vaters gelerten Briefwechsel; verschiedene medizinische und physische Beobachtungen; Beyträge zu seinen Miscellanea und zur Geschichte von Lyon, besonders auch Lebensbeschreibungen grosser Männer, in Plutarchs Geschmacke, z. B. Homers, Virgils, Epicurs, Democrits, Hippocrates, Galiens, Corbulons u. m. a.

III.

Heinrich Hottinger (*).

Joh. Heinrich Hottinger ist gebohren den 10. März 1620. Sein glücklicher Fortgang in den Studien vermochte den zürcherschen Schulrath, ihn auf oberkeitliche Unkosten reisen zu lassen. Den 26. März 1638 gieng er nach Genf; nach zweymonatlichem Aufenhalt weiter nach Frankreich; von da nach den Niederlanden. Daselbst studierte er zu Gröningen. Die Neigung zu den morgenländischen Sprachen trieb ihn nach Leyden; daselbst war er Hausinformator bey dem Prof. Golius. Unter dessen Anleitung, wie auch durch den Unterricht eines Türken bracht ers im Arabischen sehr weit. Im J. 1642. ward er als Professor zurück nach Zürich berufen. Vor seiner Heimkunft besuchte er noch England. So bald er nach Hause kam, verheyratete er sich im zwey und zwanzigsten Jahr mit der einzigen Tochter Joh. Heinrich Ulrichs, eines sehr gelehrten Geistlichen in Zürich. Im vier und zwanzigsten Jahr erschien er zum erstenmal auf der Schriftsteller Laufbahn, und zwar in kühner Fehde gegen Pater Morinus. Damals nämlich ward vieles für und wieder die Vollständigkeit der heiligen Bücher geschrieben; diese Voll-

(*) S. Hottingers Bibliotheca Tigurina. Heideggers Vita Hottingeri. Bayle Dictionnaire im Artikel Hottinger. Museum Helvet. Tom. VI. P. 22.

ständigkeit suchten besonders die Papisten verdächtig zu machen. Nun war man mit dem samaritanischen Codex bekannter geworden; aus diesem hofte Morinus Vermutungen gegen das Ansehn des hebräischen Textes schöpfen zu können. Da Hottinger zu Leyden Gelegenheit fand mehrere Codices gegen einander zu halten, so bediente er sich des gesammelten Stofs, um seine Exercitationes Anti-morinianas zu schreiben; ungemein waren sie den Protestanten willkommen. Auch Simon (*) hält diesen ersten Versuch für eine der besten Schriften von Hottinger; zwar auch selber in dieser findt er ihn nicht völlig von aller Partenlichkeit und Uebereilung frey, die er in allen seinen übrigen Schriften bemerket. Immerhin hatte sich Hottinger schon durch diese erste Arbeit die Liebe und Achtung der grössern Männer erworben. Bald also wurde die Hofnung erfüllt, die schon einige Jahre vorher Jacob Golius von dem aufblühenden Jüngling gefaßt hatte. Hottingerum, schreibt er untern 25. Herbstm. 1640 von Leyden an Joh. Jac. Wolph, primum ante sesquiannum hac transeuntem vidi, cœleste aliquid in illo elucere mihi videbatur. In eben diesem Schreiben finden wir, daß Golius sehr eifrig gewünscht hatte, den jungen Hottinger mit dem holländischen Gesandten, Wilhelm Boswell, nach Constantinopel zu schicken, in der Hofnung, er werde daselbst Gelegenheit finden, mehrere Handschriften der griechischen Kirchenväter zu vergleichen und Beyträge zur morgenländischen Kirchengeschichte zu sameln. Keineswegs bloß litterarische Neugier war es, welche bey Golius

---

(*) S. Hist. crit. du V. Test. B. III. C. 19.

diesen Vorschlag erzeugte. Mit Grund glaubte er, daß es für Religion und Kirche grosser Dienst wär, wenn man auf analytischem Weg, Schritt vor Schritt, von unserm Zeitalter bis aufs erste Jahrhundert hinaufsteigen könnte; auf solche Weise würde man, mit Wegraümung fremder Zusäze und Schlacken, der reinen Warheit Fuß für Fuß bis zur Urquelle nachgehen.

In einem andern Schreiben stellt Edw. Pocock unserm jungen Hottinger die Gefahr vor, nach Constantinopel zu reisen; er erwartet von ihm von Haus aus eine critische Ausgabe des samaritanischen Chronicon, wie auch eine arabische Uebersezung der helvetischen Glaubensbekenntniß. Aus den Briefen des Lud. Capellus, die dieser in den Jahren 1641 bis 1643 von Saumür aus an unsern jungen Hottinger schrieb, sehn wir, daß ihm derselbe zwar ebenfalls die Herausgabe des samaritanischen Chronicon empfiehlt, hingegen die lateinische Uebersezung des Korans, wie auch die arabische Uebersezung der helvetischen Confession als fruchtlos mißräth (*). Im J. 1641 schreibt L'Empereur von Leyden an den zürcherschen Kirchenvorsteher Breitinger, daß jeder, dem das Christentum lieb ist, alles aufbeüten sollte, um Hottingern nach dem Oriente und besonders auch Arabien zu senden. Ohne Zweifel daß solche Liebkosungen und Ermunterungen den gelehrten Jüngling, ungeacht er nicht nach dem Orient gieng, mit solchem Enthusiasmus für die morgenländische Litteratur begei-

(*) Von dieser arabischen Uebersezung der helvetischen Confession mag man Heinr. Hottingers Biblioth. oriental. s. 93. nachschlagen.

stierten, daß er, (wenn ich so sagen darf,) den gelerten Orient selber in seine Heimat und in sein Museum verpflanzte. Von izt an hatte Hottinger, seit seinem ersten glücklichen Versuch in der schriftstellerischen Laufbahn, Bücher auf Bücher geschrieben. Das gedoppelte Verzeichnis davon, das eine in chronologischer Ordnung, das andre nach dem Innhalt der Bücher, hat er selber in der Bibliotheca tigurina geliefert. Um so viel erstaunenswürdiger ist seine Vielschreiberey, da er sonst mit academischen und andern öffentlichen Geschäften, mit litterarischen und politischen Besuchen und Briefwechseln ganz überhaüft war. Unter der grossen Menge Fremder, die seines Raths pflegten, darf man nicht die Deputirten der Jansenisten vergessen. Seine Unterhaltung mit denselben wird am Ende von Leydekkers Historia Jansenismi beschrieben.

Nicht lange nach der Herausgabe seiner Exercitat. Anti-morin. zeigte sich für Hottingern Gelegenheit, auch auf einem andern Kampfsplatz neue Lorbern zu sammeln. Im J. 1647. schrieb Wilhelm Gotthard, Canonicus zu Solothurn, sein Solothurner-Magnificat. In demselben untersuchte er so wol historisch als dogmatisch die Geschichte der Thebaischen Legion. Die Absicht war, daß die Vermutung des zürcherschen Joh. Jac. Ulrichs von den zürcherschen Märtern, Felix und Regula, die zur Thebaischen Legion gehört haben sollen, möchte umgestürzt werden. Auf Zureden einiger Gönner enthielt sich Hottinger nicht länger, in teutscher Sprache eine bescheidne Wiederlegung zu schreiben. In derselben bewieß er so wol aus den h. Büchern als aus der alten Kirchengeschichte, daß die reformierte Kirche

weder den Vorwurf der Neuerung noch den Vorwurf des Abfalls verdiene, da hingegen die römische Kirche sich beyder Vorwürfe schuldig gemacht habe. Die historische Lehrart, deren er sich hiebey bediente, zündete über diesen Streit mit den Papisten ein grosses Licht an. Hierüber ward er von Laurenz Forer angegriffen; siegreich antwortete er diesem, so wol anderstwo, als auch besonders in dem ersten Theil der Kirchengeschichte.

Da indeß Hottingern der Lehrstul der hebräischen Sprache anvertraut worden, so schrieb er im J. 1647. die beyden Libros Erotematum; hierauf folgte später, im J. 1661. der Innbegriff der jüdischen Theologie. Schon im J. 1651. hatte er zum Privatgebrauch der Zuhörer den Scelet der Kirchengeschichten entworfen; unvermerkt wuchß er zum grossen, reichhaltigen Werk an. Im J. 1651. schrieb er die morgenländische Kirchengeschichte besonders. Damit dieselbe nicht allzusehr überhäuft werde, so gab er im J. 1561. die morgenländische Archäologie und die kirchliche Topographie abgesöndert heraus. Sehr vieles hatte er über den Alcoran und über die Staats- und Religionsverfassung der Türken gesammelt; allein immer bedaurte ers, daß man den Muhamedismus lieber durch Schwerdt als mit der Feder wiederlegt saß.

Nachdem er bißher verschiedene andere Lehrstüle bekleidet hatte, ward ihm im J. 1653. die Professur des alten Testaments und zugleich der Controversen aufgetragen; damit war das Canonicat-Einkommen verbunden. — Im J. 1652. hatte er seine chaldäisch-syrische Sprachkunst edirt; in den Jahren 1653 und 1654. seine historischen, patristischen, philologischen Analecta;

Hiezu kamen noch sein Katalog der unterschobenen Autoren, seine Probe historischer Philosophie, sein helvetisches Irenicum, seine Methode die helvetischen Geschichten zu lesen u. s. w.

Im J. 1655. erschien seine Ausgabe der mosaischen Geseze nach Anleitung des Rabbi Levi von Barcellona. Nach dem Geist des Zeitalters glaubte man solche Schriften nicht bloß für die theologische Jugend wichtig, sondern auch selbst für die Juristen. — Um den morgenländischen Geschmak zu verbreiten, schrieb er zu Heidelberg sein Smegma orientale und viel anders. — Hierauf folgeten seine morgenländische Bibliotheck, die Cippi hebraici, die Abhandlungen von den Innschriften und Denkmalen, von den Gewichtern, Maaßen, Münzen der Araber und besonders der Ebräer.

Einige Zeit stand er in Heidelberg als Aufseher des Collegii Sapientiæ, als academischer Rector, als Decan der theol. Facultät und Assessor des Kirchenrates. Mit den pfälzischen Churfürsten gieng er im J. 1658. auf die churfürstliche Versamlung zu Frankfurt. Unter anderm hatte er daselbst wichtige Berathschlagungen mit Ludolfus, so wol zur Beföderung des Heils der Kirche überhaupt, als auch besonders zur Ausbreitung derselben in Asien und Africa; sie hoften, daß aus diesen Weltgegenden noch viele Hilfsmittel zur Aufklärung der alten Kirchengeschichte könnten herbeygeschaft werden.

Als Wiederhersteller und Lehrer der heidelbergschen Schule schrieb er die Orationem Sæcularem de Collegio Sapientiæ; dieselbe begleitete er mit Nachrichten von dem Ursprung, von dem Wachstum und den Freyhei-

ter der heidelbergischen Academie; auch schrieb er die heidelbergischen Primitias über die Hilfsmittel zu Auslegung der heiligen Bücher; über die Ursache der Glaubensverbesserung; über den Nuzen der hebräischen Schriftsteller bey Lesung des neuen Testaments; verschiedne irenische Aufsäze über die Kirchenvereinigung; vom Sabbat, und zwar von dem jüdischen, dem christlichen, dem matrianischen, mahomedanischen, heydnischen; von den Gözen des alten Tastaments u. s. f. So schrieb er die theologisch-philologische Untersuchung über die Schöpfungsgeschichte; so die beeden Centurien philologisch-theologischer Fragen über die christliche Lehre u. s. w. nebst vielen academischen Streitschriften von der Auferstehung der Todten, von den Kennzeichen der sichtbaren Kirche, von den verschiedenen Bibelübersezungen u. m. a. In seinem morgenländischen Etimologicon oder Lexicon harmonicum heptaglotton werden die Wurzelwörter der hebräischen Sprache alle entweder aus der Bibel beschrieben, oder, wo sie daselbst nicht anzutreffen waren und bey den Ebräern ungebräuchlich geworden, aus der chaldäischen, syrischen, arabischen, äthiopischen Sprache wiederhergestellt. Durchgängig wird die Verwandtschaft zwischen der Muttersprache und den Töchtersprachen, die Verbindung zwischen Stamm, Zweig und Wurzeln bemerket. — In der morgenländischen Archäologie oder Schaubühne wird der bürgerliche, der öconomische, litterarische, religiose Zustand der Araber, der Perser, Türken, Tartaren, Indier, Mauritaner, überhaupt der Muhamedaner geschildert.

Erst im J. 1661. ward von Heidelberg wieder nach Zürich

Zürich berufen. Außer einer Menge academischer Schriften schrieb er nunmehr in IV. Theilen den Bibliothekar. In dem ersten handelt er von den Pflichten des Bibliothekars, von den Bibliothecken überhaupt u. s. w. In dem zweiten von der biblischen, — in dem dridten von der patristischen Gottesgelehrtheit, nebst Leo Africanus Nachricht von den arabischen Scribenten. — In dem vierdten Theil kömt sowol überhaupt als besonders die topische, symbolische, systematische Theologie vor.

Vom J. 1661. bis zum J. 1667. ward in Zürich unter oberkeitlichem Schuze an einer teutschen Bibelübersezung gearbeitet. (*) Ohne Zweifel wird es zu näherer Bestimmung des damaligen theologischen Geschmakes nicht wenig beytragen, wenn wir im Auszug einige von den vornemmsten Vorschriften einschalten, welche dieses biblische Collegium, grossentheils auch von unserm Hottinger beseelt, zu beobachten gut fand:

„ A. Bey der Interpretation ist nothwendig zugewahren.

„ 1. Daß selbige geschehe durch ein gewisses bestimmtes Collegium, damit nicht entweder die Arbeit durch „ ungleiche Hand ungleich, oder auch gar versaumet „ werde, welches dennzumal geschehen möchte, wenn „ kein gewisses Collegium geordnet, sondern es je einer „ dem andern überlassen würde.

„ 2. Daß, weil die Arbeit einem Collegio zu schwer,

(*) S. Inspector Simlers Urkundensamlung, Band I. Th. III. Abschn. VIII. s. 914. fol.

„ die Presse auch nicht wol durch dasselbe möchte ge-
„ fertigt werden, zwey Collegia geordnet werden, deren
„ das eine das alte Testament — das andre das neue
„ Testament sammt den apocryphischen Büchern für
„ die Hand nehmen würde.

„ 3. Die Interpretes beyder Collegiorum sollen ge-
„ wisse Tage und Stunden ansezen.“

„ 4. Ehe man zu dem Werk selbst schreitet, soll der
„ Præses ein kurzes Gebeth verrichten.

„ 5. In der Translation sollen allezeit zween den
„ Originaltext vor sich haben; die andern aber versio-
„ nem tigurinam latinam, sonderlich Belgicam Tremelii
„ & Junii; wo eine Ungleichheit sich erzeigt, es sey in
„ textu originali oder in Versionibus, soll man selbige
„ anzeigen und alsdann darüber deliberiren, ob und
„ was man in dem vorgelesenen Exemplar ändern soll.
„ Sonst soll es quoad rem ipsam bey der alten Ueber-
„ sezung, so viel als möglich, sein Verbleiben haben.

„ 6. Den Stylum und Orthographiam betreffend, soll
„ es dergestalt eingerichtet werden, daß die Version so
„ wol in der Eidgenoßschaft als bey den Hochdeutschen
„ verständlich sey.

„ Die Sache aber selbst soll mit aller Treu, ex fon-
„ tibus, exemplo Belgarum, examinirt und nach den-
„ selben geschlossen werden, also daß auch die Empha-
„ ses, wo der Genius linguæ germanicæ solches ertra-
„ gen mag, ausgedruckt werden sollen.

„ 8. Schwere Dubia sollen nach Hause getragen,
„ daselbst wol untersucht und erst hernach wieder im

„ Collegio proponirt werden: Was dann einhellig
„ oder mit mehrern Stimmen gut gefunden wird, an-
„ genommen werden.

„ 9. Hebraïsmi, Ellipses und was sonst Lichts be-
„ darf, soll allzeit in Margine ausgezeichnet und erklärt
„ werden.

„ 10. Wo möglich, soll nicht allein die Orthographie
„ durchaus die gleiche seyn; sondern es sollen auch die
„ gleichen hebräischen Phrases überal gleich teutsch ge-
„ geben werden.

„ 11. Die Concordanzen sollen fleissig beobachtet wer-
„ den, aber nicht zu weitläufig seyn, auch nicht so
„ weit herbeygezogen, sondern dergestalt eingerichtet
„ werden, daß der einfältige Leser durch die Conse-
„ quentias nicht mehr irre gemacht als erbaut werde.

„ 12. Eben diese Beschaffenheit hat es mit den Rand-
„ argumenten und Summariis Capitum u. s. w.

Wenn wir nun die Ausgabe, die im J. 1667. bey Bodmern in groß Folio gemacht worden, mit diesen Anstalten vergleichen, so findt es sich deutlich, daß die Ausführung des Werkes dem Entwurfe sehr wenig entspreche. Von allen den Verbesserungen, an welchen das biblische Collegium, unter Hottingers Vorsize, fünf ganze Jahre gearbeitet hat, sind auch nur wenige gebraucht worden. Um so viel mehr ist dieses zu bedauern, da die noch übrigen, handschriftlichen Fragmente von Männern herrühren, welche, wie z. B. die Hottinger, die Waser, Schweizer, Wolf, Ott, Lavater u. s. w. weltbekannte Verdienste um die h. Critik

gehabt haben. Ohne Zweifel, daß so wol durch andere Geschäfte als auch durch den plözlichen Hinscheid unsers Hottingers glücklichere Vollendung dieses Bibelwerkes verhindert worden.

Sehr unruhig war dieser Zeitraum wegen des Aufruhrs der schweizerschen Bauern. Ungeachtet aller oberkeitlichen Vorsorge zur Begünstigung des Broderwerbs, war nichts desto weniger während des dreissigjährigen Krieges und auch nachher hie und da selber in den eydgenössischen Gegenden der Mangel so drükkend, daß Löwenberg und Scheibe in verschiedenen Kantons das Volk aufwiegelten. Unter diesen critischen Umständen blieb nichts desto weniger die zürchersche Regierung, so wol wegen wolthätiger, oberkeitlicher Vorkehr als auch durch väterlichen Einfluß der Geistlichen, der Treu des Volkes so sehr versichert, daß es den Zürchern gelang, vermittelst ihrer Truppen die Aufrührer wieder zum Gehorsam zu bringen. Wegen dieser und andrer öffentlichen Staatsangelegenheiten ward nun Hottinger im J. 1664. mit Erfolge als Gesandter nach den Niederlanden versendet. Zu allen Zeiten schien die republikanische Staatsverfassung der Zürcher auf den Geist der zürcherschen Litteratur und auch selber auf den Klerus grossen Einfluß zu haben. Wie groß der Einfluß dieser leztern auf die Litteratur so wol als auf die Regiegierung gewesen, hievon hatten wir anderstwo Anlaß, Beyspiele zu geben. Einen neuen Beweiß finden wir in dem revidirten geschwornen Brief oder der Magna charta der Zürcher vom J. 1654. Schon im J. 1647. gab zu solcher Revision die Geistlichkeit Anlaß. Bey dem Artikel von der Wal der Glieder des grossen Rathes

bewürkte dieselbe, daß, anstatt der Worte nutz und gut der Ausdruck wegst und best mußte eingeführt, d. i. nicht bloß ein nützliches und gutes, sondern das beste Subject in den Senat erwält werden. Das priesterliche Ansehn im Staate scheint den Rang des schönen Geschlechtes in der Haushaltung zu gleichen; da beyder Einfluß selten genug bestimmt ist, so ist es schwer, sie in Schranken zu halten; zu Constantinopel sind die Weiber Sclavinnen, zu Paris sind sie Göttinnen. Ungefehr eben so wie in der Privathaushaltung die Gränzen des männlichen und des weiblichen Einflusses, so scheinen in der Haushaltung des Staates der Einfluß der Regirung und das Ansehn des Geistlichen in einander zufliessen.

Für die Kirche und für die gelerte Welt überhaupt geschaffen, hielt nichts desto weniger Hottinger sich dem Vaterlande besonders verbunden. In dem Geist eines patriotischen Helvetiers schrieb er die Methode zur Lesung helvetischer Geschichten, in dem Geist eines staatsklugen Zürchers verfertigte er, nebst der Geschichte der vaterländischen Schule und der zürcherschen Bibliothek, auch das Speculum tigurinum. Was für Schwirrigkeiten man ihm bey Herausgebung leztrer Schrift gemacht habe, zeugt ein Schreiben, welches sich auf der carolinischen Bibliothek in Zürich unter Hottingers handschriftlichem Thesaurus befindt. Dasselbe ist von dem damaligen Bücher-Censor, Heinrich Rahn, aufgesezt und giebt einige Begrieffe, wie beträchtlich die Aufseher über die Freyheit der Presse gewesen. Unter andern heißt es: „da soll und will ich ganz nichts re„den, ob nicht etwann zu besorgen seyn möchte, daß

„ eine und andere fürschützige (voreilige) præjudicium;
„ nämmlich was der Herr Gevater mit eifriger Be-
„ schirmung der Sache Gottes bey papistischen Leuten
„ für Haß und Widerwillen auf sich geladen, das wolle
„ er jzt mit dem Schein der liebreichen Zusammenzie-
„ hung wiederum verstreichen: Item diese Schreibart
„ sey weder gemäß seinem Stand noch seiner Profes-
„ sion, und heisse schier: ne Sutor ultra crepidam.
„ Ferner daß sein Werk etliche Allegate in sich halte,
„ die wegen ihres allzugrossen Lobes und Ruhms in
„ dem Mund dessen, den der Ruhm auch angeht,
„ nicht wol tönen; etliche aber von solchen Personen
„ herfliessen, die uns nur darum rühmen wollen, da-
„ mit wir desto sicherer zu ihrem Vorteil verleitet wür-
„ den, als da von Pabst Julio, Leone und ihrem Le-
„ gaten Ennio Veruláno geschehen; und dieser Wahn
„ diene uns mehr zum Schimpf als zu Ehren: dan-
„ nethin geben wir hiedurch die Krankheit und gänzli-
„ che Beschaffenheit unsers Standes männiglichen zu
„ erkennen, welches nicht allein eine Unvorsichtigkeit,
„ sondern zu Anstellung böser Rathschläge ein gefährli-
„ cher Wegzeiger sey. — Das aber irret mich nicht
„ wenig, daß der Herr Gevater aus vielen Considera-
„ tionen die Materie nicht darf ausspüren, und nicht
„ zu rathen wäre, daß er es thäte. — Der Herr Ge-
„ vater geht nur dahin, gemeiner Eidgenoßschaft zu in-
„ sinuiren, wie höflich ihr angelegen seyn solle, die
„ so theuer erworbene Freyheit wol zu beobachten;
„ nur mit wenigem berührende, was zu dero Erhal-
„ tung und Fortpflanzung gedeyhlich seyn mag, gleich
„ einem Arzt, der einem zwar mit seiner Krankheit
„ bang genug, und der Gesundheit begirrig genug

„ macht, aber daneben nicht eröffnen darf, was zur
„ Widerbringung der Gesundheit dienstlich sey: Eben
„ also dürfte der Herr Verfasser nicht zu allen Mit-
„ teln rathen, die unserm kranken Stand seine ver-
„ lorne Kraft restauriren thäten, als z. E. ein Mittel
„ wäre: 1. Daß wir uns hüten vor denjenigen Für-
„ sten und Ständen, die unter dem Schein der Reli-
„ gion erstlich unsre Trennung, nachmals unsern Un-
„ tergang anzuspinnen suchen. 2. Daß wir einander
„ die Pündte, Verkommnisse, Landfrieden und Verträ-
„ ge als der Fundamentalweg eydgenössischer Vertrau-
„ lichkeit treulich hielten und denselben gemäß in allen
„ Mißverständnissen, ohne Passion, Bitterkeit und
„ Schmüzreden procediren liessen. 3. Daß kein Theil
„ zu Nachtheil oder ohne Consens des andern Pünd-
„ nisse und Verträge aufrichten thäte. 4. Daß die Ob-
„ rigkeiten durch Haltung guter Justiz bey den Unter-
„ thanen die Furcht — durch Moderation aber und
„ schleuniges, unpartheyisches Rechthalten auch gegen
„ Leute ungleicher Religion bey denselben die Liebe
„ und Anmuthung gewinnen thäten; bey den Tag-
„ sazungen sich nicht miethen, noch auch bey ihnen
„ einige verdächtige, oder fremden Fürsten mit Dien-
„ sten, Genoßsamen oder Ehrenstellen verknüpfte Tag-
„ herren sitzen liessen; und was sonst für heilsame
„ Arzneyen mehr seyn möchten, darüber mehr zu seuf-
„ zen, als dem Herrn Gevater rathsam zu schreiben
„ wär. — —

„ — Auch werden berührt allerhand alte vergeßne
„ Streite zwischen uns und den papistischen Orten u.
„ s. w. Hiebey kann nicht unangedeutet gelassen wer-

„ den, daß der Unterschied der Religion uns nicht
„ allein nicht trennen, sondern je mehr und mehr zu-
„ sammen halten soll; unter andern unnachtheiligen
„ könnte man auch diesen Grund brauchen, weil frem-
„ de Fürsten uns unser Gewissen kizeln, und damit
„ uns jaloux und wiederwillig machen, wir uns um so
„ viel mehr vor ihnen und ihren Rathgebern hüten;
„ und denn mit Exempeln erklären, daß solche Für-
„ sten einzig ihre Ambition und die Erweiterung ihrer
„ Gränzen angelegen, diene ihnen die Religion; sie
„ brauchen sie zum prætext, so lang sie sich dessen zu
„ geniessen; diene sie ihnen nicht, so sey ihnen eine
„ Religion wie die andere u. s. w. "

Je mehr überhaupt in den einheimischen, politischen Zwisten die Verschiedenheit der Religion mächtiges Treibrad gewesen, desto weniger darf der politische Einfluß der Geistlichen befremden. Nicht nur auf die innern, eydgenössischen Angelegenheiten, auch auf die auswärtigen Negoziationen und Staatsgeschäfte war dieser Einfluß eines Breitingers und Hottingers verbreitet. So genau waren Altar und Rathhaus, Zepter und Rauchfaß verbunden, daß nicht selten die Theologen Regirungsräthe, und die Regirungsräthe Theologen geworden.

Wenn wir den Geschmack von Hottingers Zeitalter, wenn wir den herrschenden Enthusiasmus für die heiligen Sprachen und Altertümmer bemerken, so finden wir diese Rückkehr zur Quelle der Ofenbarung durch die Ueberzeugung veranlaßt, daß in den Sodbrünnen der Scholastick vergeblich reines Wasser gesucht werde. Vormals wards für litterarischen Aufruhr gehalten, das

Joch des Aristotelismus von sich zu werfen. In dem dreissigjährigen Krieg, da Teutschland weniger Zeit fand, sein Augenmerk auf Schulprozesse zu richten, fieng man an, ungestörter zu denken. Im J. 1633. hatte des Cartes die Wirbel einer neuen Schöpfung geschaffen. Alles Wiederstands ungeachtet, fand dieses System zahlreiche Anhänger. Da demselben nun einmal der Aristotelismus zu weichen anfieng, so befremdete es je länger je weniger, wenn nach und nach eine Hypothese die andre verdrängte. So entstanden eine Menge philosophischer Neulinge. Je schweerer es würde, sich aus dem Chaos wiedersprechender Lehrmeinungen herauszuwinden, desto geneigter schien man, die Schuld der Menschen auf Rechnung der menschlichen Vernunft selber zu schreiben. Je weniger man diese zu Erforschung der Warheit hinreichend hielt, desto eifriger ward zur Ofenbarung und zu den morgenländischen Denkmalen Zuflucht genommen. So entstand der Geschmack der mosaischen und überhaupt der morgenländischen Philosophie. Ohne Zweifel daß es nicht Hottingers Schuld war, wenn hie und da vergifteter Hauch des Morgenlandes die Seuche des Mysticismus erzeugte, wenn bald platonische und pythagoräische Zückungen entstanden, bald Zoroasters Emanationen und die Dämonologie der Gnosticker spuckten. Wie sehr sich dieser Philosophie der Beseßnen Hottinger entgegengesezt habe, beweißt unter andern desselben Betragen bey den Inspirationen Jacob Redingers (*). Zum Vorteil dieses zürcherschen Schwär-

(*) S. Meisters Vorlesung über die Schwärmerey, Th. 1. f. 79.

mers schrieb Comenius nach Zürich. Nur unter dem Beding machte ihm Hottinger Hofnung zur Begnadigung, wofern Redinger der Inspirazionen müssig gehen würde. Da alles Zureden umsonst blieb und der heilige Schwärmergeist in Werken des Fleisches sich äusserte, so ward endlich der Fanaticker aus der bürgerlichen Gesellschaft ins Tollhaus verwiesen.

Je mehr überhaupt die Gemüter in entgegengesezte Lehrmeinungen sich theilten, desto mehr hielten sich die Wächter der Bundeslade zum Eifer gegen diejenigen berechtigt, welche mit profaner Hande ihr nahten. Der Vorwurf einreissender, babylonischer Verwirrung der Sprachen und Geister, besonders auch die politischen Unruhen, welche die Religionszwiste in den Niederlanden gezeugt hatten, schienen auch in der Schweiz einen Damm gegen die ausbrechende Frechheit des Geistes notwendig zu machen. Aus Frankreich und aus Holland brachten die jungen Zürcher neue Lehrsäze nach Haus; so wol auf der Kanzel als im Umgang sezten sie dieselben mit solchem Triumph durch, daß dadurch die alten Lehrer beleydigt und zu strengern Maßregeln gegen jede geringste Abweichung von dem herrschenden Systeme gereizt wurden. Unter anderm hatte dieses ein sonst sehr geschickter und würdiger Geistlicher in Zürich, Michael Zinck zu seinem größten Schaden erfahren. Im Julius 1660. stand er im Markte bey einem Buchhändler, der ihm erzählte, Doctor Heidegger schreibe über die Frage: ob Christus für alle Menschen gelidten habe? Zinck sagte: Was darfs viel des Schreibens? Bleiben wir bey dem, wie die Vorfahren unsrer Kirche sich wol und gründlich erklärten! Ihrer Meinung bin ich, daß Chri-

stus die Versöhnung für unsre Sünden sey, nicht allein für die unsern, sondern der Welt. Wären wir hiebey geblieben, so hätten wir die Unversöhnlichkeit mit den Lutheranern nicht vermehrt. Einige von den Anwesenden waren nicht träge, Zincken als Verführer und Häreticker anzugeben; eben so fertig war der Kirchenrath, ihn vor sich zu fodern. Nicht befriedigend genug fand es nun dieser, daß der Angeklagte sich hinter den Schuz der helvetischen Confession begab; izt wollte man ihn unter die Kanonen der Dordrechtersynode fassen. Das Ansehn derselben wollte er so schlechterdings nicht anerkennen, weil sie in etlichen Puncten der eydgenössischen Glaubensbekänntniß entgegen lief. Sogleich ward die Schlußfolge gezogen, die Gegner dieser Synode seyen Arminianer gewesen, folglich sey Zinck auch ein Arminianer. Den 23. Augstm. 1660. ward er aufs Rathhaus in Verhaft gebracht. Alle seine Schriften und Bücher wurden oberkeitlich untersucht und auf die Seite geschaft. Ungeachtet mächtiger Freunde im Rathe und unter den Bürgern, lief er Gefahr ein Schlachtopfer des erbitterten Clerus zu werden. Als er in sein Haus zurückgekommen war, formirte dieser neue Anklagen; er sagte, Zinck wolle das Wort Person von der h. Dreyeinigkeit nicht gelten lassen; ihm liege Adams Fall nicht recht; er laügne die Menschwerdung Christi; den h. Geist nenne er Mercurius; sage, er habe einen Leib; sage, Spizköpfe wollen in matricem schauen; er laügne die Auferstehung des Fleisches; sage, die Wiedergeburt geschehe im Körper; das Zeichen △ bedeute Feuer und Wasser, es sey aber ein paracelsischer Zaubercharacter, dem er grosse Kraft zuschreibe u. s. w.

Den 10. November kamen die geheimen Räthe und einige ihnen zugegebene Rathsglieder mit den Kirchenvorstehern zusammen, sie lasen die Auszüge, welche diese leztern aus Zinckes Papieren gesammelt hatten. Folgenden Tags kam eine ungenannte Person zu Zinck, diese brachte ihm die Nachricht, es sey schon vorgeurteilt, daß er der Pfarre zu St. Jacob entsezt, vom Predigtamt gänzlich verstossen und des Bürgerrechtes beraubt werden solle. Eine Meinung gehe dahin, man soll ihn einmauren; eine andre, man soll ihn durch Feuer oder durch Schwerdt hinrichten. — Schon lang war ihm sein Weib angelegen gewesen, daß er sich durch Flucht retten soll; diese Warnung vermocht ihn nunmehr, ihr zu folgen, noch mehr vermocht ihn hiezu der sonderbare Gedanke, daß seine Oberkeit nicht eingewickelt werde, sich an unschuldigem Blut zu vergreifen, welches ihr einst viel Reu und Kummer verursachen müßte. Am Abend desselben Tages gieng er mit seinem Weibe in der Dämmerung aus der Stadt, oft dem Verschmachten näher als dem Leben; er ließ drey Töchter und einen Knaben zurück. Seine Entweihung sezte die ganze Stadt in Unruhe; Wächter wurden vor alle Thor gestellt; Sbirren mit Gewaltsschein ausgeschickt, ihm nachzujagen. — Er hatte mit seinem Weib den Weg nach Röteln genommen. Der Marggraf vergönnte ihnen in Weilen, einem Flecken dieser Herrschaft, sich niederzulassen. Hier lebte der gute Mann ohne Amt sparsam von dem Seinigen bey friedlichen Leuten von der lutherischen Lehre. Gleich nach seiner Entweichung schrieb er an den Rath. In dieser Apologie bezeigte er für denselben die tiefste Ehrfurcht, für seine Lehrmeinungen die gewissenhafteste Ueberzeugung, für sein Be-

tragen die reinsten Absichten. Er gab allemal, und in allen Briefen zu verstehen, daß die Räthe wären hintergangen und von der Priesterschaft aufgehezt worden. Zinck starb im Julius 1676. unbegnadigt im siebzehnten Jahr seiner Flucht und Verbannung.

Wie sehr unserm Hottinger alle und jede Abweichungen von der rechtglaubigen Lehre zu Herzen gegangen seyn, hievon mag unter anderm ein Schreiben zum Beweis dienen, welches er den 12. Junius 1664. an Joh. Buxtorf hatte abgehen lassen. (*) Ex iis, schreibt er, qui inter nos magnis cæteroquin pollent dotibus, non pauci sunt φιλαυτοι, κακοζηλοι, quibus nihil, quod ipsi non extruserint, placere potest. Masculam gravitatem theologicam in tumultuosam contendendi libidinem licenter nimis convertunt, & cum nihil superesse existiment, quo famam sibi aut victoriam contra communes Adversarios polliceantur: nova moliuntur, cæteros, qui idem non sentiunt, veluti fungos contemnentes. Novitatis pruritu adeo multi insaniunt, ut vitam citius quam Helenam, quam magno reipublicæ christianæ detrimento depereunt, amittere sint parati. Quæ in multis Academiis amentur aut colantur studia, tute optime nosti. Nova nomina, nova philosophorum portenta ita omnia occupant Subsellia, ut vix pro veritate amplius cum Veteribus, sed vel pro Aristotele, vel Cartesio pugnetur. Sanctarum linguarum studium, in quo superiori seculo majores nostri revocando tam mascule

(*) Aus Hottingers handschriftlichem Thesaurus epistolaris, der bey seinem würdigen Erben, Prof. Hottinger in Zürich verwahrt liegt.

laborarunt, quam paucis vel mediocriter placet? Intra prima statim elementa plerique subsidunt, magis ad rancidam aliquam & mucosam scholasticorum distinctionem attendentes, quam ὑποτυπωσιν ὑγιαινοντων λογων. Quid Salmurium paucis abhinc annis nobis peperit, quæ ἐκτρωματα extruserit, totus ferme novit europæus orbis & luget. Je mehr die Streitsucht auf dem Acker der Kirche Dörne und Disteln erzeugte, desto wichtiger schien Hottingern unermüdetes und tiefes Studium so wol der alten Sprachen als der alten Geschichte. Ohne dieses Studium konnten die Menschensatzungen nicht genug in ihre Blösse dargestellt, ohne dasselbe die Religion keineswegs zur ersten, lautern Quelle zurückgeführt werden. Wenn also immer mehrere mit müssigen und verwegenen Spitzfündigkeiten sich wendeten, wenn alle Schriften und alle Cathedern und Kanzeln mit Untersuchungen über den Antichrist, über Consubstantiation und Transsubstantiation, über Homoousität und Homoiousität, über Gnadenwal und über allgemeine und besondere, über bedingte und unbedingte, zuvorkommende, begleitende, wiederstehliche, unwiederstehliche Gnade u. s. w. wenn alles mit solchen fürwitzigen und fruchtlosen Betrachtungen angefüllt war, so glaubte Hottinger, alles dieses Unkraut der Disputirsucht am sichersten durch Sprachwissenschaft, durch Auslegungskunst und Kritick, durch historische Nachforschungen wegraumen zu können. Kleinfügig mögen vielleicht manchem unsrer heutigen Philosophisten, Belletristen, Sentimentalisten solche herkulische Bemühungen scheinen; und gleichwol sollten die guten Jungens bedenken, daß derjenige, welcher Moräste verschüttet, Waldungen öfnet, Felsenströme ableitet, Strassen und Wege durch Gesträuch und über Gebirge anbaut

u. s. w. ungemein mehr den Landbau befödert als derjenige, welcher in dem schon gebauten Garten eine Nelcke gepflanzt hat. Auch in dem wirklich angebauten Lande thut derjenige weit mehr, welcher pflügt und ansät, als der Schnidter im Aerndtefeld.

Mitten in seiner litterarischen Laufbahn ward Hottinger vom Tod überrascht. Im J. 1667. fuhr er mit seiner Famillie auf der Limmat in sein Landguth nach Sparenberg. Das Schif ward an einem Felsen zerschmettert. Hottinger, sein Schwager und ein Freund hatten sich durch Schwimmen gerettet. Als Hottinger vom Ufer her sein Weib und drey seiner Kinder in Lebensgefahr aufm Wasser erblickte, stürzt' er sich, um diese zu reten, von neuem in die Fluten; er ertrank und ausser seinem Weibe, dem Schwager und der Dienstmagd ward niemand gerettet.

IV.

Joh. Heinrich Heidegger.

Joh. Heinrich Heidegger erblickte das Licht der Welt den 1. Jul. 1633. zu Bärentschweil, wo sein Vater Pfarrer war. (*) Wegen kränklichen Zustandes konnte ihn dieser nicht selbst unterweisen. Im J. 1642. ward also der Knabe der gelehrten Aufsicht eines sonst selzamen Mannes, aber grossen Kenners der Meßkunst und Naturlehre, nämmlich Michel Zinggs, Pfarrers im Fischenthal anvertraut. Bald hernach kam er in die Schule nach Zürich. Allein nach frühzeitigem Verluste des Vaters entfiel ihm aller Mut zum Studiren. Da er indessen schon im J. 1647. auch die Mutter verlor, so vermochten seine gelehrten Gönner, Rud. Stucki und Heinr. Hottinger über den verwaysten Jüngling so viel, daß er aufs neue unter die gelehrte Fahne schwur.

Indessen waren die h. Schriften sein vorzüglichstes Studium. In der dictactischen Gottesgelehrtheit hatte er sich des Antistes Breitingers Aphorismen mit Stuckis Scholien ganz eigen gemacht und auch (nach dem Geschmack der Zeiten) die Polemick eifrig getrieben. Ueberall hatte er sich den Altingischen Wegweiser zum Leitfaden genommen. Unter Jo. Wirzen disputirte er bey Gelegen-

(*) S. Heideggers selbstverfertigte Historiam vitæ, Tig. 1698.

Gelegenheit der Jansenistischen Händel wieder den fälschlich vorgegebenen Consensus der päpstlichen Lehrer; unter Rudolph Stucki gegen die jesuitische Schule; unter Joh. Heinr. Hottinger über den Ursprung der päbstlichen Irrtümmer in Betreff der h. Bücher.

Hierauf reisete der junge Heidegger nach Marpurg, um den Crocius zu hören. Auf der Reise besuchte er im J. 1654. in Basel den Theodor Zwinger, den Joh. Buxtorf, Joh. Rud. Wetstein, Joh. Duräus, welcher aus Schottland wegen des Unionsgeschäftes nach Teutschland gekommen war. Zu Straßburg pflog er Umgang mit Conr. Dannhauer, mit Heinr. und Sebast. Schmid. In Marpurg hörte er nicht nur des Crocius Vorlesungen, sondern genoß auch seines täglichen Umgangs bey Hause. Bey Sebast. Curtius nahm er Unterricht über die jüdischen Controversen und hörte Collegia über das System des Samuel Maresius. Christ. Fried. Crocius gab ihm Anweisung in den morgenländischen, besonders in der arabischen Sprache.

In Heidelberg setzte er unter Hottingers Aufsicht die morgenländische Studien sehr glücklich fort; unter Fried. Spanheim nahm er Unterricht in der Kirchengeschichte. Daselbst gerieth er mit seinem helvetischen Landsmann Ludwig Fabritius, in genauste Freundschaft. Da dieser erst neulich von Paris zurückgekehrt war, so zog von demselben Heidegger besondere Vorteile in Absicht auf Weltkänntnis, französische Sprache und Sitten. In Heidelberg wurden dem Fabrizius der griechische, Heidegger aber der hebräische Lehrstul anvertraut. Zu gleicher Zeit geriethen sie in genaue Bekanntschaft mit Joh. Freinsheimius, ehmaligem Instructor der Königin Chri-

stina. Dessen Vorlesungen über die Carthagischen, Numidischen, Achaischen und Pergamischen Altertümmer besuchte Heidegger ungemein fleissig; besonders auch bereicherte er sich im Umgang desselben mit Känntnissen der neuern Geschichte und der Politick.

Bey aller Belesenheit und gelehrten Critick gab Freinshemius ein Beyspiel der grösten Bescheidenheit und Güte des Herzens. Oftmals pflegte er zu Heidegger zu sagen: Ut docti simus, necesse non est: ut simus boni, siquidem beati esse cupimus, unice necesse est. Im Privatumgange unterhielten sie sich gerne mit einander über die Gründe der Sittenlehre. Indem sie mit einander den Aristoteles, und zwar vorzüglich dessen moralisches System an den Nicomach lasen, bemühten sie sich dasselbe mit der christlichen Sittenlehre zu vergleichen und die Vorzüge der letztern zu zeigen. In diesen Unterredungen wurden die gute Vernunft und die menschliche Natur, statt sie mit der Offenbarung zu verbinden, gerne in einem allzuschlechten Lichte vorgestellt, in der Einbildung, daß diese durch den Contrast desto mehr hervorglänzen werde. Ohne Zweifel waren die nachgelassenen Handschriften des Freinshemius: **Gespräche über des Aristoteles Buch von den Sitten nach Platonischer und Ciceronianischer Methode**, wie auch seine Disticha ad Aristotelem de Moribus, quibus ejus errores succincte perstringuntur: diese und andere Schriften waren die Früchte der mit Heidegger gehaltenen Unterredungen.

Nachdem Heidegger mit Hottingern die Heidelbergische Schule wieder in Ordnung gebracht hatte, ward er im J. 1659. als Professor der Gottesgelehrtheit nach Stein-

furt beruffen. Er ward also von dem pfälzischen Churfürsten gnädig entlassen und beym Abschied mit einer güldenen Schaumünze beschenkt. Hierauf trat er mit Erlaubniß der zürcherschen Regierung die academische Reise nach Steinfurt an. Unterwegs gerieth er in Duisburg in enge Freundschaft mit Joh. Clauberg und Martin Hundius. Zu Steinfurt hielt er Vorlesungen über die Gottesgelehrtheit und über die Kirchengeschichte.

Als er im J. 1660. nach Zürich zurück kam, verheuratete er sich mit Elisabeta von Dun, der einzigen Tochter eines reichen Handelsmannes.

Im J. 1661. gab er seine Streitschrift gegen den Stephan Curcelläus heraus: Von der christlichen Freyheit in Betreff der Nahrung und Speisen, besonders des Bluts und des Erstikten: Hierauf reisete er nach den Niederlanden und besuchte zu Deventer den Heinrich a Diest, Anton Perizonius, Georg Grävius, zu gleicher Zeit traf er auch daselbst den Leydner Gelehrten Fried. Gronov an. Mit den meisten unter denselben war er seither in ununterbrochenen Briefwechsel geraten.

Zu Amsterdam machte er Bekanntschaft mit Joh. Comenius à Moos; zu Leyden mit Joh. Coccejus und Georg Horn. Ungeachtet Heidegger den Coccejus und seine bildliche Theologie ungemein hoch schätzte, so war er nichts desto weniger weit von sclavischem Coccejanismus entfernt, und vielleicht auch deswegen, weil der Coccejanismus in Zürich als eine Art Neuerung keineswegs im angenehmsten Geruch stand. Ueberall vermied er so wol kluglich als friedlich alle besondern Nammen

in Uner und isten, indem er einzig die h. Bücher als Richtschnur des Glaubens verehrte.

Bald hernach edirte er seine Schrift von dem letzten Ueberschritsfeste; in derselben widerlegte er die Meinungen des Brougtons und Cloppenburgs und der beyden Cardinäle Toletus und Baronius. Ungefehr zu gleicher Zeit kam seine Schrift gegen das Tridentinische Concilium heraus. — Im J. 1664. edirte er seine Schutzschrift für die reformirte Lehre, indem er gegen Bernh. Dresing die Gleichförmigkeit derselben mit der Augspurgischen Bekanntniß darthat. Diesen Streit wird man nicht für ein blos litterarisches und theologisches Gezänk ansehn, wenn man bedenkt, daß die Absönderung der Reformirten von der Augspurgischen Confession sie zugleich der Privilegien dieser letztern und des Friedens im Reiche beraubt haben würde.

Da sich zwischen Holand und zwischen dem Bischof von Münster alles zum Ausbruch des Kriegs neigete, so fand es Heidegger für seine Famillie gefährlich, länger in Steinfurt zu bleiben. Er sendte also sein Weib und seine zwey Kinder nach Zürich, und begleitete sie bis nach Heidelberg. Als er daselbst den Seinigen den Segen gegeben und einige Tage mit Hottingern zugebracht hatte, kehrte er allein nach Steinfurt zurück. Auf dieser Schule hielt er bey Anlaß des Türkenkrieges, als er sein Pro-Rectorat niederlegte, die feyerliche Rede von der Religion der Mohamedaner. Bald hernach, da wegen benachbarter Kriegesunruhen die Schule zu Steinfurt Noth lidte, verlies sie auch Heidegger und erhielt in Zürich den Lehrstul der christlichen Sittenlehre. In dieser Zeit edirte er einige moralische Abhandlungen; dieselben er-

hielten besondern Beyfall von Joh. Duräus, der sich damals wegen des Unionsgeschäftes in Zürich verweilte.

Im J. 1666. wurden allerlei grillenhafte Weissagungen von dem nahen Ende der Dinge verbreitet. Dieses veranlaßte Heideggern zur Herausgabe einer teutschen Schrift über das Lied Moses, aus welchem er, nach dem alegorischen Geschmack des Zeitalters, die Zeiten der christlichen Kirche und die Zeichen derselben bestimmte und also einem schädlichern und gröbern Aberglauben einen andern unterschob, der es weniger war. Auch schien nachher Heidegger selbst zu bedauren, daß er allzu kühn dem innern Heiligtum des Tempels sich zu nahen gewagt hatte. Oefentlich erklärte er sich, daß er seine besondern Begriefe über die Revolutionen der Kirche niemand aufdringen wolle. (*)

In folgendem Jahr kam der erste Theil seiner Patriarchengeschichte heraus. Vermittelst derselben versuchte ers, Welt und Kirche, die im grauen Altertum gleichsam verschwinden, aus dem Abgrund herauf und vor unsere Augen zu ziehn, indem er den bürgerlichen so wol als den religiosen Zustand der Erzväter mit der Fackel der Geschichte und der Critick aufzuklären bemüht war. Da nämmlich Baronius die Geschichte des neuen Bundes, und Salianus und Tornielus die Geschichte des alten Bundes nicht ohne Partheygeist behandelten, so ward er dadurch veranlasset, die ganze heilige Geschichte bis auf die Geburt Christi genauer zu beleuchten; daraus sollte eine historische Gottsgelehrtheit, und ein gründ-

(*) S. Heideggers Lebens, §. LXXIII.

liches Lehrgebäude der göttlichen Offenbarung nach ihrem Ursprung, ihrer Uebereinstimmung und Entwicklung entstehen. Allenthalben war er bemüht, die Vollständigkeit des hebräischen Textes gegen den Angriff moderner Kunstrichter zu sichern, die Dollmetschungen der Hebräer, besonders des Jarchi und Abenezra mit ihren Glossen zu prüfen, die anscheinenden Widersprüche zu vergleichen, wie auch besonders die Glaubwürdigkeit des Josephus gegen seine Widersächer zu schützen.

Im J. 1667. ward durch Hottingers Hinscheid der Lehrstul der Theologie erledigt. (*) In seiner Antritsrede handelte er von dem fatalen Tode berümmter Männer und ergrieff hiebey Gelegenheit, Hottingers Leben zu schildern.

Bald darauf verfertigte er gegen Reding und Baldinger eine Streitschrift über die Wallfarten, wodurch er sich in der päpstlichen Nachbarschaft besondern Unwillen zuzog.

In gleichem Jahr ward er auf Coccejі Absterben als Lehrer der Gottesgelehrtheit nach Leyden beruffen. Ungeachtet die Generalstaaten auf das feyerlichste bey der Regirung in Zürich anhielten, so ward gleichwol den 26. Febr. vor Rathe erkennt, daß Heidegger möchte ersucht werden, in Zürich zu bleiben. Auch ausser der Vaterlandsliebe, war er hiezu wegen kränklicher Leibesbeschaf-

(*) Die Besetzurg desselben fand man so wichtig, daß bey der Wal nun zum erstenmal der Eid gebraucht wurde. Ungeachtet selbst Heidegger nicht orthodox genug schien, fiel doch die Wal einmüthig auf ihn.

fenheit desto geneigter. Aus gleichen Ursachen schlug er auch ein Jahr hernach den gleichen Beruf aus, da er ihm nach Valkeniers Hinscheid von Fried. Spanheim zum zweiten male aufgetragen wurde.

Im J. 1671. trat zu Amsterdam der zweite Theil seiner Patriarchengeschichte ans Licht. Demselben fügte er die patriarchalische Zeitrechnung bey. Ungeachtet die Materialien zur Fortsetzung der biblischen Geschichte von ihm schon haüfig gesamelt waren, so ward er doch von der Ausführung dieses Werkes durch andere Geschäfte abgehalten, die uns zwar heut zu tage weniger wichtig vorkommen mögen, die aber nichts desto weniger damals dringend genug waren, als man noch nicht anderst als durch Krieg den glücklichen Frieden erkaufte, dessen wir jzo geniessen. Eben je mehr uns heut zu Tage so viele Streitschriften gleichgültig, überflüssig und unwichtig scheinen, desto mehr sollten wir von ihrer ehmaligen Wichtigkeit überzeugt werden, da sie es gewesen, welche fernere Streitschriften unnütz gemacht haben. Heidegger hatte ausser dem Einsiedler Mönch Reding und dem Probst Baldinger zu Baden, mit Carl Sfondrati, Abbt zu St. Gallen, und nachherigem Cardinal, hitzige theologische Streite. Kein Bedenken machte er sich, die Stelle Offenbarung Johannes XVIII. 6. zum Wortzeichen in dem Krieg gegen das Papstum zu nehmen. In diesem Streitgeiste schrieb er im J. 1672. seine Zergliederung der Tridentinischen Kirchenversammlung, das Grab derselben, die Abhandlung von der Empfängniß der h. Jungfrau und ihre Geschichte u. s. w. diesen folgte ein Band von dreissig academischen Dissertationen, deren Innhalt grossentheils die Kirchen- und Ketzergeschichte seiner Zeiten betraf.

Ausser dem Krieg (wie man sich damals gerne auszudrücken gewohnt war) ausser diesem Krieg mit auswertigen Widersächern der reformirten, zürcherschen Kirche, drohten in dem Schoß dieser leztern immer Unruhen, zu deren Beylegung Heidegger allen Kräften aufbot. (*) Wenn wir in dem Streit mit den Arminianern und Amyraldisten sein Betragen mit seinen anderweiten Grundsätzen bisweilen in anscheinendem Widerspruch finden, so werden wir mit Wehmut gestehn, daß leyder nicht selten die Neigungen und Begrieffe des Privatmannes mit den Grundsätzen der öfentlichen Person oder eines ganzen Collegiums im Streite stehn. So Hierarchisch heut zu Tage manchen Heideggers Aufführung vorkommen möchte, so schien er doch nichts desto weniger, in so fern er für sich selbst und allein dachte und handelte, zur Vertragsamkeit keineswegs ungeneigt.(**) Doch hierüber mag er sich selber rechtfertigen.

„ Seit langem her, schreibt er in seiner Lebensbeschrei„ bung, (†) waren in den reformirten Kirchen von „ Frankreich verderbliche Zwiste über die Kraft des Ver„ söhnopfers und über andere verwandte Puncten ent-

(*) S. die heideggerschen Handschriften über die Formulam Consensus, die auf der Carolinischen Bibliotheck in Zürich verwahrt sind.

(**) S. Heideggers Dissert. II. de Concord. Protest. ecclef. T. 37. Hæc, sagt er, solet esse hominis parum pii, prudentis, & pravæ prorsus Sententiæ addicti, perversitas & pervicacia, ut à sua opinione diffidentes, pharisaïco supercilio rejicere & aversari audeat, qui cum ipso per omnia non sentiunt; puerulorum instar, quibus si, e nucibus aut calculis viginti, unum abstuleris, reliquos omnes simul, plorabundi & indignabundi abjiciunt.

(†) S. Heideggers Hist. vitæ P. 97. folg.

„ standen. Hierüber triumphirten die Feinde der reformirten Kirche in der eiteln Erwartung, daß sich dieselbe durch sich selbst zu Grund richten werde.

„ Ursache zu diesen innern Unruhen war der unzeitige „ Eifer der reformirten Gottesgelehrten zu Saumür. „ Diese übrigens gelehrten, frommen und rechtglaubigen Männer suchten in der erbaulichen und loblichen „ Absicht die reformirte Lehre mit der augspurgischen „ Confession zu vereinigen, den Umkrais der Gnadenwal zu erweitern. So bald Amyraldus seine Bücher „ über die Prädestination, über Natur und Gnade edirt „ hatte, so ward ihm von Seite der helvetischen, reformirten Kirchen auf das kräftigste so wol als auf das „ freundschaftlichste die weitere Verbreitung seiner besondern Grundsätzen mißrathen. Amyraldus rechtfertigte sich in einer weitlaüfigen Schutzschrift gegen den „ zürcherschen Antistes Jac. Irminger. Indessen stimmten die Lutheraner schon hie und da Triumphlieder „ an, daß die Amyraldisten durch ihre Lehren die augspurgische Confession unterstützen. Einige junge Gelehrte aus den vornemmsten Geschlechtern, welche Amyralds Schüler gewesen, giengen in Genf so weit, „ daß sie ungeachtet alles Wiederspruches ihrer anderstgesinnten Väter, die Lehrmeinungen des Amyraldus, „ des de la Place und des Capellus selbst von dem Catheder verfochten. Um so viel mehr mußte dieses Betragen beleydigen, da zu Genf schon im J. 1649. der „ Amyraldismus durch besondere Canons eingeschränkt „ worden. Von seite der helvetischen Kirchen wurden „ im J. 1669. die Academie und Kirche zu Genf, ja „ die Regirung selber schriftlich ersucht, sich nicht von

„ den übrigen reformirten Kirchen zu trennen. Um so
„ viel mehr Würkung erwartete man von diesem Schrei-
„ ben, da Franziscus Türretinus eifrig für Beybehal-
„ tung der alten Rechtglaübigkeit besorgt war. Nichts
„ desto weniger verbreitete sich unter den jungen Studi-
„ renden nicht nur in Genf, sondern auch in Zürich und
„ anderstwo der Amyraldismus je länger je weiter, und
„ brütete eine Menge andrer Neuerungen, die man der
„ öfentlichen Ruhe des Staats so wol als der Kirche
„ nachtheilig glaubte; in der gleichen Schule nämm-
„ lich, in welcher Amyraldus den Universalismus lehrte,
„ stritt auch de la Place wieder die Zurechnung der Erb-
„ sünde, und Capellus erweiterte die Freyheit der h. Cri-
„ tick.

„ Von seite der helvetischen Cantons, Zürich, Bern,
„ Basel, Schafhausen ward daher im J. 1674. den Leh-
„ rern und Predigern der Auftrag eines Entwurfes zur
„ Kirchenvereinigung gemachet. Nach langem und weit-
„ laüfigen Briefwechsel unter den schweizerschen Gottes-
„ gelehrten kamen sie zuletzt überein, daß eine solche Formula Consensus sollte verfertiget werden, und zwar
„ nicht blos, wie man Anfangs gesinnt war, eine all-
„ gemeine überhaupt, sondern eine bestimmte und spe-
„ cielle, welche nach vorgetragener Lehre der Wahrheit
„ gewisse Irtümmer mit bestimmten und ausgedruckten
„ Worten anzeigen und verurtheilen sollte. Zur Ver-
„ fertigung einer solchen Lehrformel schlug Heidegger
„ den Baslerischen Theologus Lucas Gernler vor; al-
„ lein da dieser eben in diesem Zeitpunct aus der strei-
„ tenden Kirche in die triumphirende versetzt wurde, so
„ ward das ganze Geschäft auf Heideggers Schultern

„ geladen. Diesem Geschäfte durfte er sich um so viel
„ weniger entziehn, da der zürchersche Canton in sol-
„ chen gemeinschaftlichen Kirchenangelegenheiten nicht we-
„ niger als in den politischen die Direction hat. Er
„ verfaßte also fünf und zwanzig Puncten von dem Um-
„ fang der göttlichen Gnadenwal, von dem Ansehn und
„ der Vollständigkeit des hebräischen Textes, von der
„ Zurechnung der Erbsünde und andern verwandten
„ Lehrsätzen, vermög welcher die Meinungen der Schule
„ zu Saumür sollten kraftlos gemacht werden. Diese
„ Lehrformel ward in teutscher und lateinischer Sprache
„ der zürcherschen Synode vorgelegt und nach durch-
„ gängig erhaltenem Beyfall den XIII. März 1675. ob-
„ schon nicht ganz einhellig von dem grossen Rathe ra-
„ tificirt und vermittelst Beyfügung des Stadt Insigels
„ zu einer obrigkeitlichen Verordnung erhoben. Bey der
„ nächsten Tagsatzung ward diese Formel von den drey
„ übrigen reformirten Cantons auf das feyerlichste be-
„ stättigt; zugleich ward dieselbe den reformirten Kir-
„ chen von Glarus, von Appenzell, in Graubündten,
„ wie auch den Städten St. Gallen, Mülhausen, Biel
„ und Neuburg mitgetheilt." So weit Heideggers ei-
„ gene Nachricht.

In der ganzen reformirten Schweiz ward also die Formula Consensus genehmigt. Durch was für verschiedene Wege und Mittel dieselbe hie und da durchgesetzt worden, lassen wir für einmal in zwar eben nicht allzuheilliges Dunkel versteckt seyn. So viel ist unverborgen, daß zu Neuburg der Decan der Geistlichkeit im J. 1676. für sich allein die Formel im Nammen der ganzen Classe

unterzeichnet hat. (*) Dieses geschah aus blosser Gefälligkeit für die Cantons; denn seither wurde von dem Consensus in dieser Gegend nicht weiter geredet.

Im gleichen Jahr ward auch Genf eingeladen, dem Beyspiel der Evangelischen Cantons zu folgen. Diese bisher fruchtlose Einladung wurde von dem Canton in Zürich im J. 1677. den 22. März wiederholt. Beynahe zwei Jahre daurte es, bis die Genferische Kirche, und zwar lange nicht einmüthig, das Formular annehmen und der Magistrat dasselbe ratificiren wollte. Im Nammen der gesammten Geistlichkeit unterzeichneten der Moderator und der Secretair der Kirchenversammlung.

In einigen Gegenden dauerte indessen der allzustrenge Consensus nicht gar zu lange. Zu Genf ward er im J. 1706. abgeschaft und deswegen erhielt diese Stadt von Friedrich I. König in Preussen Beglückwünschungsschreiben. (**) Ueberall sahn die auswertigen Kirchen diese neuen Fesseln der Gewissensfreyheit ungerne. (†) Man begreift nämmlich, daß mehr als jemals durch solche Einschränkungen die Vereinigung der protestantischen Kirchen mußte gehindert werden. Die Strenge, womit die Prediger den französischen Flüchtlingen, welche sich in der Schweiz niederliessen, zur Unterzeichnung des Consensus genöthiget wurden, zog den Evangelischen Stän-

(*) S. Memoires pour servir à l'Histoire des Troubles arrivées en Suisse à l'occasion du Consensus par Crousaz.

(**) S. Türretins Nubes Testium S. 150.

(†) S. Burnets Voïage de Suisse & d'Italie, S. 118. folg. Auch bemerke man, daß der Bischof von Meaux bey Gelegenheit des Consensus die Schweizer aufzieht S. Hist. des Variations B. XIV. Art. 119. 120.

den im J. 1686. von dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, ein Schreiben voll begründeter Vorwürfe zu. Die Antwort der Cantons beweiset, daß sie unvermerkt anfiengen, dieser Lehrformel weniger Ansehn zu geben. (*) Wirklich hörte der Antistes von Basel auf, dieselbe unterschreiben zu lassen. Ihm folgten seine Nachfahren. In Bern und Zürich hingegen behauptete sich dieser Consensus, ungeachtet der vielen Zwiste und Unruhen, die er erzeugte.

So trocken und eckelhaft es immer seyn mag, so enthalten wir uns doch nicht, die eine und andere Stelle aus dieser Lehrformel hier einzurücken, da wir auf solche Weise die herrschenden Begriffe und den theologischen Geist von Heideggers Zeitalter einiger massen ins Licht setzen können. In dem zweiten wird der hebräische Codex tum quoad consonas, tum quoad vocalia sive puncta ipsa, sive punctorum saltem potestatem als authentisch, und tum quoad res, tum quoad verba als theopnevstisch erkläret. (**) In dem vierdten Canon werden sine ulla meriti Operum vel fidei prævisione ganz unbedingt die einen zur ewigen Seeligkeit, die andern zur ewigen Verdamniß bestimmt. (†) Nicht ohne Schauer wird man

(*) S. die Historiam Formulæ Consensus vom J. 1723. die man Hottingern zuschreibt.

(**) Damit vergleiche man die freyere Denkart unsers diesmaligen, hochverdienten Theologus, Joh. Casp. Meyers, in seiner Differt. de Relig. & Theologiæ christianæ vera Indole, Tig. 1778. Auch schon Pictet in der Theol. chret. B. I. C. 16. und Du Pin in der Diss. prélim. sur la Bible B. I. C. 4. hatten gegen jene Puncten- und Letternverehrung geeifert.

(†) S. Pictet de Consensu ac Dissensu inter Reformat. & August. Confess. Fratres. S. 59.

den Partheygeist bemerken, der solche Härte im Ausdruck erzeugte; wie ungemein entfernten sich nicht diese Vorstellungen von den weit gelindern Begriffen der ersten Reformatoren? Nun aber scheint es einmal das Loos des menschlichen Geistes, daß bey den Einblasungen des unglückseligen Controvers Dämons jede Partei die andere auf das entgegengesetzte Extrem hinaustreibt. Unser Heidegger schien zu unaufhörlichem, theologischen Kriege verurteilt; Kaum, daß seiner Meinung nach, durch den Consensus die Kirche gegen den Amyraldismus verschanzt war, so fand er schon wieder neuen Anlaß, sich in der Kirchen-Tatick zu üben.

Bey dem feyerlichen Umgang der Glarner zum Andenken der Näflerschlacht hatte Abbt Reding zu Einsiedeln die reformirte Lehre und ihre Bekenner, Heideggern besonders, auf so unanständige Weise gescholten, daß er, einzig durch Flucht, der Raache der reformirten Glarner zu entrinnen vermochte. Auf obrigkeitlichen Befehl sah sich Heidegger genöthigt, in einer teutschen Schrift das Ansehn der reformirten Kirche gegen das Papstum zu schützen. Ausser einer Menge andrer Streitschriften, besonders auch gegen Caspar Langen und Christoph Otto, edirte er nun im J. 1680. den zweiten Theil seiner academischen Abhandlungen, meistens polemischen Inhaltes; im J. 1688. sein biblisches Handbuch und Rudolph Hospinians Leben. Während dieser Zeit wurde ihm der theologische Lehrstul zu Gröningen aufgetragen, welchen er aber aus Liebe zum Vaterland und aus väterlicher Sorge für die einheimischen Kirchen ausschlug. Um dem Unfall dieser letztern zu begegnen, bediente sich Heidegger desselben Kriegeslistes, dessen sich Scipio gegen Han-

nibal bediente, da er den Krieg nach Carthago selber versetzte um seine Flammen von Rom zu entfernen; er glaubte nämmlich die Ruhe seiner Kirche am besten sicher zu stellen, wenn es ihm gelingen wurde, in dem Schooß der päpstlichen Kirche selber Unruhe zu stiften. In dieser Rücksicht edirte er im J. 1684. die Geschichte des Pabstums als eine Wiederlegung der Maimbourgischen Historie des Calvinismus und Lutheranismus. Damit begleitete er zugleich Guicciardins päbstliche Geschichte. So viel wichtige Aufklärung dieses Werk gab, so erreichte es doch keineswegs die Absicht des Verfassers, sondern pflanzte nur desto grössere Verbitterung. (*)

Weit entfernt, daß in diesem Zeitraum die Polemick bloß mit der Feder wäre geführt worden, hat man vielmehr häufige Beyspiele von thätlicher Feindseligkeit. — In einer eydgenössischen Versamlung, den 14. May 1695. giengen die catholischen Kantons so weit, daß sie in den Abschied einrücken liessen: „Es sollen so „viele Theile des Landesfriedens seyn, als mitregierende „Kantons.“ Gerade zu war diese Erklärung den Verträgen von den Jahren 1632 und 1652. zuwieder. Von Zürch aus ward also das Abscheidsinstrument zurückgeschickt und hierüber an die uninteressirten Cantons geschrieben. Da auf erfolgter badischer Tagsatzung die Catholischen nicht nachgeben wollten, schlugen ihnen die Reformirten das eydgenössische Recht vor. Jene behaupteten, sie wären unwiedersprechlich befugt, überal in den gemeinen Herrschaften ungehindert die catholi-

---

(*) S. Bayle Nouv. de la rep. des Lettres, mai 1684. N°. VI. Juin N°. 1. mai 1685. N°. 1.

sche Religionsübung zu gestatten und hierüber bedürfe es keines eydgenössischen Spruches. Der Streit schien hitzig zu werden. Auf den 19. Augstmonat ließ Bern eine neue Tagsatzung nach Baden ausschreiben. Der französische Bottschafter, Herr Amelot, verhinderte durch seine Vermittlung weitere Entzweyung, und so ward auf einmal die catholische Religionsübung, welche der sarganser Landvogt in Wartau hatte einführen wollen, wieder verhindert.

Da es uns übrigens weniger um die Geschichte dieses oder jenes besondern Prozesses, dieser oder jener einzelnen Gemeinden, Haushaltungen, Personen zu thun ist, als vielmehr überhaupt um die Geschichte des Nationalgeistes, um die Abschilderung des Zeit-Caracters im Grossen; so werden wir den Leser keineswegs durch Herzälung aller nun mit Recht vergessenen, obschon damals noch so wichtigen Begegnissen ermüden. Daher übergehen wir, wie zu mehreren Malen die reformirten Prediger in den gemeinen Herrschaften gedrängt, wie ihnen diese und jene Lasten aufgelegt und sie in Ausübung der gottesdienstlichen Geschäfte eingeschränkt worden; wir übergehn, wie manchmal durch Versprechungen und Draüungen schwache oder leichtsinnige Gemüter zum Abfall bewegt, minderjährige Kinder den Eltern entwendt, lüderliche Jungens und Dirnen dem reformirten Matrimonialrichter entzogen und unter Hofnung der Dispensation vor das bischöfliche Chorgericht zu Costniz gelockt worden. Nur diese allgemeine Anmerkung enthalten wir uns nicht, im Vorbeygehn zu machen, wie ungemein bey solcher Ungleichheit der Religion

ligion unter den mitregirenden Orten, bey solchen sich kreuzenden Intressen, Gerichten, Verhältnissen auch der geringste Prozeß verwickelt, eben deswegen wichtig, und dadurch der Nationalgeist zu juridischen Spitzfündigkeiten aufgelegt worden. Daher vielleicht, daß man in dem Character der Schweizer ein so ganz eigenes Gemisch auf der einen Seite von Schlauheit und Scharfsinn, auf der andern Seite von Naivität und Einfalt gewahr wird; jene scheinen ihren Grund in den verwickelten Verträgen, Gesetzen und Rechten zu haben; diese in dem unbedeutenden Umfang des Landes und dem bescheidenen Ertrage desselben.

Je eifersüchtiger Zürich, diese Mutterkirche der Reformation in der Eidgenößschaft war, desto mehr interessirte sich diese Stadt für die Wolfahrt der protestantischen Kirchen überhaupt. Beweis hievon die Befreyung der ungarschen Geistlichen aus den Fesseln der neapolitanischen Galeeren. Grossentheils bewürkte sie Heidegger durch den Admiral Michael Ruyter und durch den holändischen Gesandten am kaiserlichen Hofe, Hammel Bruyninck liebreich wurden viele dieser befreyten Galeerensclaven, und zwar ohne Unterscheid, luthersche wie reformirte, von Heideggern und andern zürcherschen Lehrern bey Monaten bewirthet.

Während daß diese leztern so liebreich sich auch auswärtiger Glaubensgenossen annahmen, vergassen sie keineswegs der Vorsorge für die Brüder im eigenen Lande. Hievon zeugt die milde Stiftung für die mangelbare würdige Predicanten und derselben Wittwen, (*)

(*) S. J. Jac. Simlers Samlung alter u. neuer Urkunden, II. B. III. Th. S. 948.

welche von der gesammten zürcherschen Geistlichkeit zu Stadt und Land gemacht ward. „Nicht allein ward „die Beförderung dieser frommen Stiftung bey allen „Gelegenheiten empfohlen, sondern auch erkannt, daß „von nun an die halbjährigen Synodalsteuren aus den „Classen oder Capiteln zu Stadt und Land, und zween „Drittel von denen taxirten Silbergaben, wegen Be„föderung auf Kirchen- und Schuldienste, dieser neuen „Stiftung in Zukunft zufliessen sollen. — Den 12. „Herbstm. 1670. ward von Prof. Joh. Lavater denen „Geistlichen in der Stadt die erste Rechnung von Ver„waltung des Prädicanten-Fonds überreicht und dar„inn 2000 Pf. Cap. an fünf Vergabungen gezeiget. „Als sich hernach bey der dridten Rechnung den 11. „Herbstm. 1673. bewiesen, daß diese Stiftung mehr „und mehr in Aufnahme komme, so ward das ganze „System dieser Verwaltung in besondere Artickel ver„faßt und von gesammter Stadt- und Landgeistlichkeit „der hohen Obrigkeit zur Ratification übergeben, wel„che hierauf den 1. Christm. 1673. mit verdientem „Beyfall bewilligt wurde. “

Im J. 1682. entstand die grosse Verfolgung der Hugenoten in Frankreich. Zu derselben trugen die falsche Politik des königlichen Beichtvaters La-Chaise, wie auch die Schriften des Jesuiten Maimbourgs und des Bischofs Bossuets viel bey. — Einigermassen (wofern diese Vergleichung nicht zu groß tönt,) hatte für Schweiz, für Teutschland und Holand die Aufhebung des Edikt von Nantes ähnliche Wirkung mit derjenigen, welche die Eroberung von Constantinopel auf Italien gehabt hat. Gleichwie durch die vertriebenen Griechen griechi-

sche Kenntnisse zu den Abendländern gebracht wurden, so wurden durch die vertriebenen Franzosen französische Sprache, französische Lebensart, Künste, Gewerbe in mehrere Gegenden von Europa verpflanzet. Gleichwie bey uns z. B. der Geist polemischer Chicane von Sedan und andern französischen Schulen nach Zürich gekommen, so kam nun in neuern Zeiten aus Frankreich die Morgenröthe der schönen Litteratur, die freylich noch hie und da keineswegs den Nebel aller Barbarey aufzulösen im stand war. Wenn wir indessen die Verdienste der französischen Flüchtlinge um unsre Künste und unsern Handel erkennen, so dürfen wir hiebey die Verdienste der Stadt Zürich gegen jene unglücklichen Exulanten auch nicht aus dem Auge verlieren.

Wegen der verfolgten Piemonteser wurden von der reformirten Eidgenoßschaft mit dem Hofe zu Turin verschiedene Unterhandlungen gepflogen. Endlich erlaubte der Herzog, daß die Unglücklichen nach der Schweiz gehn. Den 1. Jenner 1687. kamen Briefe von Bern nach Zürich, daß die Piemonteser an den Bernerschen Gränzen anlangen. Von Zürich aus ward David Holzhalb als Commissar nach Bern geschickt, um den Antheil für Zürich zu empfangen. Den 2. Januar wurden in letztrer Stadt alle Zünfte versamelt und denselben von Obrigkeit wegen die Verpflegung von 1400 Personen empfohlen; von diesen sollten 700. in der Stadt selber, die andre Hälfte aber auf der Landschaft beherberget werden. Der Constafel wurden zugeordnet 80, der Zunft zu Safran 84, der Zunft zur Meisen 57, zum Weggen 30 Personen. Jedes Mitglied des grossen Rathes verpflichtete sich zur Verpflegung eines der neuen Ankömm-

linge. Die Geistlichen und andere begüterte Bürger nahmen freywillig eine oder mehrere dieser Personen zu sich. Da unter dem Volk von einigen die Vorsorge für die Piemonteser getadelt und dieselben als Empörer gegen den Landesfürsten ausgeschrien wurden, mußte deswegen auf den Kanzeln ernstlich wieder die Unzufriedenen geprediget werden. Die Flüchtlinge, welche in Privathaüsern keinen Unterhalt fanden, wurden obrigkeitlich in öffentlichen Haüsern, als im Spittal, St. Jacob, Spanweyd, Oettenbach, Selnau gegen 20. fl. für vier Monate versörget. Auch der neue Studentenhof zum Fraumünster ward geraümt und in demselben für 60 Personen Anstalt gemacht. Die Anzal der vertriebenen Piemonteser in unserm Lande belief sich auf 2560. Die Eydgenössische Deputirte, welche zu Chambery um Lediglassung der Prediger und der Officiers anhielten, bekamen von dem Herzog die Antwort, daß er dieselben nicht herausgeben werde, bis die Piemonteser, die er ungern in der Nachbarschaft dulde, die Eydgenoßschaft werden geraümt haben. Man erwiederte, daß man selbige ohne Begleit der Prediger nicht weiter hinschicken könne. Den 20. März 1687. ward zu Zürich der heldenmüthige Hauptmann Pelançon bestattet, auf dessen Haupt der Herzog 90 Duplonen gebotten hatte. Den 21. April gleichen Jahres ward in der grossen Rathsversammlung zu Zürich erkennt, daß David Holzhalb, Secretair, an den Grafen von Waldegk sollte abgeschickt werden, um zu vernemmen, ob die Piemonteser (wie man sich verlauten ließ) in desselben Gebiet sich niederlassen können. Die Piemonteser in unserm Canton waren aber dreiste genug, daß sie sich erklärten, sie werden nicht aus unsern Gegenden wegziehen, bevor ihre

Prediger, mit welchen sie rathschlagen müßten, losgelassen, auch die übrigen Gefangenen in Freyheit gesetzt und ihnen bey 2000 Kinder, deren sie beraubt worden, ausgeliefert werden. In Bayreüt wurden die französische Flüchtlinge ganz anderst behandelt. Daselbst ließ der Fürst ein Regiment für Venedig aufrichten und bediente sich hiezu der vertriebenen Hugenoten. Eben so kam in gleichem Monat ein französischer Bauer mit seiner ganzen Haushaltung aus Hessen nach Zürich zurück, und klagte, daß zwar der Landgraf einigen von den Flüchtlingen einen gewissen Wald zum umgraben überlassen; nachdem sie aber damit fertig geworden und die Waldung zu Acker gemacht haben, seyen die Einwohner des Landes gekommen und haben sich des urbar gemachten Bodens unter landesherrlichem Ansehn bemächtigt.

Den 17. May reiseten von Zürich bey 95 französische Flüchtlinge nach Brandenburg; auch kam Wertmüller, Deputirter der Evangel. Cantons, vom Würtembergischen Hofe zurück, mit Bericht, daß der Administrator und die Stände die Piemonteser geneigt aufnemmen werden. Im Maymonat entdeckte man, daß diese letztern Pistolen, Pulver, Bley und Säbel anschaften, und sich vernemmen liessen, daß sie lieber wieder heimkehren und daselbst entweder die Freyheit oder der Märtyrer-Tod suchen, als länger so armselig leben wollten. Die Angesehensten wurden deswegen zusammenberufen und von diesem Beginnen abgehalten. Den 15. Augstm. giengen auf einmal 140 Flüchtlinge von Zürich nach Teutschland. Zu Ende des Julius ward für die Kinder der französischen Hugenoten allhier eine französische

Schule eingeführt und denselben hiezu eingeraümt die erste Classe in der Schule zum grossen Münster.

Mitten im Augstm. kam der Commissar Schieg und die mit ihm gesandten Piemonteser vom Stuttgartischen Hofe wieder zurück und berichteten, daß sie im Würtembergischen Gelegenheit zu Wohnungen gefunden, und zwar für 200 Haushaltungen, jede zu acht Personen gerechnet; nebst den Haüsern wurden ihnen auch Weinberge und Aecker und Wiesen bewilligt; über Winter sollten sie freye Kost haben, auch eine eigne Kirche, und der Prediger jährlich 300 fl. bekommen. Dagegen sollten die Piemonteser 80000 fl. erlegen. Diese zeigten wenig Lust, die Schweiz und besonders den Canton Zürich zu verlassen. Von den französischen Flüchtlingen hingegen sollen von Anfang des Augstm. bis zum 26. gleichen Monats 826. Personen durch Zürich durchgereißt seyn. Als man die Piemonteser nach Brandenburg und zwar in die Uker-march verschicken wollte, woselbst ihnen der Churfürst ganze Städte und Dörfer anbot, überreichten sie der zürcherschen Obrigkeit ein Bittschreiben, daß sie nicht möchten dahin versandt werden, und zwar unter dem Vorwand: 1. daß dieses Land gar zu weit von Piemont entfernt sey. 2. daß ihnen das kalte Clima im Brandenburgischen ungesund seyn möchte. 3. daß sie daselbst weder gutes Wasser noch Wein finden. — Hierauf wurden den 30. Augstm. alle Prediger in Zürich versammelt und von Obrigkeits wegen erinnert, daß sie die Piemonteser zu solcher Reise aufmuntern. Unter den Beweggründen, die man denselben vorstellte, war, daß ihre Prediger und Aeltesten, ihre Weiber und Kinder, die in Piemont als Geisel zurückbleiben, desto eher aus der

Gefängnis werden befreyt werden, wenn sie sich einmal von den schweizerschen Gränzen entfernen. Ihr Antwort war, sie gehn nicht!

Im Herbstmonat reiseten bey 3000. französische Flüchtlinge durch Zürich.

Den 10. October 1687. ward das Montags-Abendgebeth, welches vor etlichen Jahren für die verfolgten Glaubensgenossen aus Frankreich und Piemont angestellt worden, aus der Ursache aufgehoben, weil es äusserst schlecht besucht worden. Den 30. October ward in den vier Pfarrkirchen für die französischen Flüchtlinge abermal eine Steuer gesammelt und fiel die Summe von 11412. fl. 28. ß. 7. hlr.

Zu Ende Octobers kam David Holzhalb wieder nach Hause, der als Deputirter der IV. evangelischen Cantons an Churbrandenburg, an Hessen-Cassel, an den Prinzen von Oranien und die Herren General-Staaten gesendt worden; aller Orten wurden für die Piemonteser Steuren versprochen; auch wollte dieselben Churbrandenburg aufnehmen, nur daß man ihnen alle Steuren mitgebe. Eben so kam auch ein Schreiben von Dr. Barthole von dem Würtembergischen Hofe an den Chorherr Schweizer in Zürich, worinn er sich verwundert, warum man noch zaudere, die Piemontesen nach Würtemberg abfolgen zu lassen? da nun Bern der Unkosten und Ausgaben wegen der verfolgten Glaubensgenossen müde geworden, ward den 2. November 1687. eine Conferenz in Arau gehalten. Auf selbiger ward beschlossen, daß die Piemonteser nächsten Frühling das Land raümen, aber eher nach Brandenburg als nach Wür-

temberg geschickt werden sollten. Die Ursache war, weil man von denselben in dem benachbarten Würtemberg viel Ueberlasts und Nachwerbens besorgte, da sie hingegen in Brandenburg von uns entfernt wären, und daselbst überhaupt ihr unruhiger Geist leichter als in der Nachbarschaft könnte bezähmt werden.

Vom J. 1683. bis 1687. wurden in Zürich für die flüchtigen Religionsgenossen aus Frankreich und Piemont fünf Steuren aufgehoben. Es fiel in der Stadt:

Den 2. December 1683	— —	7067 fl.	37 ſ.	3 hlr.
Den 8. November 1685.	—	13880 fl.	24 ſ.	10 hlr.
Den 25. April 1686.	—	10632 fl.	14 ſ.	11 hlr.
Den 19. Decemb. 1686.	—	11828 fl.	—	—
Den 30. October 1687.	—	11418 fl.	24 ſ.	5 hlr.
		47827 fl.	21 ſ.	6 hlr.

An obrigkeitlichen Geldern wurde bisher an diese Unglücklichen verwendet 19638 fl.
An Korn 6688 Mütte.
An Wein 6638 Eimer.
Die Sum̃a 100031 fl. nämlich an
Jahrgeld 36000 fl.
Tischgeld 32000 fl.
Lehrlohn 6000 fl.

Im Febr. 1688. sind von den französischen Flüchtlingen in Zürich durchgereißt 269. Personen. Im März 230. Im April 232. Im May 570. Im Junius 445, u. s. w. Im April hielten sich zu Stadt und Land in unserm Canton noch 1200 Hugenoten auf, ohne die Piemonteser, deren noch 450 waren.

So übertrieben anfangs die Freygebigkeit gegen diese unglücklichen Leute gewesen, so übertrieben ward nun unvermerkt der Aberwillen gegen dieselben, den sie sich freylich grossentheils durch Unbescheidenheit selber zugezogen. Zum Beweis hievon folgendes Schreiben der XIII. Cantons an die III. Bündte:

„ Unser freundlich, willige Dienst und Gruß samt ꝛc.

„ Nicht allein das jüngst unterfangene und bereits aller Orten weltmärige, unbesinnte und gefährliche Tentatum der vertriebenen Waldenser bey Urselen in U. G. L. A. Eidgenossen Lobl. Orts Uri Gebiet, sondern auch der gewaltthätige, mit bewafneter Hand beschehene Einfall in das Herzogthum Savoyen, hat uns billichen Anlaß gegeben, die Sache reiflich zu erwegen, was für Ungelegenheit diese und deren fernere Continuation nach sich zeühen und so wol in einer Lobl. Eidgenoßschaft als in unsern resp. Verbündeten gebären möchte; weilen diese Begegnuß samt dem gefährlichen Erfolg, so daraus entstehen möchte, uns bey fürwährender, gegenwärtiger Tagleistung beweglich und nachdrücklich von denen französischen und savoyischen Herren Ministris respective vorgestellt und remonstrirt worden. Deswegen und damit der gemeine Ruhestand in Lobl. Eidgenoßschaft ferner unbetrübt erhalten werde, haben wir auf dergleichen gefährliche Leute in unsrer Eidgenoßschaft eine solche Aufsicht zu halten, daß sie nicht mehr hineinkommen und dergleichen Unruhen anstellen können, entschlossen. Wenn wir aber die sichre Nachricht erhalten, daß annoch eine grosse Anzal dieser Waldenser und Franzosen in euer U. G. L. A. B. Gebiet sich aufhalten;

„ wollen wir Euch hiemit freundlich und bundgenössisch
„ ersuchen, gedachte Leute an solche Orte zu verweisen,
„ daß von ihnen einer gemeinen Eidgenoßschaft kein
„ weiter Ungemacht zustehen möge ꝛc.

„ Abgesandte der XIII. und zugewandten Orte der
„ Eidgenoßschaft; siegelt Melchior im Feld von Un-
„ terwalden, Landvogt zu Baden; datirt den 15. Sep-
„ tembr. 1689.

Das eydgenössische Mandat, welches Tags hierauf in der Kanzley Baden ausgefertiget worden, lautet folgender Maassen:

„ Wir die Abgesandten gemeiner teutsche Vogteien
„ regirender Orte der Zeit mit vollem Gewalt und Be-
„ fehl auf dem Tag in Baden versambt, thun kund
„ männiglichen hiemit, demnach ꝛc. ꝛc. ꝛc. und damit
„ der eydgenössische Ruhestand ferner unbetrübt erhal-
„ ten werde, sollen die geflüchteten Franzosen und Wal-
„ denser, als dem Eidgenössischen Ruhewesen gefähr-
„ liche und schädliche Leute, nicht mehr in die Eidge-
„ noßschaft hineingelassen, sondern aus den gemeinen
„ Vogteyen wieder über Rhein hinausgeschickt, und wo
„ deren mit Wehren und Waffen sich wieder hineindrin-
„ gen wollten, sollen solche arrestirt, entwafnet, und
„ gehörige Orte in Eil berichtet, und fernerer Befehl,
„ was mit ihnen zu thun sey, erwartet werden: wenn
„ aber einer oder der ander mit authentischem Passe von
„ einem oder andern lobl. Orte, woher er komme, wo-
„ hin oder was er wolle, versehen, solle dasselbige in
„ obacht gezogen und gebührende Statt beschehn; zu
„ welchem Ende ein jeder Landvogt in seiner Amtsver-

„ waltung solche Anstalt machen und die Pässe so wol „ an Wassern als auf dem Land mit Wachten also ver„ wahren lassen solle, daß dieserm unserm Befehl ein „ sattsames Genügen beschehe; welchem allem unsere „ Landvögte gemeiner Vogteien bey unsrer Strafe und „ Ungnade fleissig und gehorsam nachzukommen wissen „ werden. Actum den 16. Sept. 1689.“

Freylich begreift man, daß die Strenge dieser Verordnung weit mehr von den catholischen als von den evangelischen Cantons hergerührt habe; indessen finden wir in einer Beylage, daß diese letztern selber in einem Schreiben an den französ. Bottschafter die armen Flüchtlinge als gefährliche Leute erklären. Von Zeit zu Zeit lachte denselben auch seither ein günstigeres Schicksal.

Indessen ist es Zeit, daß wir auf unsern Heidegger zurückkehren. Gleich anfangs trug er zur Unterstützung der reformirten Flüchtlinge nicht wenig bey und grosmütig beherbergte er einige derselben, unter anderm Johan Dalläus, den jüngern.

Um bey durchgängiger Verfolgung der Reformirten das Ansehn der Reformation zu erhalten, arbeitete er nunmehr eifriger als jemals an dem Unionswerk. Um so viel wichtiger waren diese Bemühungen, seitdem in dem Schooß der Eydgenoßschaft die Evangelischen von den Catholischen vielmal gekränkt wurden. Je länger je mehr drangen diese letztern darauf, daß in den gemeinen Herrschaften in Absicht auf Kirchensachen die Majora Vota möchten eingeführt werden; die Reformirten hingegen waren bemüht, gleiche Anzal der Schiedrichter beyzubehalten. Unter andern Ursachen, welche

die Katholischen beherzt machten, waren auch (ausser den Verfolgungen in Frankreich und Piemont,) einerseits das Verfahren der Franzosen in dem Ländchen Gex gegen die evangelischen Kirchen; anderseits aber die Hofnung, daß sich unter dem englischen König Jacob II. die päpstliche Kirche von neuem ausbreiten werde. Hiezu kam noch die Unterdrückung der Reformirten in Ungarn, wie auch die Auslöschung der evangelischen Linie in der Churpfalz. Im J. 1685. hatte der Bischof zu Bruntrut die Einraumung der Dohmkirche und der Kirchengüter in der Stadt Basel begehrt. Von Zürich aus ward auf abschlägige Antwort gedrungen. Immer wurden öfentliche und Privatzweytracht genährt. Wenn auf Katheder und Kanzel der Geistliche mit Declamation focht', so focht' am Gestade, aufm Markt, in der Schenke der Pöbel mit Faüsten. Und was durfte man anders erwarten, da selbst öfentliche Mandate den Geist der Polemick athmeten? Man erstaunt über den mächtigen Einfluß, welchen damals theologische Lehrmeinungen auf den Senat, auf Staatsversammlungen, auf Landtage und in das Cabinet der Fürsten gehabt haben.

Die Anleitung zur Vereinigung der Protestanten, welche Heidegger schon im J. 1686. geschrieben, ward auf Veranstalten des holändischen Gesandten zu Regenspurg, Peter Valkenier, zu Amsterdam gedruckt. Mit diesem stand Heidegger auf Antreib so wol der zürcherschen Regierung als der Generalstaaten wegen Kirchenangelegenheiten in ununterbrochenem Briefwechsel. Ungeachtet des Beyfalls, welchen Heideggers Unionsschrift besonders auch bey dem Churfürsten von Brandenburg und bey dem Herzog von Wirtemberg erhielt, so blieben nichts

desto weniger so wol die Formula Consensus als die Canons der Dordrechter-Synode noch immer für die Lutheraner ein Stein des Anstosses, der ihrer nähern Verbindung mit den Reformirten im Weg stand. Je weniger daher der zürchersche Gottesgelehrte durch Friedensvorschläge das Ansehn der protestantischen Kirche zu verstärken im stand war, desto eifriger war er bemüht, wenigstens das Papstum durch polemische Kunstgriesse zu schwächen. In dieser Absicht schrieb er sein Mysterium Babylonis und dasselbe erhielt grossen Beyfall bey dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm.

Als im J. 1688. der Prinz von Oranien den englischen Thron bestieg, gieng für die reformirten Kirchen eine günstige Morgenröte auf. Dieser neue König schickte im J. 1690. D. Thomas Coxe als ausserordentlichen Abgesandten nach Zürich und derselbe unterhielt sich mit Heideggern sehr vertraulich über die Angelegenheiten der Kirche; eben so sein Herzensvertrauter, Jo. Ludwig Fabritzius, welchen die Generalstaaten wegen Kirchenangelegenheiten nach der Schweiz schickten; mit diesem leztern besuchte er die Gelehrten in Bern, Lausanne und Genf. In dem Umgang dieser Männer ward er zur Verfertigung eines ausführlichen Lehrgebäudes der Theologie ermuntert, welches er im J. 1696. zu stand brachte. (*) Aus dem Corpus zog er auch den Kern-Inhalt zum Gebrauch der Zuhörer. Aus diesen Schriften ist wol Heideggers Geist als der Geist seines Zeitalters bekannt genug. So viel jener zu Stimmung dieses

(*) Ueber den Werth dieses Lehrbegriefs verweisen wir auf die Semlerische Prüffung.

letztern beytrug, so vieles scheint auch dieses zu Stimmung des ersten beygetragen zu haben. Vielleicht daß in ein anders Zeitalter versetzt, Heideggers Geist weit glänzendere Blüten und kraftvollere Früchte würde hervorgebracht haben.

Der Geist der Polemick, der den Acker der Kirche mit Dornen und Unkraut bedeckte, wurde von zween Dämons begleitet, welche von gleichem Vater erzeuget, nichts desto weniger einer den andern wie Miltons Tod und Sünde verschlangen; auf der einen Seite war es dürre Scholastick, auf der andern Seite schwärmerischer Pietismus; jene erstickte unter grillenhaften Unterscheidungen und Ausmarchungen jedes freye Gefühl, jede Empfindung des Herzens; hierüber empört, erweiterte den Kräis, den Kräis der Imagination und der Gefühle so sehr, daß der Fanaticismus mit der trockenen, chimärischen Schulweisheit zugleich allen gesunden Menschenverstand und wahre Philosophie wegzubannen bemüht war.

Wenn wir das Schicksal der Philosophie von der Reformation bis auf unsere Tage betrachten, so finden wir, daß sie in Zürich buchstäblich immer oder doch meistens nur als Magd der Theologie erschienen war, daß wir zwar grosse Theologen gehabt haben, welche ganzen Schulen den Nammen gegeben, Zwinglianer, Heideggerianer u. a. Unsere Philosophen hingegen waren zu allen Zeiten so wenig Tongeber oder Erfinder, daß sie meistens nur unter fremder Fahne, bald als Aristotelicker, bald als Ramisten, bald als Cartesianer u. s. w. zu Felde zogen.

Man verstehe mich nicht unrecht; weit entfernt, den Ruhm philosophischen Geistes einem Zwingli, Bullinger, Conr. Geßner, Antistes Breitinger u. a. zu rauben, waren sie es, welche von der Philosophie den besten Gebrauch machten, indem sie das Licht derselben über alle andern Wissenschaften, über Critick, Religion und Historie, indem sie's über die Geschäfte des Lebens verbreiteten. Vielleicht eben deswegen verdienen sie den Nammen der Philosophen am meisten, weil sie die Philosophie nicht abgetrennt, nicht als Geripp, sondern als allenthalben aufklärende Begleiterin liebten. „Warum, sagt bey Gelegenheit der Scholastick Condillac, (*) „warum sind unsere meisten Lehrbücher der Sprachkunst, „der Rhetorick, der Vernunftlehre u. s. w. entweder „ganz schlecht, oder doch sehr unvollständig? Ohne „Zweifel weil man eigensinnig genug ist, Dinge zu „söndern, die ihrer Natur nach sich gegenseitig aufzuklären bestimmt sind, und wofern solche Dinge nicht „bis auf einen gewissen Punct vermischt werden, wird „man zu keiner zusamenhängenden Erkenntniß gelan„gen.“ Indeß ist es nun einmal dem Sprachgebrauche so wol als der Lehrmethode angemessen, daß die Philosophie, Logick und Metaphysick absönderlich als Gerüst oder Werkzeug angesehn werden, und in wie fern wir selbige in diesem Gesichtspunct ansehn, scheints bisher bey uns an einem Philosophen zu fehlen, der Epoche könnte gemacht haben. Eben die grossen Verdienste, die Zürich um die Reformation des Glaubens hat, hin-

---

(*) S. Condillacs Cours d'Etude, T. XII. B. VIII. C. VII. wie auch T. XV. B. XIX. C. XIV.

derten an Erwerbung grossen philosophischen Verdienstes. Die Reformatoren nämmlich verachteten mit Recht die einzige Philosophie, die sie in ihrem Zeitalter vorfanden, die alte Scholastick. Gegen die päpstliche Hierarchie bot ihnen die h. Schrift weit siegreichere Waffen als die Schulweisheit. Daher Sprache, Critick, Altertümmer, Geschichte das unentbehrlichste, herrschendeste Studium. Nachherige, ununterbrochene Religionszwiste hinderten ebenfalls den Fortgang der Philosophie oder gaben ihr einen allzu theologischen, academischen Zuschnidt.

Modeton war es damals Pietiste, so wie es seither Modeton geworden, Freygeist zu werden. (*) Einer der vornemmsten Tongeber unter den Heiligen war ein gewisser junger Geistlicher, Nammens Hans Georg Ziegler; dieser predigte in Arndts und Hoburgs Manier; zu Stadelhofen hielt er Zusamenkünfte; die Diacons der Stadt erhielten Befehl, hierauf aufmerksame Augen zu richten und hernach Bericht abzustatten. Die Gespräche, die Heidegger mit diesem Schwärmer geführt hat, sind im Drucke erschienen. Den 10. Hornung 1692. ward Ziegler wegen seiner Irrlehren vom geistlichen Stande entsetzt; andre seiner Anhänger wurden verbannet. Heinrich von Schönau, ein Haupt dieses pietistischen Haufens, starb zu Meinungen, als er aus

Nieder-

(*) Alte Moden werden erneuert oder sie kommen aus grössern Städten in ungebautere Provinzen; noch heut zu Tag ists an einigen Orten, wie z. B. in Graubündten schöner Weltton, Zinzendorfianer zu heissen.

Niederlanden, wo er die Brüder besucht hatte, heimreisen wollte.

Mittlerweile hatte sich Ziegler nach Bern begeben und daselbst unter anderm drey Dienstmägde verführt. Dieselben begaben sich den 10. Junius 1693. zu einem Predikanten auf der Landschaft und ermahnten ihn, er sollte seiner Gemeinde nicht mehr predigen, sondern sie nur erinnern, daß der jüngste Tag vor der Thüre sey. Sie gestanden, daß sie ihre Offenbarungen von einem gewissen Lüneburger, Walther, und von Ziegler aus Zürich geborgt haben.

Ueberal die selzamste Mischung von Aberglauben und Unglauben, von Heiligkeit und von heillosem Wesen, von Quakerey und von Socinianismus fand man bey diesen Fanatickern. Je mehr sie Vernunft und Auslegungskunst, je mehr sie überhaupt alles academische Studiren geringschätzten, desto ausschweifender ihre Imagination und desto leichter konnten sie die wiedersprechendesten Lehrmeinungen verdauen.

Ends Junius 1698. kam eine Schrift von der Sterblichkeit der Seele und von dem Ende der Höllenstrafen nach Zürich. —

Obrigkeitswegen ward bey allen Buchbindern nachgeforscht, für wen sie solche Büchelgen gebunden haben? Den 10. Julius wurden die Angezeigten, besonders auch Heinrich Locher und ein gewisser Geistlicher, Nammens Laubi, von zween weltlichen und zween geistlichen Kirchenräthen untersucht. Aus den Briefen des letztern sah man, daß er mit den Pietisten in Bern, dem Diacon

Guldi, dem Schreiber Knopf, dem Pfarrer Lucius zu Stetteln in Briefwechsel gewesen; auch wird in diesen Briefen gedacht eines Heinrich Groben von Zürich, Wilhelm in Thurm zu Schafhausen, Magister Franken zu Halle, N. Wolters, des Lüneburgers, Elsbeth Tannerin von Bern, welche letztre mit Gesichtern und Offenbarungen pralte. Laubi bekennte, daß ihm Lucius Frau Langin empfohlen habe. Dieselbe kam aus dem Brandenburgischen, wo sie zu Berlin den Mann muthwillig verlassen hatte, nach Schafhausen, von Schafhausen gen Bern; nachdem sie daselbst verwiesen worden, kam sie gen Zürich und ward im Gasthof zum Schwerdt von Laubi und vom Buchhändler Bodmer besucht; Letztrer nahm sie in sein Haus auf; von Zürich begab sie sich nach Meyenfeld und Pfäfers; zu Vaduz gieng sie mit den Catholicken zur Kirche, eben so in Cleven, und zwar unter solchem Anschein von Andacht, daß ein Capuziner sie öfentlich von der Kanzel zur Nachfolge vorstellte; seither erfuhr man nicht, wo sie hingekommen war, ob sie nach Jerusalem gegangen sey, wie sie vorgab, daß sie in einem Gesicht zu solcher Reise aufgefodert worden.

So streng die Inquisition solcher Leute war, so sonderbar war die Bestrafung derselben. Den 15. Nov. 1698. ward hierüber vor dem täglichen Rathe erkennt, Heinrich Laube möge zwar in seiner Filialkirche zu Schwammendingen wider predigen, jedoch solle er des Predigens beym grossen Münster an den Donnstagen um 9 Uhr sich enthalten; Bodmer ward um 5. Mark Silber, Heinrich Locher um 25. Mark gebüßt. Zugleich sollen sie sämmtlich nebst dem Cämmerer Hardmeyer zu Bonstetten vor dem Kirchenrath eine ernstliche Correction

anhören. Mehrere, kleinfügige Anecdoten von diesen Pietisten übergehn wir.

Wie streng das geistliche Inquisitionsgericht in Zürich zu Heideggers Zeiten gewesen, dieses beweisen die Schicksale mancher würdiger Lehrer, welche wegen geringen Abweichungen von dem herrschenden Lehrbegriff bald der Aemter entsetzt, bald des Bürgerrechtes verlustig erklärt wurden. Die Gewissensfreyheit, deren wir heut zu Tage geniessen, wird uns in Vergleichung mit dem vormaligen Gewissenszwang doppelt theuer erscheinen. Auch verdienen jene Märtyrer, wenn auch nicht einmal der Warheit, doch immer der Freyheit, daß wir ihre Nammen ausm Staube erwekken. Sie sinds, durch deren Selbstaufopferung unvermerkt die geistliche Tiranney besiegt wurde. Unter mehrern andern dürfen wir nur eines Johann Kellers, Michael Zinggen, Joh. Hochholzers, Heinrich Bülod erwähnen. Joh. Keller sah sich im J. 1659. blos darum verkäzert, weil er die Schriftstelle Joh. III. 16 ꝛc. auf das ganze menschliche Geschlecht anwendete. Von ungefähr hörte er beym Buchladen einen Kandidaten sagen: Doctor Heidegger schreibe Etwas gegen die Lutheraner, und Keller erwiederte: Was darfs des Dings? die Voraltern haben sich gründlich erkläret; hiebey sollte man bleiben, alsdenn hätte man keinen so unversöhnlichen Streit mit den Lutheranern. — Hierauf ward Keller beym Kirchenrate verklagt und in Verhaft aufs Rathhaus gebracht; oberkeitlich wurden seine Schriften untersucht und aus denselben einige, vermeintliche arminianische Lehrsätze gezogen. Diese Lehrsätze wiederrufte er schriftlich; alsdenn ward er des Verhaftes entlassen, jedoch blieb er in sein eigen Haus

arrestirt. Wir finden, daß dieser Johann Keller seither, nach Aufopferung des Vaterlandes und des Predigtamtes, als Arzt in der Pfalz zu Alzey gelebt hat. — Um gleicher Ursachen willen ward auch Michael Zingg, unsers Heideggers ehmaliger Lehrer, als Universalist ins Gefängniß geworfen. Oberkeitlich wurden seine Schriften untersucht und mehr als 300 teutsche und 600 lateinische Predigten bey seite gelegt, ferner ein Auszug aus David Georg, die Werke Jacob Böhms, viele kleine Aufsätze der Rosenkreuzer, die Trias mystica, das Mysterium naturæ, das thesauriolum Secretorum naturalium chymicorum, de occulta magico magnetica morborum quorumdam curatione naturali, Galilæi à Galilæis Systema mundanum u. a. Seit langem her waren die Geistlichen auf Zinggen wegen seines Credits so wol beym Volk als bey den Räthen eifersüchtig gewesen; die Beschuldigungen, die sie gegen ihn vorbrachten, waren von solcher Beschaffenheit, daß weder das Volk noch die Räthe daraus klug werden konnten; sie sagten, er wolle das Wort Person von der Dreyeinigkeit nicht gelten lassen: Adams Fall liege ihm nicht recht; er laügne die Menschwerdung Christi; er nenne den h. Geist Mercurius und schreibe ihm einen Leib zu; er sage, Spitzköpfe wollen in matricem schauen; er laügne die Auferstehung des Fleisches; er behaupte, die Widergeburt geschehe im Körper; das Zeichen △ bedeute Feuer und Wasser, es sey aber ein parazelsischer Zaubercharacter, dem er grosse Kraft zueigne; er sage, er habe den Tod schon überwunden; auch habe er mit ander zusammengeschworen, Cerinth, David Georg und Socin seyn nicht so arge Kätzer gewesen. — — Im Gefängniß erhielt er durch eine ungenannte Person den

Bericht, daß schon vorgeurteilt worden, man werde ihn von dem Pfarr- und vom Predigtamte verstossen und zugleich aus dem Kanton verbannen; eine andre Meinung gehe dahin, daß er entweder soll eingemauert, oder durch Feuer und Schwerdt abgethan werden. Schon lang war ihm sein Weib angelegen, daß er sich retten sollte. Diese Warnung vermocht' ihn, ihr zu folgen, und noch mehr vermocht' ihn hiezu der sonderbare Gedanke, daß er schuldig sey, die Obrigkeit an Vergiessung unschuldigen Blutes zu hindern. In größtem Elend und mit krankem Körper flüchtete er sich im Geheim mit seinem Weib fort; seine vier Kinder ließ er zurück. Der Weg hatte er nach Röteln genommen; der Marggraf vergönnte ihm in Weilen, einem Flecken dieser Herrschaft, sich niederzulassen. Im eilften Jahr seiner Entweichung im J. 1672. nahm der Bürgermeister Hirzel eine Bittschrift von ihm an; in derselben flehte er um Gnade, seine wenigen übrigen Tage in dem Vaterlande beschliessen zu dürfen. Er hatte jzt 71 Jahre und der Haß seiner Feinde hatte sich noch nicht gelegt. In dem hohen Alter war es ihm fast unerträglich, in der Ungnade seiner Oberkeit zu leben und zu sterben. Im J. 1673. wollte der Rath von Brugg ihm Aufenthalt in dieser Stadt bewilligen, wofern die Obrigkeit in Zürich nichts einwenden würde. Diese beantwortete Zinggs demüthiges Ansuchen mit Stillschweigen; hierauf erhielt er von der verwittweten Frau von Wildeck die Erlaubnis in ihrem Hause zu Möricken zu wohnen; daselbst unterwieß er die Söhne dieser Dame, und starb im Julius 1676. unbegnadigt, im siebzehnten Jahr seiner Verbannung.

Nicht weniger traurig war das Schicksaal Joh. Hochholzers, des Pfarrers zu Rickenbach. Wegen einer Predigt über Joh. V. 19, 20. ward er arianischer Irrlehren beschuldigt. Den 23. März 1690. ward er vor den Kirchenrath zur Verantwortung gezogen, und hierauf wurden sogleich alle seine Schriften zur Untersuchung nach Zürich geliefert. Um den Geist beyzulegen, übergab ihm der Kirchenrath ein orthodoxes Glaubensbekänntniß, und dasselbe unterschrieb er den 27. April 1690. Mit der Unterwerfung hatte er wenig gewonnen; auf Prof. Schweizers und Doctor Heideggers Bericht an die hohe Regirung, ward er den 31. März 1691. ohn' alles Beding des Pfarrdiensts verlurstig erklärt. In der nächsten allgemeinen Synode sagte der Antistes öffentlich: Einzig wegen hohen Alters und kränklicher Leibesumstände sey der entsetzte Pfarrer Hochholzer mit schwererer Ahntung verschonet geblieben.

Wenn in den damaligen Zeiten die Metaphysic der Religion mit Gefahr begleitet gewesen, so war das freyere Studium der h. Kritik für ihre Liebhaber nicht weniger gefährlich. Den 20. Winterm. 1692. ward zu einem Professor der ebräischen Sprache erwält Heinrich Bülod, ein Sohn des verstorbnen Archidiacon Bülod. In seiner Antrittsrede zog er die LXX Dollmetscher dem ebräischen Grundtexte vor, oder sagte vielmehr, daß dieser aus jener Uebersetzung könne beleuchtet und berichtigt werden; ferner, daß der heutige ebräische Text jünger sey als die griechische Dollmetschung; die Punkten seyen eine neuere Erfindung der Masorethen u. s. w. — Hierüber ward er von dem Kirchenrath zur Verantwortung gezogen und bevor er feyerlich obige

Sätze wiederrufen hatte, durfte er keine Vorlesung halten. „Die Sache (heißts in der Friesischen Handschrift) „griff ihm so tief zum Herzen, daß er bald hernach „über starkem Nachsinnen in Verrückung gerieth.“

Ohne Zweifel daß die Strenge, womit man die Heideggersche Glaubensformel gegen jede Neuerung zu vertháidigen gewohnt war, hie und da manches aufkeimende Genie muthlos gemacht und in der Geburt erstickt hat. Auch über gleichgültiger Gegenstände durfte man nicht schreiben, ohne daß man Gefahr lief für profan erkláret zu werden. So z. B. ward Gotthard Heideggern, einem nahen Verwandten unsers Heideggers, seine Schrift über die Romanen zum Verbrechen gemacht. Unterm 20. Febr. 1697. schreibt der Verfasser der Mythoscopia romantica an seinen Bruder: Tandem jam eo deventum est, ut nemo non meam mecum infelicitatem manibus, quod aiunt, palpare queat. *Virgidemia* Atridas dedit infensos, *Antiromantica* propriam carnem inimicam.

So unruhig wegen unaufhörlicher Kirchenzwiste unsers Heideggers öffentliches Daseyn biß ans Ende gewesen, eben so unruhig war sein Privatleben wegen der vielen Sorgen, die ihm seine eigne Familie verursacht hatte. Der bekannte John Heidegger, der als Magister elegantiarum an dem englischen Hof gelebt hat, und dessen Young in seinen Satyren erwähnt, war der Sohn unsers Gottesgelerten. Dieser Leztre endigte sein Leben im J. 1698. und hatte Joh. Jacob Hottinger zum Nachfolger auf dem theologischen Lehrstul.

V.

Johann Jacob Scheuchzer.

Wie fremd und unerfahren man bis auf die Ankunft Scheuchzers in dem Studium der Natur war, können unter andern die noch häufigen Gespenster und Hexengeschichten beweisen, welche die helvetischen Jahrbücher dieses Zeitalters entweyhen. Noch den 9. May 1705. klagte selbst der zürcherische Kirchenvorsteher Klingler über einen solchen Dämon, der freylich hernach in Verhaft gesetzt und mit dem Schwerd hingerichtet worden. Ein solcher Poltergeist war es, der im J. 1700. zu Luzern zwo zürcherische Weibspersonen zu bekehren bemüht war. Im J. 1701. wurden acht Personen von Wasserchingen der Hexerey beschuldigt und in Zürich zum Tode verurtheilt. — Ohne Zweifel, daß nachherige, genauere Naturforschung das Meiste zur Vertreibung der Finsternisse des Aberglaubens beytrug; und um dieses Studium hatten die beyden Brüder, Johann Scheuchzer und Jacob Scheuchzer für ihr Zeitalter ungemeine Verdienste.

Jacob Scheuchzer erblickte das Licht der Welt im J. 1672. Im J. 1692. zog er auf die Academie nach Altorf, hernach weiter nach Utrecht. Im J. 1695. machte er seine erste Alpenreise. Dann gieng er wieder nach Altorf und Nürnberg. Daselbst genoß er Sturmens und Eimartens Unterricht und Umgang. Bey seiner Zurückkunft

nach Zürich im J. 1710. ward er Stadtphysicus und Lehrer der Meßkunst. Im J. 1714. bekam er einen Beruf nach Petersburg. Die Sache kam vor Rath und wurde mit zwanzig Stimmen entschieden, wofern er den Beruf ausschlage und in Zürich bleibe, so sollten ihm seine Einkünfte verbessert werden; einige Zeit hernach erhielt er wirklich ein Canonicat bey dem carolinischen Stifte. Daß er übrigens unter seinen Collegen wenige Freunde gehabt habe, betrift folgende Anecdote aus einem handschriftlichen Brief unterm 6. Jul. 1714. „Hr. „Doctor Scheuchzer — so schreibt Landschreiber Gwerb „an Landvogt Füßli, — „hatte eine weisse Krähe, die „flog ihm aus. Der Doctor stieg ohne Schuhe auf „das benachbarte Dach und holte sie ein, jedoch nicht „ohne Gefahr des Lebens. Man sagt, wenn er todt „gefallen wäre, so hätten die Chorherren der Krähe „ein Leibding geordnet." In einem andern Schreiben desselben Verfassers unterm 9. Sept. 1712. heißt es. „Vorgestern kam Herr Doctor Scheuchzer mit dem „glatten Kragen und dem Degen in ein Convent. Diesen „Aufzug wollten die Chorherren nicht leiden, sondern „ihn ausstellen; er aber blieb; sie zankten sich „lange; endlich ward das Convent aus einander ge„lassen, ohne geringste Berührung der Geschäfte." So kleinfügig und zugleich feindselig war die Denkart seiner Collegen, daß sie es wagten, Scheuchzers neue Lehren für profan, z. B. das copernicanische System für atheistisch und die schwammerdamischen Hypothesen für schlüpferig und libertinisch zu erklären. Um sich also nach dem Geist des Zeitalters und nach dem Geschmack theologischer Leser und Zuhörer zu bequemen, gab Scheuchzer seinen physischen und mathematischen Untersuchungen

mehrentheils einen biblischen Zuschnitt; schrieb er z. B. Hiobs heilige Naturlehre, antediluvianisches Herbarium und Physica sacra. Einzelne Schriften von ihm findt man in den Leipziger-Miscellanien, in den Ephemeriden der Naturæ Curiosorum und in den Londner-Philosophical-Transactions. Sein brauchbarstes Werk sind die helvetischen Alpenreisen, welche Sulzer von neuem herausgab. In dem Entwurf des gelehrten Schweizerlandes erwähnt Balthasar: Jacob Scheuchzer sey Willens gewesen, eine Bibliotheck der schweizerischen Schriftsteller zu liefern; durch seinen Tod aber sey die Arbeit in Stecken gerathen. Von ihm hat man auch die grosse schweizerische Charte; jedem der zweyhundert Rathsglieder ließ er ein Exemplar überreichen; dafür erhielt er von der Regierung ein Geschenk von 500. Gulden, also gerade so viel als sie an Werth waren.

Von beeden Scheuchzern hat man noch sehr wichtige Handschriften, z. B. von unserm Jac. die politische Reformationsgeschichte in Zürich vom J. 1713. An dieser Reformation hatte er selbst grossen Antheil. Mit edler Kühnheit wurden von ihm einige wichtige Abänderungen in den Grundgesetzen des Staates durchgesetzt. So sehr dem Anschein nach die Gelehrsamkeit auf Museum und Catheder eingeschränkt ist, so vielen Einfluß hatten nichts desto weniger zu allen Zeiten die zürcherischen Lehrer auf die Regierung; unter anderm vielleicht auch darum, weil sie nicht nur durch vertraulichern Umgang mit den grossen Römern und Griechen die Seele zum Gefühl der Freyheit erhoben, sondern auch weil sie vormals beynahe die einzigen, wenigstens die vornehm-

sten waren, die öffentlich mit Nachdruck sprachen und schrieben.

Wenn es indessen befremdet, den gelehrten Naturforscher Jacob Scheuchzer unter offnem Himmel auf dem Lindenhof an der Spitze des Volks zu sehn, so wird es nicht weniger befremden, ihn auf dem theologischen Kampfplatz zu finden. So sehr war damals noch Jedermann polemisch, daß auch dieser so tolerante Mann der Ausforderung eines päpstlichen Kirchenritters immer ausweichen konnte. Ein Jesuit von Luzern, Vater Joseph Sonnenberg, machte sich breit mit zwo (wie er sie hieß,) gehörten Schlußreden. Schriftlich forderte er Scheuchzern zur Widerlegung auf. Da dieser hiezu keine Lust hatte, unterstand sich der Jesuit im J. 1719. unter angenommenem Namen eines Chorherrn Fischmanns hierüber an den regierenden Bürgermeister in Zürich zu schreiben. Durch dieses ward der gute Scheuchzer zum Antworten verpflichtet. Es entstand ein weitläufiger Briefwechsel, woraus nicht weniger das menschenfreundliche vertragsame Herz unsers Scheuchzers als die Energie seines philosophischen Kopfes hervorstralt. Optassem sane, schreibt er unter anderm vom 3. Nov. 1719. ut non exacueretur serra in re tam parvi momenti & ut Theologorum unus alterum superare studeret fide, caritate, bonis operibus. Credit quisque sibi, & pro eo, quod credit, rationem redditurus est Deo. Nach wiederholten Instanzen, fängt unser Theologe, der es malgré lui geworden, nunmehr an, etwas unwillig zu werden. Ungemein aufgeraümt und witzig ist seine unwillige Laune. Je passe, schreibt er, avec silence vos nouvelles invectives contre notre sainte religion, lesquelles me

font croire que vous êtes de l'ordre de controversistes les plus querelleux & les plus insatiables, je ne veux pas dire, pour ne pas perdre le respect, de l'ordre de ces oiseaux qui ne vivent que de la rapine, sachant bien, que Messieurs les Jésuites n'ont ni becs ni cornes; car s'ils en avaient, personne ne serait sûr: Je desire pourtant de savoir, combien de milliers d'Hérétiques vous aurez déja converti? S'il ne reste rien à convertir dans votre Catholicisme, dans votre Province, dans votre Couvent, dans vous-même -- und weiterhin: l'Expérience me fait voir, que les controversistes ne peuvent jamais cesser de faire des guerres, éloignés beaucoup de l'esprit de notre Sauveur & des maximes douces de la Morale Chrétienne & d'une sage Politique. Au bout du compte ils n'ont autre chose à risquer que la réputation. Je suis persuadé qu'ils agiraient de même comme les Princes, qu'ils mesureraient mieux leurs pas, si pour chaque dispute ils risqueraient un pré, ou enfin un seul florin de leurs revenus &c. Dieser Briefwechsel währete bis ins J. 1720. bis endlich dem schwärmerischen Sonnenberg von dem Rector des Jesuiter-Collegiums, Dominicus Weck, das Stillschweigen auferlegt wurde.

Im J. 1733. starb unser Scheuchzer, und sein Name bleibt unsterblich. Die kaiserliche Academie der Naturæ Curiosorum, wie auch die königlichen Societäten zu Berlin und London waren stolz darauf, ihn zum Mitgliede zu haben.

Sein Bruder Johannes Scheuchzer war im J. 1684. gebohren. Nach Endigung der academischen Studie begab er sich in holländische Kriegesdienste; hierauf wa er Secretair beym Grafen von Marsigli; mit diese

reisete er nach Italien. Bey der Zurückkunft ins Vaterland übete er sich in der Mechanik und militarischen Baukunst; auch leistete er dem Kanton Zürich im J. 1712. als Ingenieur nützliche Dienste. Im J. 1720. ward er als Professor der Meßkunst nach Padua berufen; der Religion wegen nahm er diesen Beruf nicht an. Nachdem er zum zweytenmale Holland, Frankreich, Italien, Teutschland durchreiset hatte, ward er im J. 1732. Landschreiber der Grafschaft Baden, im J. 1733. Professor der Naturlehre, Stadtarzt und Canonicus, an die Stelle seines verstorbenen Bruders. Ihm hat man unter anderm die historisch-critischen Anmerkungen über die Urkunden des Klosters Pfefers, die Abhandlung über die Baderwürfel, verschiedene andere Aufsätze z. B. über den Nutzen der Naturgeschichte in der Arzneykunst, über die Wassermeteoren, über den Ursprung der Berge, über die Sündfluth, über die figurirten Steine u. v. zu danken. Am wichtigsten ist seine Agrostographie. Ungeachtet der damals in der Naturlehre noch herrschenden Vorurtheile verdienen nichts desto weniger diese beeden Scheuchzer alle Verehrung, daß sie es gewesen, welche zuerst in Zürich die Newtonischen Erfindungen ausbreiteten und mit der Fackel der Erfahrung den Dunstnebel aristotelisch-cartesianischer Grillen vertrieben.

VI.

Johann Jacob Breitinger.

Der gröste Schulverbesserer in diesem Zeitalter war ohne Widerrede Joh. Jacob Breitinger, derselbe erblickte das Licht der Welt den 1. Merz 1701. Nach Vollendung der academischen Studien ward er im J. 1720. zu dem geistlichen Stande eingewenhet. Jene glückliche Musse, welche den jungen Geistlichen von der Ordination bis zu einer Beförderung frey bleibt, wendete er meistens auf das Studium der Alten. Durch vertrauten Umgang derselben machte er sich ihre Denkart eben so eigen als ihre Sprache. Obschon der Kirche gewiedmet, glaubte er nichts desto weniger genaue Bekanntschaft der Griechen und Römer seiner eben so wenig unwürdig als Zwingli. Was schön, was gut und wahr ist, trägt das Gepräg eines göttlichen Ursprunges, wo es sich immer befindt.

Persius war anfangs der Lieblingsdichter unsers Breitingers. Wichtige Stellen in den Satyren desselben, die auch einem Voß und Bayle dunkel geblieben, beleuchtete er, und diese Beleuchtungen fand der Prästdent Bouchier so glücklich, daß er sich derselben zu weiterer Ausführung bediente. Für einen Geist, wie Breitingers, war indessen die blosse Wörterkritik keine Nahrung, gar bald wurde seine Neigung für dieselbe dem Geschmack für Weltweisheit und schöne Litteratur un-

tergeordnet. Der Thesaurus der schweizerischen Geschichte und die helvetische Bibliothek, an welchem er mit Bodmern den grösten Theil nahm, sind Beyspiele, wie vortheilhaft der Philosophe dem Kritiker, und dieser jenem die Hand biethe.

Indem unser Gelehrte gleichsam von Kindheit auf bis gegen siebenzig Jahre mit Bodmern im täglichen und innigsten Umgang lebte, vereinigten sich beyde, um vermittelst kritischer Werke für den Nationalgeschmack das zu werden, was für die Reformation des Glaubens Zwingli geworden. Nach dem Vorbild dieses Letztern, war bey ihnen das Schöne in den Künsten keineswegs letzter Zweck, vielmehr war es Mittel zu Beförderung des Wahren und Guten.

An dem fürtreflichen Bürgermeister Johann Caspar Escher fand Britinger einen eifrigen Beförderer: durch das Ansehn und durch das Beyspiel desselben ermuntert, sah er das Studium der griechischen Litteratur als das beste Gegengift des schlechten Geschmacks an. Dem genauen Umgang mit diesem Mäcenate haben wir es zu danken, wenn Breitinger im J. 1730. anfieng, die meiste Zeit auf ein Werk zu verwenden, welches in näherer Beziehung mit seinem geistlichen Beruf war. Wir reden von seiner Ausgabe der siebenzig Dollmettscher. Die bosische Ausgabe war mangelhaft, die grabische selten und kostbar. Letztre legte er zur Grundlage, und bestimmte sie nach den alexandrinischen und vaticanischen Handschriften. — Im J. 1731. erhielt er den hebräischen Lehrstul in dem untern Collegium, und bald hernach zugleich in dem obern. Bey seiner Inauguration hielt er die Rede de lingua Deo quasi vernacula

ejusque virtutibus, und zu Erleichterung der heil. Sprachwissenschaft schrieb er die Abhandlung über die hebräischen Idiotismen. Nicht lange, so ward er genöthigt, in dem erstern Collegium die logischen und oratorischen Vorlesungen für einen andern über sich zu nehmen. Von dieser Zeit an richtete er seine Gedanken hauptsächlich auf die Verbesserung des Schulwesens. Wie gesund seine Begriffe hierüber gewesen, beweiset die Abhandlung de eo, quod nimium est in studio grammatico, wie auch seine lateinische Logik und hernach vornehmlich die kleine teutsche Vernunftlehre, wodurch er nicht ohne Widerstand die Wendelinische aus den Schulen verbannte. Ungeachtet zu seinem Ruhm diese Schriften hinreichen würden, so lieferte er doch von Zeit zu Zeit wichtige Beyträge sowol in die Tempe helv. als in das Museum helv. Auch hat man von ihm eine Nachricht des geschriebnen griechischen Psalters, der sich auf der Carol-Bibliothek befindt, und dessen nähere Beschreibung der Cardinal Quirini verlangte; ferner die philosophische Abhandlung von den Gleichnissen; die kritische Dichtkunst; die Widerlegung der Lettres sur la Religion essentielle, u. a.

In so verschiedene Fache als Breitingers Vorlesungen gehörten, schien er allemal für diejenigen vorzüglich geschaffen, worüber man ihn jedesmal anhörte; immer derselbe Geist der Ordnung und Genauheit, so ungleich der Gegenstand war. Hiervon zeugt unter anderm sein ausgebreiteter Briefwechsel mit den Cardinälen Passionei und Quirini, dem Präsidenten Bouchier, dem Bürgermeister Uffenbach, dem Abt Gerbert von St. Blasien, mit

mit Iselin, Buxtorf, Bourmann, Schelhorn, Kiesling, Kap, Crusius, Altmanns, Brunner, le Maitre, Vernet, Semler, Ernesti u. a. Ein solcher Mann, der im Briefwechsel mit Gelehrten aus den verschiedensten Fachen allemal jedem derselben in dem Seinigen genug that, war sehr geschickt, mit seinem Freund Bodmer dem Nationalgeist eine vorteilhaftere Richtung zu geben. Indem wir frey und glücklich des Tages geniessen, den sie schufen, wirds uns schwer den Muth und die Klugheit ganz zu begreifen, wormit sie manches Vorurtheil besiegten. Nur darf man sich erinnern, daß man noch zu Scheuchzers Zeiten die löwenhökische und schwammerdamsche Erzeugungs-Theorie als schlüpfrigen Einfall und Copernics Weltsystem als Unglauben, — daß man zu Bodmers und Breitingers Zeiten die kritischen Schriften derselben als geruchlose Tulpen und Milton als Visionair erklärte, ja, daß ein Zimmermann selber in Klopstoks Messiade wenig anders bemerkte, als die häufige Nachahmung des prophetischen Styls, die er um so viel weniger liebte, da ja, seiner Meynung nach, der Ausdruck der Propheten ohnehin dunkel genug sey.

Ohne Zweifel betrügen wir uns nicht, wenn wir die neue Richtung, welche Breitinger mit einigen seiner Zeitgenossen unserm Nationalgeist zu geben im Stand war, ungefähr auf folgende Weise erklären: Mit den Manufacturen wuchsen die Künste des Reichthums, und mit dem Reichthum bekamen wir Musse; diese erlaubte der Neugier und dem Beobachtungsgeiste freyere Entfaltung. Schon verbreitete sich der Widerschein von

dem aufgehendem Lichte benachbarter Länder auch über das unsrige. So wenig der Anbruch des Tages Leute hätte aus dem Schlaf aufwecken können, die ein ganzes Leben hindurch unter dem Schutt alter Vorurtheile eingeschnarcht waren, so unbezwingbar ergriff die Flamme jedes aufstrebende Genie, auf welches in der Jugend ohnehin alles Neue, ja das schlechte und unnatürliche selber, in so fern es verjährten Ansehn Trotz beut, mit so vieler magischer Kraft wirkt. Wenn aber dieses Neue zugleich wahr und gut, wenns nicht bloß Flitter, sondern von innerm Gehalt ist, wie glücklich ist nicht der Geist, dessen Entwicklung in jene glänzende Epoche fiel, in welcher erst noch Ludwig XIV. ein goldenes Zeitalter der Künste und der schönen Litteratur von Frankreich aus, und seither von Teutschland aus Wolf und Leibnitz ein neues Licht gesunder Philosophie ausbreiteten? Electrisch pflanzte die erste Entzündung sich fort, und auch bey uns borgte eine Menge mehr oder weniger vortrefflicher Köpfe von Bodmers und Breitingers Erleuchtung. Bis ins graue Alter blieb auch Breitinger äusserst aufmerksam, nicht nur jede Gelegenheit zur Ausbreitung des Guten, die sich anbot, zu nutzen, sondern auch dieselbe für sich und für andere von allen Seiten herbeyzuführen, wo sie noch entfernt schien. Immer war nicht nur sein Catheder, sondern auch sein Museum die Zuflucht jedes aufblühenden Genies; mit gleicher Leichtigkeit ließ der grosse Mann sich herab, Auszüge, Uebersetzungen, Versuche eines Schülers zu prüfen, wie er sich mit geübtern Köpfen zu den wichtigsten litterarischen, kirchlichen, politischen Untersuchungen und Entwürfen erhob.

Ein solcher Character erwarb ihm die Würde des De-

emals über die amtlosen Geistlichen. Immer glaubte er nichts gethan zu haben, wenn er nur die Pflichten seines Amtes und zwar auch noch so gewissenhaft beobachtete. So viele Jünglinge, unter welchen seither mancher zu dem Lehr und Predigamt berufen, oder als Schriftsteller in diesem oder jenem Fache berühmt worden, werden ihn als Vater verehren, der zur Bildung ihres Characters nicht weniger, als zur Entwicklung ihres Geistes beytrug. Da die Glücksumstände oftmals mehr, als gut ist, auf den ganzen Menschen vermögen, so hielt er es seiner keineswegs unwürdig, auch hie und da, für die ökonomischen Angelegenheiten, und für Beförderung seiner Schüler zu sorgen. Indem er indeß mit unermüdetem Fleisse, und mit ganz besondrer Geschicklichkeit, sich sowol der Privat-ökonomie seiner Freunde und Clienten, als der öffentlichen Oekonomie des carolinischen Stiftes annahm, so wurden ihm dadurch viele Stunden geraubt, welche den Musen hätten heilig seyn können.

Im J. 1745. ward ihm die Professur der griechischen Litteratur nebst dem Canonicat aufgetragen. Ob ihn indessen schon sein Schicksal von der Predigerkanzel und von Pastoralgeschäfften entfernte, so fand seine Seele, eben so groß als sein Geist, mitten unter gelehrten, kritischen, philosophischen Bemühungen, immer noch das entzückendste Vergnügen an Ausbreitung populärer Känntnisse. Indem er die Religion von den fruchtlosen Auswüchsen der Schultheologie säuberte, verbreitete er unter uns jenen Geschmack an practischem Vortrag, sowol in den Schriften als in den Predigten der jüngern Geistlichen. Der Körper derselben, von einer solchen Seele

belebet, erlangte mehr Uebereinstimmung und Thätigkeit.

In zwo Anstalten unter andern, die von seinem Eifer für Geschmack, für Tugend und Religion zeugen, wird er auch bey den Enkeln noch leben. Die eine ist, die verbesserte homiletische Einrichtung, da wöchentlich zweymal der Reihe nach, einer der jüngern Kirchendiener eine heilige Rede hält, welche unter desselben Aufsicht in der Versammlung der Brüder beurtheilt und mit Anmerkungen über die Kanzelberedsamkeit, die Auslegungskunst und die Pastoralklugheit begleitet ward. Die andre ist die ascetische Gesellschaft, welche sich unter seinem Vorsitze, zu bestimmten Zeiten im Hörsaal versammelte, um sich durch Auflösung wichtiger Gewissensfälle, und andre Pastoralprobleme, durch populäre heilige Vorträge, durch Verfertigung salbungsvoller Gebeter und Lieder, Catechisationen und andrer ascetischer Schriften, auf den Hirtenberuf vorzubereiten. Dieser Anstalt haben wir die Betrachtungen für gefangene Missethäter, ein Gebetbuch für Kranke, eine Menge geistlicher Erfahrungen und Beobachtungen, wie auch sorgfältiger Unterweisung, Pflege und Beysteuer, so vieler Unglücklichen in den Armenhäusern, Unterstützung verwaister Schulkinder, und Belehrung der Landschulmeister zu danken. Auch ward in dieser Gesellschaft unter Breitingers Handleitung ein Kinderunterricht verfertigt, der in psychologischem Fortgang von sinnlichen Empfindungen und Bedürfnissen zur Känntniß des ganzen Menschen, seiner Seele, seiner Fähigkeiten, seiner moralischen Verhältnisse fortschreitet, und in welchem die Fragen allemal so gesetzt sind, daß nur eine einzige, bestimmte Antwort, und zwar allemal die

folgende nothwendig aus der vorhergehenden herausfällt. Als Breitingers Schwanengesang kan man die Orationes Carolinas betrachten, die er unlängst durch Professor Hottingern herausgab. Wie angenehm die Zueignung dieser Schrift, und wie verehrungswürdig der Verfasser dem heroischen Semler gewesen, kan unter andern das Schreiben dieses letztern bezeugen, welches der Untersuchung über die Apocalypsin vorgedruckt ist.

Auch das hohe Alter, auch der Tod selber konnten unsern Breitinger nicht müssig überraschen. Noch befand er sich den 13. Christm. 1776. in der Versammlung des Kirchenrathes, als er kurz nach seiner Heimkunft von einem Schlagflusse getroffen wurde, der ihn alles Bewußtseyns beraubte. Folgenden Tages verschied er sanft und selig im Herrn.

VII.

Johann Jacob Bodmer.

Johann Jacob Bodmer ward im J. 1698. gebohren und von seinem Vater für die Kirche bestimmt. Natürliche Schüchternheit machte ihm alle öffentlichen Hervortretungen und so auch die Predigtkanzel frühe zuwider. Ohnehin fand sein Geist an der typischen und figürlichen Dogmatik des Coccejus, Momma, d'Outrin so wenig Nahrung, daß er sich weit weniger mit den Schriften der damals herrschenden Modetheologen als mit den Schriften der Griechen und Römer beschäftigte. Indessen verbarg er seine Abneigung vor dem geistlichen Stande, aus Besorgniß von seinen Lieblingsstudien noch weiter verschlagen zu werden. Da die Zeit seiner Ordination heranrückte, konnte er seine Abneigung nicht länger verheelen.

Es begegnete, was er besorgt hatte. Im J. 1717. nöthigte ihn sein Vater nach Bergamo in Italien zu gehen, um sich der Handelschaft zu wiedmen. Dieser Lebensart ward Bodmer bald müde. Im J. 1719. kam er wieder nach Hause.

Von Kindheit auf schien er für die Gelehrsamkeit, und besonders für die Dichtkunst gebohren, ohne Zweifel daß seine einsame, ländliche Erziehung hiezu nicht wenig beytrug. In den Kinderjahren hatten Ovids Verwandlungen, wie sie Wickram aus Albrechts von Halberstadt

Uebersetzung umgegossen, Bodmers Geist mit poetischen Bildern erfüllet. Die Ausbildung gaben seinem Herzen und seinem Geschmack Addisons, und Steeles Spectators. Damals war die Mutter-Sprache noch wenig den Wissenschaften gewiedmet. Von jener Modelitteratur, welche unsre Stutzergelehrten mehr aus Wochen- und Monatschriften, als aus den Quellen herholen, wußte man bey nahe gar nichts, und vor dem pedantischen Schulgewäsche mußte es einem Geist wie Bodmers war, eckeln. Nicht durch flüchtige Pamphlets zerstreut, lebte er ganz in dem classischen Alterthum.

Sein Hang zur Litteratur führte ihn von den gewöhnlichen Berufsgeschäften allzuweit ab. Der Lehrstul der helvetischen Geschichte und der Politik war vielleicht das einzige öffentliche Geschäfte, welches zu seinem Gemüthe und zu seinen Studien paßte. In der Bedienung dieses Professorats war er immer bemüht, durch historische Beobachtungen zur Känntniß des Menschen durchzudringen; der Mensch war allemal sein Hauptgegenstand. Sein Vergnügen war, denselben in den sonderbarsten und seltsamsten Gestalten zu sehn, die ihn bey entfernten Nationen und Zeiten bezeichnen. Gerne trat er aus seinem Weltalter, aus seinem Clima heraus und schüttelte von sich ab die Meynungen, die Denkart, und die Sitten der Zeitgenossen. Was für so manchen blosse Handarbeit ist, war für seinen Geist Experimental-Seelenlehre. Muth genug hatte Bodmer, unter dem Staub der Urkunden die Ahnen und die Vorwelt wieder zu erwecken, indem er ihre Sitten und Gesetze, ihre Lebensart und ihre Sprache in allen Nuancen studirte.

Wiewol er im J. 1737. zu einem Mitgliede des grossen Rathes erwählt ward, so erweckte darum dieses bey ihm keine Begierde nach obrigkeitlichen Aemtern. Nachdem er seine Kinder verloren hatte, lehnte er Beförderungen auf dem Rathhause mit eben dem Ernste ab, mit welchem sie gewöhnlich gesucht werden. Da alle seine Stunden ganz sein waren, da sein Beruf und sein Haus sehr wenig Zeit forderten, so genoß er nach eignen Begriffen des Lebens. Seine litterarischen Arbeiten waren lange nur didaktisch und kritisch. Den Geschmack hatte er nicht nur in dem Vaterlande, sondern biß in Sachsen so ungewiß und so elend gefunden, daß es ihm unausstehlich war. Er schrieb vieles, und in verschiednen Formen, dem Nationalwitz mehr Schönheit und Adel zu geben.

Bodmer und Breitinger waren die ersten, welche im J. 1721. in Teutschland ein Wochenblatt, nach dem Muster des englischen Zuschauers herausgaben. Zum Erstaunen ist es, wie sich seit der Ausgabe des Malers der Sitten die Sprache dieser Männer und darmit die Sprache der Nation gereinigt, bereichert, verschönert hat. Dieses Wochenblatt wurde von einer Menge andrer Schriften begleitet, welche Bodmern den Namen des Reformators teutscher Sprache, Kritik und Dichtkunst erwarben. Indessen veranstaltete er ebenfalls die Ausgabe von Schriften, die näher sein Amt und sein Vaterland betrafen. Von ihm haben wir Malleoli Leben, den Richtbrief der Stadt Zürich; Peter Kistlers Geschichte der Handveste der Stadt Bern; Küchenmeisters Gesta monasterii St. Galli; Myconius Bellum Capellanum; Commentarius de Tumultu Bernensium in-

testino; Raths-Erkanntnisse von Zürich aus dem 14ten Jahrhundert, welche Stücke in der helvetischen Bibliothek und in den Beyträgen zu Laufers Schweizergeschichte eingerückt sind.

Ohne Zweifel haben sich Bodmer und Breitinger durch die Proben der schwäbischen Poesie des XIII. Jahrhunderts aus der manneßischen Sammlung, 8. Zürich 1748. wie auch die grössere Sammlnng in 4. Zürich 1758. um die teutsche schöne Litteratur ungemein verdient gemacht. Von Bodmern haben wir auch noch die Uebersetzung einer Sammlung englischer Balladen. Ungemein schienen immer sowol Sprache als Gefühl und Imagination der Minnensinger zur Einfalt des Bodmerischen Geschmackes zu passen. Auch hat uns Bodmer eine kritische Ausgabe von Opitzens besten Gedichten geliefert.

Beynahe ein halbes Jahrhundert hatte er gelebt, und noch nichts Beträchtliches in Versen geschrieben, als was die Trauer über den Hinscheid seines Sohnes ihm eingab. Ihm waren der Reim und der Zwang des Alexandriners zuwider. Erst nachdem Klopstock durch Einführung des Hexameters ein offnes Feld für die Evolutionen der Rede verbreitet hatte, schrieb er Gedichte.

Das Genie bestimmt sich selber, nur die Farbenmischung bekömmt es von äussern Umständen. Das Beyspiel eines Miltons und Klopstoks, das Schicksal, welches Bodmern zu dem Sohn eines Landgeistlichen gemacht hat und ihn anfangs dem gleichen Berufe bestimmte, dieses war die Veranlassung, daß Bodmers

poetisches Genie auf biblische Gegenstände geführt ward. Indessen auch ohne zufälligen Einfluß konnten sowol Hoheit der Gesinnungen als Kühnheit des empfindsamen Geistes den Dichter der Noachide bewegen, daß er die Erzväter den Achillen, und den Aeneas vorzog. Gleichwie Homer in der vaterländischen Religi[on] seine Gedichte geschöpft hat, so hätte er dieselben in der unsrigen geschöpft, wenn sein Daseyn in die christliche Zeitrechnung gefallen wäre. Bodmer konnte nicht wohl National-Sujets behandeln. Neuen Begebenheiten hätte immer die feyerliche Würde des Alterthums gefehlt. Was für epische Handlung, wo die Fürsten nur im Kabinette arbeiten und durch Gesandte negoziren, wo im Felde das ganze Kriegesheer nur einer Maschine gleicht? In den Zeiten der Kreuzzüge, in den Römerzügen finden sich noch National-Sujets. Heut zu Tage sind uns Arminius und Ariovist so fremde als Kanadier und Otaheiten. National-Epopäen also in einer schon lang kultivirten Sprache und aus einem verfeinerten, formalistischen Zeitalter sind selten Heldengedichte, sind wie Voltairens Henriade und Lucans Pharsale halb poetisch-halb historisch-halb didactische Werke. Von gleichem Genius eines Klopstoks und Miltons beseelt, wagte es Bodmer ein Heldengedicht zu unternehmen in einer Stuffe des Alters, auf welcher, wie man gewöhnlich, obschon nicht immer begründet, glaubt, das Dichterfeuer auszulöschen anfängt. Sein Held ist der Erzvater, der das erste Geschlecht der Menschen begraben sah und Stammvater eines neuen Geschlechtes geworden. Als poetischer Kolumb plünderte der Dichter die Nachwelt und Vorwelt seines Helden, Zeitalter, die noch nicht waren, und trug ihre Laster und Ausschweifungen in das Zeitalter der Patriarchen hin-

über. Dadurch ward das Gedicht moralisch, politisch. Bodmers Muse ward, was bey den Alten die epische Muse immer gewesen, Lehrerin des Volkes, der Regierung, der Religion und der Sitten.

Bodmern haben wie eine Menge andrer poetischer Werke zu danken, unter der Aufschrift Calliopens gesammelt.

Noch war die Noachide in ihrer ersten, rohen Gestalt, als der Poet der Messiade dem Dichter einen freundschaftlichen Besuch machte. Wenige Zeit hernach ersetzte ihm Wieland Klopstoks Entfernung. In dem gleichen Zimmer begegneten sich beeder patriarchalische Musen. Bodmern gereicht es zur Ehre, daß Teutschlands beste Köpfe seinen vertrauten Briefwechsel suchten.

Unter so vielen Schriften, wodurch er den Abend seines Lebens aufgeklärt hat, müssen wir noch seiner politischen und religiosen Schauspiele erwähnen — Schauspiele, nichts weniger als für das teutsche Parterre bestimmt. — In der Form theatralisch verbundener Scenen mahlt er die wichtigsten Revolutionen, den Character der grösten Männer, ganzer Zeitalter und Völker.

Nicht selten hat man gegenseitige Uebereinstimmung zwischen Geist und Sitten bemerkt. Die Sitten unsers Verfassers waren eben so patriarchalisch als der Innhalt seiner Gedichte. Durch ausgebreitete Känntniß, Zeitgenoß jedes Jahrhunders, Bürger jeder Weltgegend, setzte er sich über hundert kleine Vorurtheile, und willkürliche Manieren seines besondern Zeitalters oder Vaterlandes hinaus: auf diese Weise erhielt seine Lebensart, und

die Art seines Umganges eine gewisse Naivität, meistens unzertrennt von dem grossen Genie. Ohne im geringsten die hergebrachte Anstandsregeln zu beleydigen unterredt er sich eben so offen mit den Fürsten, wie mit den Bauern.

So wie er selber ganz Mensch ist, sieht er auch unter dem Staatskleid, wie unter den Lappen nichts als den Menschen. Nichts weniger als eigensinnig und cynisch ist dieses freye, kunstlose Wesen, immer nämlich durch allgemeines Wohlwollen veredelt. Irren wir, wenn wir sowol die Munterkeit seiner Launen, als auch seiner Leichtigkeit, wormit er selbst noch im höchsten Alter den Geist jedem neuen Eindruck, jeder noch so ungewohnten Aussicht öffnet, wenn wir diese Jugendgabe, ausser der ungemeinen Reizbarkeit seiner Imagination, auch besonders seiner menschenfreundlichen Gefälligkeit zuschrieben? Indem er in dem achtzigsten Jahre des Lebens jedem, der ihn besucht, dem Kinde, dem Jüngling, dem Greisen, dem Landmanne, dem Künstler, dem Gelehrten, dem Staatsmanne, dem Bürger, dem Fremden freyen Zutritt zu seiner Seele, wie zu seinem Musenm gestattet, hatte er sich dadurch angewöhnt, daß ihn alles interessirt, so wie alles in Verbindung steht, und daß ihn gleichwol nichts auf solchen Grad interessirt, wodurch sein Geist könnte sclavisch gemacht und sein Herz eingeschränkt werden. — So beneidenswerth das unabhängige Leben des Weisen seyn mag, so ist er doch auf seine Bequemlichkeit so eifersüchtig auch nicht, daß er darüber den öffentlichen Geschäften sich gänzlich hätte entziehen wollen, wenn sie sich darboten. In verschiedenen Angelegenheiten

hatte sich die Regierung seiner Bemühungen und Rathschläge bedient.

Noch müssen wir zu Bodmers Ruhme erwähnen, daß er es gewesen, der zuerst nicht nur durch Uebersetzung, sondern auch durch critische Anpreisung der Teutschen mit Milton bekannt gemacht, und unlängst mit einer Uebersetzung des Homers und des Apollonius beschenkt hat.

VIII.

Johann Geßner. (*)

Während daß hin und wieder bald politische, bald theologische Schwärmerey gleich einer Seuche auch bessere Köpfe ergriff, nährte gleichwol das Vaterland immer noch würdige Söhne, die, weniger rauschend, aber desto sichrer und würksamer durch Sitteneinfalt, durch weise Policeyverbesserungen, besonders auch durch Beförderung des Landbaus und der Fabricken die Wohlfahrt des Staates besorgten. Auf diese Wohlfahrt scheint unter allen Wissenschaften das Studium der Meßkunst und der Naturlehre — theils am meisten, theils am ruhigsten würken zu können. Ungemein ward dieses Studium durch Johann Geßner begünstigt. Dieser würdige Namenserbe Conrad Geßners ward zu Zürich im J. 1709. gebohren. Er war noch im J. 1720. ein Schüler in quarta, als ihn Dr. Wegelin zum Kraütersuchen aufs Feld mitnahm; so oft auch in dem Spitale chirurgische Handgriffe vorgenommen wurden, wohnte der junge Geßner mit bey? Im J. 1723. machte er die erste Bergreise. Unermüdet vermehrte er seine physischen und mathematischen Känntnisse. Hiebey genoß er Scheuchzers und Muralten Handleitung. Im J. 1726. unternahm

(*) S. Börners Leben der Aerzte und Naturforscher, B. III. St. I. wie auch Bruckers Bildersaal, Th. IX.

er eine weitlaüfstigere Bergreise. Allerorten erforschte er die verschiedne Druckkraft der Luft durch barometrische Versuche — die Beschaffenheit der Mineralwasser durch Abwägung der Vermischung chemischer Säfte — besonders auch den Ursprung und die Lage der Berge. Die Beobachtungen schrieb er in ein ausführliches Tagbuch zusammen; eine grosse Menge Mineralien, Versteinerungen, Pflanzen, Inseckten bracht er als Ausbeute zurück.

Im J. 1726. gieng er nach Leyden. An diesem Orte genoß er ein ganzes Jahr lang Boerhaavens Unterricht und vertraulichen Umgang. Zugleich legte er den Grund zur ununterbrochenen Verbindung mit Hallern. Ausser Boerhaaven hörte Geßner auch Albin, Osterdyck, Schacht und S'Gravesand; überdiß hatte er genaue Bekanntschaft mit Fridrich Gronov, der einen weitlaüftigen Garten und die vollständigste Schneckensammlung besaß. In Leyden erwarb sich Geßner nebst mannigfachen Känntnissen grossen Reichthum an allerley Pflanzen, Wasser- und Meer-Thieren.

Von Leyden begab er sich mit Boerhaavens Empfehlungsschreiben nach den vornehmsten holländischen Städten; sonderlich genoß er von dem damals neunzigjährigen Greis, Friedrich Ruysch, zu Amsterdam viele Gewogenheit. Hierauf kam er nach Paris, woselbst er von Boerhaaven an den Abt Bignon, an Jussieu und d'Isnard empfohlen war. In der Wundarzney — und in der Zergliederungskunst hatte er den le Draw — in der Hebammenkunst Gregoire zum Lehrer.

Nach überstandener, gefährlicher Krankheit kam er von

Paris nach Basel. Daselbst erwartete ihn Haller, um mit ihm die höhere Meßkunst bey Johann Bernoulli zu lernen; auch hier setzte er das Studium der Arzneykunst nicht auf die Seite; überall bediente er sich der zwingerischen und miegischen Anweisung. Im J. 1728. besorgte er des kranken Prof. Miegs Verrichtungen. Im gleichen Jahr machte er mit Hallern eine schweizerische Bergreise. Im J. 1729. disputirte er in Basel de Exhalationibus, hielt eine öffentliche Rede de usu Matheseos in Medicina und empfieng die höchste Würde in der Arzneykunst. Hierauf gab er Vorlesungen in der Naturlehre, Meßkunst und Arzneykunst; er stellte anatomische Versuche an und bereitete allerley Vorrath. Den Sommer verwendete er auf die Botanick, und selbst der Besuch der Patienten auf dem Lande mußte ihm dieses Studium erleichtern. Sonderlich war er darauf bedacht, nach der Methode, wie Rajus die englischen Pflanzen angeordnet hatte, eine ähnliche Sammlung von schweizerischen Pflanzen zusammen zu tragen. Gemeinschaftlich wollte er mit Hallern eine Geschichte der schweizerischen Pflanzen ausarbeiten. Im J. 1730. that er eine Reise in die Glarnergebirge; im J. 1731. in die Appenzeller- und Toggenburgergebirge; im J. 1732. in die Schweizerischen und Luzernerischen. Pflanzen sowol als Beobachtungen und Anmerkungen wurden zwischen Geßner und Haller freundschaftlich getheilt; Geßner verfertigte ein Verzeichniß der Pflanzen nach seiner Lehrart, und mit den berühmtesten Kräuterkennern unterhielt er Briefwechsel.

Mitten unter diesen Bemühungen schlug ihn Boerhaave,

haave, auf Blumentrosts Anfrage, zu dem botanischen Lehrstul in Petersburg vor. Die Entlegenheit des Ortes und seine schwache Gesundheit erlaubten ihm die Annahme des Berufs nicht.

Im J. 1733. starb Doctor von Muralt in Zürich. Sein Lehramt fiel auf Dr. Joh. Jacob Scheuchzer. In gleichem Jahr noch starb auch dieser. Sein Bruder, Johann Scheuchzer, erhielt nun die Stelle; Geßner aber erhielt das mathematische Catheder; zugleich ward ihm die Besorgung von Scheuchzers Lehramt anvertraut, so lang nämlich dieser sich noch als Landschreiber in Baden aufhalten mußte. Geßner trat sein Amt mit einer Rede an: von dem Nutzen der Meßkunst in der christlichen Religion, in den Wissenschaften überhaupt und in den Bequemlichkeiten des Lebens. So sehr auch jedermann der allseitige, wohlthätige Einfluß der Meßkunst einleuchten sollte, so sehr scheints zu bedauern, daß dessen ungeachtet, auch selbst nach Verbesserung der zürcherischen Schulen, den Studirenden auf dem Gymnasium die Besuchung der mathematischen Lehrstunden nicht dringend genug eingeschärft wird. Daher kommt es, daß besonders die theologischen Studiosi allzu gerne dieses Studium verabsaumen.

Im J. 1738. starb auch Dr. Joh. Scheuchzer; an dessen Statt ward Geßner zum ordentlichen Lehrer der Physik und zugleich zum Canonicus erwählt. Auswärtige Gesellschaften aber bemühten sich um die Wette, sich ihn eigen zu machen; so nahmen ihn z. B. die römisch-kaiserliche Academie, die königl. schwedische, die königl. berlinische und die florentinische zum Mit-

gliede an. Sein Fleiß erweckte auch bald mehrere seiner Landleute, daß sie eine physicalische und öconomische Gesellschaft in Zürich errichteten und Geßnern zum Oberhaupte erwählten. Unter seinem Einfluß und dem Beystand der würdigsten Männer, eines Heideggers, Hirzels u. a. blühte diese Gesellschaft zu einem Baum auf, unter dessen wohlthätigen Zweigen der zürcherische Landbau eine weit glücklichere Gestalt annahm. Wie rührend für die Menschheit, in dieser Gesellschaft den Landmann zwischen dem erlauchten Regenten und dem tiefsinnigen Gelehrten zu sehen, wie jeder den andern aufklärt, jeder den andern in seiner Sphäre hochschätzt und liebet! Von dem Werth einer solchen Gesellschaft mag Serione, der Verfasser der Interêts des Nations de l'Europe developés relativement au commerce ein unpartheyischer Zeuge seyn. In dem ersten Band, Hauptst. III. §. 24. heißt es bey diesem Verfasser: „die Gesell„schaften von Bretagne, von Paris, von Bern, von „Zürich u. a. geben das Muster von der Methode zur „Beschleunigung des Wachsthums in der Kunst; glück„licher Weise wird durch solche practische Muster und „durch das Beyspiel genauer Beobachtungen die An„zahl guter Beobachter vermehret." — Weiterhin §. 29. „diesem gemeinnützigen Geiste, der dißmal den aufge„klärten Theil von Europa beseelt, hat man die Errich„tung einer Gesellschaft für die nützlichen Wissenschaf„ten in Zürich zu danken; Anfangs bestand sie nur „aus der Verbindung einiger guter Bürger, die nichts „anders als ihre eigne Belehrung zum Gegenstand hatte. „Diese Verbindung ward durch die Fürsorge eines „Mannes geknüpfet, den seine Sitten eben so vereh„rungswürdig machen als seine Gelehrsamkeit; allein

„ durch Tugend ward diese Verbindung geknüpfet, und „ die Tugend wandelt ohne Geraüsch oder Schimmer.“ In der That sind Bescheidenheit, leutseliges Wesen, allgemeines, thätiges Wohlwollen bey unserm Geßner in eben so hohem Grade als Genie und ausgebreitete Känntniß. Ungeachtet derselbe viele der Unsterblichkeit würdige Schriften, besonders auch ein prächtiges, botanisches Werk im Pulte verwahret, so hat er doch aus übertriebener Bescheidenheit, ausser seinen academischen Schriften, wenig durch den Druck bekannt werden lassen. Das Verzeichniß seiner gedruckten Schriften liefern Börner und Hamberger. — Von ihm schreibt Graf d'Albon in seinen Discours: „ Mit den weit umfassen„ den Känntnissen sind bey Geßnern die edelsten Eigen„ schaften des Herzens verbunden. Ihm allein hat Hal„ ler beynahe seinen ganzen Ruhm in der Botanik zu „ danken. Geßner überließ ihm seine Handschriften; „ er bediente sich derselben; gleichwol verlangte Geßner „ nicht, daß sein Name Hallers Name an die Seite „ gesetzt werde.“

Von Geßners Naturalienschatz findt man bey Andreä in seinen Reisen eine ausführliche Beschreibung.

Ein kostbares Münzcabinet besitzt sein Bruder, der gelerte Professor Joh. Jacob Geßner. Von seinen numismatischen Känntnissen zeugen desselben Specimen rei numariæ, Tig. 1735. Numismata græca regum atque virorum illustrium cum commentario, Tig. 1738. Numismata græca populorum & urbium, Tig. 1739—1754. — Numismata antiqua imperatorum romanorum latina

& græca, Tig. 1748. u. a. m. Diese Werke haben den Beyfall des classischprüfenden Matthias Geßner erhalten. Man sehe hierüber die Vorlesungen zur Isagoge in eruditionem universalem, die Niclas herausgab, im I. Th. S. 407.

IX.

Hans Caspar Hirzel.

Derselbe ward gebohren den 21. März 1725. Er hatte das Glück, in der Person seines Vaters, Statthalter Hirzels, das Vorbild republikanischer Tugend zu sehn; erblich war in diesem Geschlechte die strengste Gerechtigkeitsliebe; von seinem Grosvater, der ebenfalls Statthalter war, pflegte man zu sagen: daß auch der ärgste Feind sich nicht würde gescheut haben, ihn gegen seinen einzigen Sohn und Liebling zum Richter zu wählen.

Im J. 1734. hatte Hirzels würdiger Vater den Beruf eines Amtmanns zu Kappel erhalten. Daselbst bekam unser junge Hirzel den ersten Geschmack sowol für die Anmuth der unverdorbnen Natur als auch für landwirthschaftliche Bemühungen. (*) Von dem grossen Litterator, Inspector Simler, empfieng er Unterricht in der classischen Litteratur. Mit dieser verband er durch glücklichen Zufall das Studium der besten Dichter unter den Teutschen. — Nach Beendigung der Amtsverwaltung kam er mit seinem Vater nach der Hauptstadt Zürich zurück. Nunmehr fieng sein bisheriges Natur-

(*) Man sehe die Wirthschaft eines philosophischen Bauern, S. 18. wie auch die neue und vermehrte Auflage vom J. 1774.

studium an, gelehrter und philosophischer zu werden. Um so viel lieber wählte er den Beruf eines Arztes aus, je mehr dieser Beruf unzertrennlich mit der Untersuchung der Natur verbunden ist. — An Chorherr Geßner fand er einen eben so aufgeklärten als treuen Wegweiser. Beym Unterrichte wurden die Schriften eines Wolf, Linne und Boerhaave zum Grunde gelegt. Sehr fleissig übte er sich auf dem anatomischen Schauplatz; im J. 1744. las er daselbst über die Sinnen.

Die Neigung zu den schönen Wissenschaften führte ihn zu Bodmer, den er als seinen Socrates verehrte und liebte. Bey diesem socratischen Lehrer gewöhnte er sich, das Schöne nicht anderst als in Verbindung mit dem Guten zu lieben. Von Bodmern lernte er die ersten Elemente der Staatskunst und der vaterländischen Geschichte; der Unterricht war also beschaffen, daß er das Herz zur Nachahmung jener grossen Alten erwärmte, und nicht bloß die Urtheilskraft schärfte.

Durch Gleichförmigkeit der Studien gelang es Hirzeln, die hoffnungsvollsten Jünglinge in eine litterarische Confôderation zu vereinigen. Dieselbe trat in schriftliche Unterhaltungen mit ähnlichen Gesellschaften in den benachbarten Cantonen; von ferne leitete Bodmer die Arbeiten der zürcherischen Gesellschaft.

Breitinger, Bodmers Gefehrte in den Bemühungen um die teutsche Litteratur, las den Jünglingen über die Logik und Metaphisik, nach der wolfischen Lehrart; auf solche Weise lernten sie mit dem Geschmack des Schönen den Geschmack des Gründlichen verbinden.

Im J. 1745. gieng Hirzel nach Leyden; daselbst

hörte er den Albin, Gaubius und Muschenbroek. Mit äusserster Sorgfalt lernte er von Albin, dasjenige, was die Beobachtung selbst an die Hand gibt, von den abgeleiteten Folgerungen unterscheiden. Gaubius war in der Chymie, was Albin in der Physiologie und Muschenbroek in der Naturlehre. — Im J. 1746. nahm unser Hirzel den Gradum an; er vertheidigte eine von ihm selbst verfertigte Streitschrift: Ueber den Einfluß eines heitern Gemüthes auf den Körper, sowol in gesunden Tagen, als auch besonders zur Zeit epidemischer Seuchen. Bey diesem Thema verband er seinen Hang für das Studium der practischen Philosophie mit der Arzneykunst.

Durch Vermittlung des seel. Pfarrer Weissen von Regenstorf fand er in Potsdam bey Hofrath Arndts, Stadtphysicus und Arzt bey der Garnison und beym Waisenhause, alle Gelegenheit, seine gesammelten Kenntnisse in der Ausübung zu zeigen. Arndts war ein sehr glücklicher und verständiger Arzt; grossentheils folgte er der einfachen Heilart seines Schwiegervaters, des berühmten Stahls. Als ein guter Beobachter machte er den Schüler auf die wesentlichen Kennzeichen der Krankheiten aufmerksam, zugleich übte er ihn in seiner einfachen Heilart. Hirzel lernte da, wie man auf ungleichem Wege zu demselben Zweck geführt wird, und wie überhaupt die Natur in Heilung der Krankheit zum besten Leitfaden dienet. Was er in Boerhaven Schule gelernt hatte, heiterte den Begriff von jenen Stahlianischen Naturtrieben auf.

An Arndts Schwager, Stahls würdigem Sohne, fand Hirzel einen Herzensfreund und das Vorbild eines

großmüthigen Weisen. Je begüterter er war, desto mehr war er um edle Anwendung des Reichthums besorgt; in der Stille verbreitete er, gleich einer unsichtbaren Gottheit, thätiges Wohlwollen — junges Verdienst munterte er, und tröstete leidendes; sein Haus war ein Tempel der Fröhlichkeit; jedem Rechtschaffenen war es offen; Gelehrte und Künstler fanden da den ächten Freund und den aufgeklärten Kenner. Allemal sprach Hirzel mit Entzücken von jenen seligen Stunden, die er in dem Umgange dieses Mannes genossen hatte; dem Kopf und Herzen empfahlen sich hier die vorzüglichsten Känntnisse mit den tugendhaftesten Gesinnungen unter dem bezaubernden Schleyer eines weisen Epicuräismus.

Auf der Reise nach Potsdam fand Hirzel in Magdeburg seinen Sulzer (*) wieder, mit dem er im J. 1742. eine helvetische Bergreise gemacht hatte. Sulzer begleitete ihn zu dem Magister Lange in Laubingen. In dieser poetischen Gegend ward Hirzel von seiner jugendlichen Muse begeistert. Magister Lange hatte eine Gemahlin, mit welcher er das unschuldigste Schäferleben führte. Hier glaubte sich Hirzel in Arkadiens göldene Tage verzaubert. Mit ihm unterhielt er lange hernach einen poetischen Briefwechsel und setzte ihn in die Freundschaftsrechte des seligen Pyra, mit dem er an Herz und Genie so nahe verwandt war. — Durch Langen war Hirzel mit Kleist in Bekanntschaft gerathen. Dieser versüßte ihm seinen Aufenthalt in Potsdam. Hier sah

(*) Man sehe Sulzers Leben, welches Hirzel so vortrefflich beschrieben hat.

er, wie Kleists bestes Werk, wie sein poetischer Frühling aus der Dämmerung hervorgieng und auf dem teutschen Parnasse die Morgenröthe des guten Geschmackes ankündigte. — Dieselbe Uebung, welche Hirzels mediciniſchen Beobachtungsgeist schärfte, schärfte auch überhaupt seinen allgemeinen Beobachtungsgeist; in Erholungsstunden richtete er seine Aufmerksamkeit sehr gerne auf die Semiotik der Seele und des Genies. Mit psychologischer Vorhersehung schlummernder Talente, auch alsdann, wenn sie dem Besitzer noch unbekannt waren. Hirzel erschien in einem Zeitalter, wo noch nicht völlig bezwungne Barbarey die bessern Köpfe gegen ihren bleyernen Zepter empöret — wo jeder, beym Gefühl eigner Stärke, mit enthusiastischer Theilnehmung dem andern hülfreiche Hand beut, wo keiner dem andern, wie etwann seither, nach Vermehrung ihrer Anzahl und Schwächung ihres Genies, eifersüchtig und hämisch im Weg steht. — In Kleistens vertraulichem Umgang lernte Hirzel, was wahre Freundschaft, was ächter Geistesadel, was practische Lebensphilosophie auf Bildung des Herzens und Glück des Lebens vermögen. Zwischen beyden ward der innigste Briefwechsel bis zu Kleists Heldenende fortgesetzt. Kleist hatte ihn mit Spalding und Gleim bekannt gemacht. Jener verstand die Kunst, die Grundsätze und die Methode eines Gegners des Christenthums, eines Shaftesbury, so anzuwenden, daß dadurch das Christenthum desto ehrwürdiger erscheint. Dieser, nämlich Gleim, war der erste, welcher die Teutschen in griechischem Geschmack tändeln, und unterm Tändeln edles Gefühl in die Seele zu giessen gelehrt hatte.

Stahl führte Hirzeln in den Kreis seiner Bekannten; unter denselben fanden sich seine beeden Schwäger, Buchholzen, die sich um Brandenburg so verdient gemacht hatten. In dieser Gesellschaft lernte Hirzel die bewundernswürdige Staatsmaschine kennen, die Wilhelms grosser Muth entworfen und Friedrichs Genie vervollkommnet hatte. Verschiedene, einzelne Genien wenden in besondern, engen Kreisen die mannichfaltigen Talente an, die sich in einem Punkte vereinigen; eine grössere Zahl derselben vereinigt sich wieder in einem allgemeinerm Punkte, und alles faßt endlich das königliche Genie unter den Gesichtspunkt des gemeinen Besten zusammen. Damals zeigte sich Friedrich in seinem grösten Glanze, nach Schlesiens Eroberung; er reutete die Chykane aus, ermunterte den Feldbau, errichtete neue Manufacturen und baute Sans Soucis, um in Gesellschaft todter und lebender Weisen, in einigen Ruhestunden sich selber zu leben.

In Berlin lernte Hirzel Sacken, Potten, Ellern, Lieberkühnen, Albins Nebenbuhler in der feinen Zergliederung kennen: In Potsdam sah er die berühmten Wundärzte und ihre Operationen beym Leibregiment und bey dem Regiment Prinz Heinrichs.

Im J. 1747. kam Hirzel wieder in sein Vaterland zurück. Sogleich ward er Mitglied der neuerrichteten, naturforschenden Gesellschaft in Zürich. An der Seite eines Heideggers, nachmaligen Bürgermeisters, wie auch des berühmten Chorherr Geßners zu arbeiten, war für ihn das angenehmste Geschäfte. Unter solcher Aufsicht blühte die Gesellschaft zu einem Baum auf, unter dessen wohlthätigem Einfluß der zürchersche Landbau eine 'eit glücklichere Gestalt annahm. Seither ward Hirzel

zum Vorsteher der engern Gesellschaft oder der landwirthschaftlichen Committee erwählet.

Im J. 1748. verheyrathete er sich mit Jungfer Anna Maria Ziegler, einer Tochter des Rathsherr Zieglers. In seiner Gattinn fand er die tugendhafteste Freundinn. — Von Natur der lebhaftesten Eindrücke fähig, in gleichem Grade für das Unangenehme des Lebens wie für das Angenehme empfindsam, ein eben so feuriger Hässer des Bösen als eifriger Verfechter des Guten, mußte es ihm ungeachtet seiner gefälligen Gemüthsart und frölichen Laune, insonderheit bey der Menge drückender Geschäfte, an Gelegenheit zum Verdruß und zum Kummer nicht immer fehlen. Den wohlthätigen Einflüssen der Philosophie und einer gelaüterten Religion hatte er den Sieg über seine Leidenschaften zu danken; wie leicht mußte ihm nicht dieser Sieg werden, da diese Religion und Philosophie unter dem Reize der ehelichen Liebe, unter der Mine einer zärtlichen und sorgsamen Gattinn jedes kleine Gewitter verwehte! Auch erkennt er den Werth eines solchen weiblichen Genius und nach 34. Jahren ist ihm seine Gattinn noch eben so theuer wie an dem ersten, hochzeitlichen Tage. Ihm gebahr sie dreyzehn Kinder, davon sind noch sechse am Leben, und von einer Tochter, die im Wochenbett starb, ein hoffnungsvolles Kind.

Immer mit den besten und weisesten Menschen umgeben, mußte er nothwendig auch selber weise und tugendhaft werden. Zwar hatte er einen starken Hang zur Trägheit und Gemächlichkeit zu bekämpfen; hiezu kam noch ein schwaches Gesicht, das ihm das Lesen und Schreiben bey Tage mühsam, und des Nachts beynahe

gänzlich ohnmöglich machte. Diese natürlichen Hindernisse zu geschäftigem Leben überwand das allgemeine Wohlwollen und jene warme Menschen- und Bürgerliebe, die alle seine Handlungen beseelten. Wenn wir ihn in seiner ausgebreiteten Thätigkeit, als Mensch, als Hausvater, als Arzt, als Mitglied der Regierung u. s. w. betrachten, so begreifen wir nicht, wie es ihm möglich gewesen, in seinen seltenen Erholungsstunden grössere Werke hervorzubringen, als mancher, dessen Beruf und Hauptgeschäfft die Litteratur ist. Für keine Wissenschaft hatte er ausschliessende Neigung; alles Wißbare reizte ihn gleich stark; für jeden grossen Mann in jedem Fache war seine Seele mit Hochachtung erfüllet. Wenn er Schriftsteller worden, so geschah es allemal bey besonderer Gelegenheit und zu besonderer Absicht; nicht blos als Cabinets- oder Catheder-Gelehrter, vielmehr als Mensch und als Bürger war es, daß er die Feder zum Schreiben ergriff, und so ward er Autor, wie es die römischen und griechischen Klassiker geworden — eben deswegen finden wir in seinen Schriften das Gepräg der Menschheit und des Patriotismus; in denselben athmet populäre, socratische Weisheit, immer genau angepaßt auf Zeit, Ort und Personen, ganz von jenen Schul-Chrien und Gemeinplätzen schriftstellerischer Mietlinge verschieden.

Dichtkunst war sein Labsal; bey ausserordentlichen Empfindungen machte er seinem Herzen Luft, indem er dasselbe in Gedichte ergoß; daher kömmt es, daß sich diese durch das Individuelle und Originale, durch immer neuen und eigenthümlichen Schwung unterscheiden. Voll von Ideen und Bildern, fortgerissen von dem kühnen, poetischen Strohme, fehlte es dem Verfasser an

Zeit und Geduld, lange an dem Rhytmus zu feilen. Nicht Kunst, nicht Autorsucht, sondern das Herz allein war es, welches sein Genie regierte. So entstanden die Empfindungen des Frühlings im J. 1750. durch die Freude veranlasset, die ihm Kleists Gedicht verursachte — so die Empfindungen bey Betrachtung der Schöpfungswerke im J. 1751. — so die Seligkeit ehlicher Liebe im J. 1755. bey der glücklichen Verbindung seines Bruders. — Andere Gedichte, sowol von lyrischer Gattung als in dem Geist der horazischen Episteln scheint er aus einer für das Publicum nachtheiligen Bescheidenheit im Pult zu vergraben.

Im J. 1748. hielt er die Sommervorlesungen de vera ad felicitatem via.

Mit dem berühmten Salomon Geßner gerieth er nicht nur in nahe Verwandtschaft, sondern genoß auch seines täglichen Umgangs. Dadurch bekam er Gelegenheit, Geßners poetisches und malerisches Genie gleichsam vom Keim, von der Knospe an bis zur Entwicklung zu beobachten. Das Schreiben über die Annehmlichkeit der Zergliederungskunst, welches dem Krito einverleibt ist, enthält die Geschichte der Spaziergänge mit diesem aufblühenden Genie.

So unwiderstehlich indessen Hirzels Hang für die schöne Litteratur war, so machte er sich immer heilige Pflicht daraus, diesen Hang seinem jedesmaligen Amte unterzuordnen. Im J. 1751. ward er zu einem Unter-Stadtarzt erwählet, zugleich ward er Mitglied des Sanitätsrathes; seither führte er bey den medicinischen Räthen, welche bey Menschen- oder Viehseuchen mitgetheilt wur-

den, bald allemal die Feder. Mehrere dieser Räthe sind durch den Druck bekannt gemacht worden. Im J. 1757. ward er von der Regierung zu einer Committee gezogen, welcher wir eine bessere Einrichtung der Wundgeschau oder der oberkeitlichen Anstalten zur Besorgung armer Patienten zu danken haben. Auch ward Hirzel zu einer andern Committee berufen, die er selbst veranlasset hatte, um auf den Fall ansteckender Seuchen ein Lazareth in Bereitschaft zu haben. Würklich ward das Haus am Sellnau dazu eingerichtet; als es einige Jahre hernach abbrannte, ward das in Wiedicon liegende Landgut im Schimmel zu diesem Gebrauche gewiedmet; der dabey sich befindende Garten ward zu Landwirthschaftlichen Versuchen für die naturforschende Gesellschaft bestimmet. Im J. 1757. erhielt Hirzel wegen seiner gemeinnützigen Bemühungen eine Vermehrung seines Einkommens; im J. 1761. ward er zum Oberstadtarzt erwählt; damit erhielt er den Vorsitz bey der Wundgeschau, auch ward ihm die Prüfung der Wundärzte und Hebammen nebst der Besorgung des Spitals aufgetragen.

Einer von den seltenen Aerzten ist Hirzel, die um so viel grösser sind, je mehr sie den Schein besondrer Grösse verbergen. Wenn andre nicht einmal das Waschen der Hände oder das Ausspülen des Mundes anraten können, ohne latein und griechisch unter ihre Vorschrift zu werfen, so ist ihm hingegen jede Charletanerie tödlich zuwider; menschenfreundlich schont er die Schwachheiten und Vorurteile der Kranken; gewissenhaft aber verabscheut er jene Politik gewöhnlicher Aerzte, die bald durch Verzärtlung, bald durch Vergrösserung oder Verringerung des Uebels dasselbe unheilbarer ma-

chen. Mag auch der wahre Arzt, der leibliche wie der geistliche, sich unschuldige Taüschung oder pias fraudes erlauben, immer wird er mit Eifer schädlichen Aberglauben bestreiten. Sehr oft gelang es sonst Hirzeln, durch Verbindung psychologischer und physiologischer Känntniß, den Geist durch körperlichen, so wie den Körper durch geistigen Eindruck zu heilen. So z. B. befreyte er in den Bädern einen Patienten vom Fieber, welches ungeachtet gänzlicher Reinigung des Leibes, die Einbildung tagtäglich zur gleichen Stunde erweckte; bis zu dieser Stunde fehlte dem Patienten nicht das geringste; Hirzel ließ also, ohne sein Wissen, den Zeiger an den Uhren im Badhause zurückziehn; bey vermeinter Zeitverzögerung blieben auch die Symptomen zurück; nach Entdeckung des unschuldigen Betrugs verlor sich das eingebildete Fieber. Wenn indeß Hirzel Einbildung durch Einbildung besiegte, so eifrig wiedersetzte er sich hingegen jenen medicinischen Schwarzkünstlern, welche den einen Dämon durch den andern verbannen, das ist, durch Taschenspiel und Wundercuren den Aberglauben verbreiten. Ein Dorfschulze an dem Ufer des Zürchersees beschrieb ihm die fürchterlichen Zückungen seiner Mündelkinder als vermeinte Verhexung; mit Recht glaubte Hirzel den Grund der Verhexung in den Würmern zu finden; diese suchte er durch Purgiermittel zu beschwören; anbey begriff er, daß auch nach ihrer Vertreibung, wegen mechanischer Angewöhnung, die Verzehrung der Glieder immer noch fortdauren können; um den Reiz dazu völlig zu tilgen, empfahl er die Ruthe als ein Schreckmittel, welches die Grimassen der Kinder am kräftigsten zurückhalten könnte. Dieses Mittel ward von dem zärtelnden Vormünder verworfen; lieber nahm er jezt Zuflucht zu einem Quack-

falber; glücklicher Weise blieben die vorgebliche Zauberkünste desselben fruchtlos; voll Unwillen jagte ihn der Vormünder aus dem Hause und im Zorn ergriff er die Ruthe, indem er die Kinder bedrohte, daß er sie bey erster Verzehrung der Glieder halb todtschlagen werde; durch die Furcht wurden sie von jeder Versuchung zu neuen Convulsionen geheilet. Von ähnlicher Krankheit heilte er andre Kinder, die aus dem Turbenthal nach dem Spitale in Zürich gebracht wurden; nach Willkür, wie und wenn mans verlangte, konnten sich die Kinder in die heftigste Zückung der Glieder versetzen; schon schrieben diese Erscheinung die Einen geldgierigem Betrug, die Andern der Hexerey zu; nach sorgfältiger Untersuchung fand Hirzel, daß kein vorsetzlicher Betrug statt haben konnte; allzu naiv und offen war das Betragen der Kinder uud als die ehrlichsten Leute zeigten sich ihre Aeltern; die Verzehrungen, die überhaupt von den Würmern herrühreten, hatten sich nach seiner Meinung, durch gegenseitige Nachahmung der Kinder vermehret; nachdem er sie gereinigt hatte, schickte er sie nach Hause, mit Befehl, sie nicht allein beysammen zu lassen, sie fleissig zur Arbeit anzuhalten, und bey erster, convulsivischer Bewegung die Rute zu brauchen. Die Rute war das Zaubermittel, wodurch sie in kurzer Zeit völlig geheilt wurden. Wie höchst unverantwortlich hingegen ist es, wenn so mancher Marktschreyer oder Vieharzt zwar ebenfalls durch ganz natürliche Mittel ein Gebrechen weghebt, dabey aber, um entweder seine Kunst verborgen zu halten, oder sie desto wichtiger zu machen, solche Dinge einmischt, die eigentlich zur Heilung nichts thun, obschon er sie als übernatürliches Hilfsmittel feil beut? Nicht nur wird auf

solche Weise der Fortgang der Naturlehre und der Arzneykunst gehindert, sondern auch die natürliche Ordnung der Vorsicht verworfen. Wenn auch in diesem oder jenem Falle die abergläubische Einbildungskraft zur Heilung eines Uebels beyträgt, wie sehr kann sie nicht in manchen andern Fällen unruhige Bewegungen und Krankheiten erzeugen? Wie manche, arme Vettel hat sie nicht auf dem Richtplatz in den flammenden Scheiterhaufen geworfen? — Einen losen Kerl aus der Pfarre Stäfa heilte Hirzel von den Schnekken, Mücken, Spinnen und andern Insecten, die sich in seinem Magen erzeugten, auf folgende Weise: Er übergab ihn dem obrigkeitlichen Wundarzt in Zürich, mit Auftrag, daß Niemand mit ihm sprechen solle; theils aus tödtlicher Langweile, theils aus Mangel solcher Schnecken, Würmer und andrer Insekten, die er bisher durch Taschenspiel zu sich nahm und von sich gab, sah er sich zum Geständniß seines Betruges genöthigt. Auf gleiche Art heilte er einen Jungen, der kleine Kiesel in die Vorhaut verbarg und alsdenn die Leute beredete, daß sein Urin schwarz sey und daß mit demselben kleine Steine weggehn. — Ein Kind zu Wollishofen ward bald für verhext, bald für eine Hexe erklärt; so oft es nämlich in die Webstube hinein trat, ward dieß und das (vermutlich in geheim durch die Schalkheit des Kindes,) an dem Gewebe verletzt. Das Kind kam in den Spital; aus Furcht, als Betrügerin gestraft zu werden, gab es sich für verzaubert aus; so lange trieb es dieß Spielwerk, biß es sich zulezt selbst betrog und für verzaubert und dem Teufel verkauft hielt. — Um seiner Zau-

berimagination alle Nahrung zu rauben, befahl nunmehr Hirzel bey Verluste des Dienstes, daß niemand mit dem Kinde von seiner Hexerey sprechen und daß man es mit der Ruthe züchtigen solle, so bald es hievon zu reden anfangen würde; zugleich ward das Kind frühe und späte mit Handarbeit und mit Unterricht im Lesen und Schreiben und in der Religion so sehr beschäftigt, daß endlich der Teufel, da er kein weiteres Gehör fand, von selbsten den Platz raümte.

Um diese Zeit erhielt er von Tissot das angenehme Geschenk von seinem medicinischen Avis au peuple. Dieses gemeinnützige Werk übersetzte er; in einer Einleitung schildert er den Character des wahren und falschen Arztes durch solche Kennzeichen, welche auch einen Fremdling in der Arzneykunst ohne Mühe zu geschickter Auswahl eines Arztes bestimmen.

In Betreff der Hebammenordnung fand er, vorzüglich auf der Landschaft, sehr gefährliche Mißbräuche und Mängel. Daher machte er es sich zur Pflicht, wöchentlich zwo Stunden unentgeltlich dem Unterricht der Hebammen zu wiedmen. Da diese Unterweisungen schlecht besucht wurden, wandte er sich an die hohe Regierung; im Jahr 1774. ward also die oberkeitliche Verfügung getroffen, daß alle Dorfschaften Hülfshebammen wählen und solche in ihren Kosten in der Nähe der Stadt für einen Monat unterhalten sollen, damit sie dem Unterricht desto besser abwarten können.

Bey der chirurgischen Prüfung sah er oft mit Bedauren, daß, aus Mangel der nöthigen Glücksgüter, die

jungen Wundärzte nur den Barbierstuben nachgehen. — darum trug er den geschwornen Meistern unter den Wundärzten vor, das Gesetz wegen Wanderschaft der Landschärer dahin abzuändern, daß ein Aufenthalt in der Stadt ihnen für die Wanderzeit dienen sollte. Auch ward dieses genehmigt. Im J. 1754. ward einem anatomischen Demonstrator ein oberkeitliches Gehalt geordnet und eine Committee niedergesetzt zur beständigen Aufsicht über dieses Institut. Von Hirzeln ward dieses erneuerte Institut inauguriert.

Im J. 1764. hatte er angefangen, seinem Sohn in der Arzneykunst Anleitung zu geben. Bey sonst überhaüften Geschäften bediente er sich hiezu der frühesten Morgenstunden. Schon über ein Jahr hatte er ihn zu denen Besuchen in dem Spital mit sich genommen; ihn ließ er alle Symptomen der Kranheiten aufzeichnen, dictirte ihm die vorgeschriebenen Arzneyen, ließ ihn ihre Würkung bemerken und aufzeichnen; diese empyrische Känntniß der Krankheiten und ihrer Heilart ward alsdann durch nachherige Kunsttheorie aufgeheitert. Bey den Vorlesungen über die Physiologie legte er Hallers primas lineas — über die Pathologie und über die übrigen Theile der Arzneywissenschaft, Boerhaaven und Gauben, — über die ausübende Arzneykunst Boerhaavens Aphorismen und Home's Grundsätze zum Grunde. An diesen Vorlesungen ließ er mehrere Studiosos Antheil nehmen, die ihn auch bey seinen Spitalbesuchen begleiteten. Diese für ihn angenehme Beschäftigung setzte er einige Jahre fort, und er hatte das Vergnügen, geschickte Aerzte unter seinen Schülern aufwachsen zu sehen.

Als grosse Aufmunterung in seinen Studien erkennte Hirzel die Freundschaft des Leibarztes Zimmermann. Mit diesem wechselte er vom J. 1757. bis zum J. 1770. da er nach Hannover berufen worden, alle Wochen regelmässig Briefe. In diese ergossen sich Kopf und Herz; beyde theilten einander ihre Lecture, ihre Erfahrungen, ihre innersten Herzensgedanken mit.

Im J. 1761. entschloß sich die naturforschende Gesellschaft, einen Band ihrer Abhandlungen heraus zu geben. Diesen wurde Hirzels Einweyhungsrede von dem Einfluß der naturforschenden Gesellschaften, besonders auch der zürcherischen Gesellschaft beygefügt. In dem gleichen Bande befindt sich Hirzels Beschreibung eines bösartigen Pockenfiebers, wie auch die erste Ausgabe der Wirthschaft eines philosophischen Bauers; auf diese Ausgabe folgten mehrere mit wichtigen Zusätzen — auch Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen. Der vermehrten Ausgabe vom J. 1774. sind einige Briefe an gelehrte Freunde angehängt. In diesen Briefen befinden sich neue Nachrichten zur Beleuchtung des moralischen sowol als des wirthschaftlichen Characters seines philosophischen Landmanns; so denn die Geschichte von den Bemühungen der ökonomischen Gesellschaft zur Aufnahm der zürcherischen Landwirthschaft. An Aufnahm derselben hatte unser Hirzel nicht geringen Antheil, da er von Anfang an zum Präsidenten bey den Unterredungen mit den Landleuten verordnet und im J. 1770. zum Vorsteher der öconomischen Commission ernannt worden. Auch hat man ihm die Dorftabellen zu danken, die zur Känntniß der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft veranstaltet worden. Seine landwirthschaftlichen Bemühungen brachten

ihm auch die Ehre zuwegen, daß er im J. 1763. von der öconomischen Gesellschaft in Bern, und im J. 1766. von der königl. Societät zu Metz den auswertigen Mitgliedern beygezählt worden.

Im Maymonat 1762. wohnte er in Schinznach einer freundschaftlichen Versammlung bey? Hiebey gab er Anlaß zur Stiftung der helvetischen Gesellschaft; auch ward er zum ersten Vorsteher erwählet. Ein Jahr hernach erhielt er von dieser Gesellschaft den Auftrag, dem Doctor Zellweger in Trogen für eine von ihm eingesandte Abhandlung zu danken. In gleicher Zeit aber starb dieser würdige Patriot und freydenkende Philosoph; Hirzels Zuschrift an ihn ward also in ein Denkmal dieses Mannes verwandelt. Dieses und andere Denkmale, die man den verstorbenen Mitgliedern der helvetischen Gesellschaft errichtete, erweckten bey dem erlauchten Bürgermeister Ott den patriotischen Wunsch, daß man auch verdienten Eidgenossen ausser dem Kreise dieser Gesellschaft solche Denkmale aufrichten möchte. Hirzel wählte sich Hans Blaarer von Wartensee; diesen erhabenen Staatsmann hatte er von Jugend auf persönlich beobachtet; er freute sich, Anlaß zu haben, seinen jungen Mitbürgern in der Geschichte eines Mannes, dem jeder mußte Gerechtigkeit wiederfahren lassen, das Bild eines ächten, zürcherischen Patrioten zu zeigen, und zwar zu einer Zeit, da eine politische Schwärmerey schädliche Folgen für das Vaterland befürchten ließ.

Im J. 1763. ward Hirzel in den grossen Rath erwählet; mit dieser Ehre übernahm er neue Pflichten; um dieselben treu und geschickt zu erfüllen, durchlief er in den ihm übrigen Stunden die vaterländischen Geschichte

und Gesetze; auch hatte er das Glück, bey verschiedenen Anlässen das Zutrauen seiner Mitbürger zu gewinnen. Er ward zu vielen sowol beständigen als zufälligen Kommissionen geordnet. — In gleichem Jahr ward er zum Beysitzer der Synode erwählet; dieses gab ihm Gelegenheit, unter der Geistlichkeit eine Menge gelehrter und würdiger Männer kennen zu lernen; zugleich ward er dadurch veranlaßt, des Inspector Simlers, seines ehmaligen, innigst geliebten Lehrers, academische Rede, von der brüderlichen Liebe unter den Gliedern unsrer Kirche in dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, zu übersetzen; dieser Rede ist Conrad Geßners letzter Wille beygesetzt worden.

Kaum war Hirzel in den grossen Rath erwählt worden, als man ihn dem neueingerichteten Tribunal beygesellte, welchem die Aufsicht über die äussern Sitten anvertraut ist; auch bediente sich seiner die Regierung bey Errichtung eines Polizeygesetzes für das Landvolk. — Das folgende Jahr ward er in die Commission verordnet, welche die Erbauung des Waisenhauses und die Einrichtung des Zuchthauses besorgte. Ebenfalls ward er ein Mitglied der Commissionen zu besserer Einrichtung der Aemter-Rechnungen, zur Untersuchung der oberkeitlichen Zehntenrechte, zur Verbesserung der Waldungen, zur Verbesserung der Schulen u. s. w. Die Stiftung der Kunstschule gab ihm Gelegenheit zur Verfertigung einer katechetischen Anleitung der gesellschaftlichen Pflichten, welche in der Kunstschule zum Grunde der Unterweisung gelegt wird; auch ward er den hohen Kuratoren dieses gemeinnützigen Instituts beygeordnet; so unermüdet als er vormals an dem Entwurf desselben

gearbeitet hatte, eben so sehr war er seither um seine Erhaltung und Aufnahme bemühet.

Unter vielerley Geschäfften schrieb er in einigen Erholungsstunden den philosophischen Kaufmann, Fragment eines grössern Werkes, welches er nicht fortgesetzt hat. — Besonders wichtig sind seine beyden neuesten Werke, das eine Sulzers, — das andre Heideggers Leben. Zu Verfertigung dieser unsterblichen Denkmale war er um so viel fähiger, da er mit diesen beeden Männern sehr vertraulich gewesen. Für das vorzüglichste Glück schätzte er seine zahlreiche Bekanntschaft mit grossen und edeldenkenden Menschen. Mit bescheidenem Selbstgefühl sagte er oftmals, daß, wenn er etwas Gutes vollbracht habe, solches als Zurückprellung der Einsichten und Handlungen, die ihn in seinen Freunden gerührt hatten, anzusehen seyn müsse.

Im J. 1778. ward er durch freye Wahl in den täglichen Rath aufgenommen; bald darauf ward er dem Kirchenrath oder dem Collegio Examinatorum beygesellet. Durch den Beysitz in diesem Collegium erhielt er die beste Gelegenheit, nach Herzenswunsch für Ausbreitung gelaüterter Religion und für den öffentlichen Unterricht in der Stadt und auf dem Lande, in höhern und niedern Schulen, zu sorgen. — Im J. 1780. ward er zum Mitgliede der neuerrichteten, oberkeitlichen Committee zur Beförderung des Landbaus erwählet. Ausser vielen andern wandelbaren Commissionen, wohnt er auch den vieljährigen Berathschlagungen über die Erneuerung des französischen Bundes und über die genferischen Streitigkeiten bey. —

X.

Johann Georg Sulzer (*).

Derselbe erblickte das Weltlicht den 16. Octob. 1720. in Winterthur, einer Municipalstadt des zürcherischen Kantons. Die Eifersucht, womit die Einwohner seines Geburtsortes über ihre Freyheiten wachen, stößte bey Zeiten auch ihm jenen Geist der Freyheit ein, der alle seine Reden, Schriften, Thaten beseelte. In der Jugend hatte sein Vater die Verfolgung der Reformirten in Frankreich erfahren. Dadurch ward in seinem Herzen Abscheu gegen religiosen Parteygeist erzeugt, und lebhaft pflanzte sich dieser Abscheu auf den Sohn fort. Im J. 1734. an gleichem Tag verlor unser Sulzer Vater und Mutter. Von fünf und zwanzig Geschwistern war er das jüngste, und wer ihn gekennt hat, ist überzeugt, daß er nichts weniger als die Frucht erschöpfter Lebenskräfte gewesen. — Bey zahlreicher Familie konnte das Erbtheil nicht anderst als gering seyn. Kaum daß es zur Erziehung hinreichend war. Unser Sulzer ward dem geistlichen Stande gewiedmet. Der pedantische Unterricht war ihm zuwider. Anstatt des Studiums der Sprachen trieb er lieber geographische und cosmogra-

(*) Um so viel lieber schränken wir uns auf kurzen Necrolog ein, da Hirzel eine Lebensbeschreibung von Sulzern geschrieben, die in jedermanns Händen seyn wird. Man seh auch Formey und Blankenburg.

physische Studien. Reisebeschreibungen und Scheuchzers Naturgeschichte waren seine Lieblingslecture. Vom Vater hatte er Geschmack am Gartenbau und überhaupt an der Landwirthschaft geerbet.

Im J. 1736. ward er auf das Gymnasium nach Zürich geschickt. Wolfs teutsche Metaphysik war das erste gelehrte Buch, das er mit Aufmerksamkeit las. Sein Tischherr hingegen empfahl ihm nichts als die Bibel. Die öffentlichen Vorlesungen waren zu wenig zu seiner Fassungskraft heruntergestimmet. Noch ziemlich unwissend verließ er den academischen Hörsaal. Das sitzende Leben war ihm zuwider. Lustparteyen, Spaziergänge, Spiele raubten ihm alle Zeit weg. Immer blieben seine Sitten unsträflich. Johannes Geßner war es, der durch Beyspiel und Handleitung ihn zum Tempel der Gelehrsamkeit führte. Auch Bodmer und Breitinger suchten den Geschmack des Jünglings zu bilden. Noch blieb er unentschieden zwischen dem Studium der hebräischen Sprache, der wolfianischen Philosophie und Linne's System. Im J. 1739. ward er zum Predigamt eingeweyht. Im J. 1740. ward er Hausinformator in einem der besten zürcherischen Häuser. Hierauf ward er Vikar beym Pfarrer zu Maschwanden. Gerührt von den Schönheiten der Natur schrieb er im J. 1741. die moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur, welche Sack in Berlin herausgab.

In den Gegenden von Maschwanden wurden einige Alterthümmer entdeckt. Durch das Ansehn des benachbarten Landvogts von Knonau erhielt er Erlaubniß zum Nachgraben. An den Ufern der Reuß, zwischen Masch-

wanden und Lunnern wurden Ueberreste einer alten, römischen Stadt entdeckt.

Im J. 1742. machte Sulzer eine Reise in die benachbarten Alpen, wovon die Nachricht gedruckt ist. Gefährlich krank kam er von der Reise zurück. In Geßners Haus ward er wieder geheilet. — Seither ist er als Hausinformator zu dem reichen Handelsmann Bachmann nach Magdeburg gekommen. Im J. 1744. machte er in Magdeburg Bekanntschaft mit Sacken. Dieser lockte ihn im J. 1745. nach Berlin. Hier genoß er Eulers und Maupertuis Gesellschaft. —

Während seines Aufenthaltes zu Magdeburg edirte er seine Uebersetzung von Scheuchzers helvetischen Bergreisen. Auch schrieb er sein Buch über die Erziehung und Unterweisung der Jugend. — Unterweilen hatte er den Beruf als Instructor des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg erhalten, den er ausschlug. — Auf Sacks und Eulers Fürbitte verschafte ihm Maupertuis im J. 1747. den mathematischen Lehrstul an dem joachimsthalschen Collegium in Berlin. Grosse Verdrießlichkeiten verbitterten ihm diese Bedienung.

Zu Magdeburg hatte er in Bachmanns Hause die Nichte dieses letztern, Wilhelmine Keusenhoff, kennen gelernt. — Gerne unterzog er sich allen Unbequemlichkeiten seines Professorats, da er durch dieses in den Stand gesetzt wurde, das liebenswürdigste Mädchen zu heyrathen. Im J. 1750. erhielt er vom König die Erlaubniß zu einer Schweizerreise. Unterwegs verlobte er sich in Magdeburg mit seiner Geliebten. Von da gieng er mit Klopstock nach Zürich und kam glücklich nach Berlin zurück.

Den 29. Octob. 1750. ward er zum Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften ernennet. Als Mitglied der philosophischen Classe, beschäfftigte er sich mit psychologischen Untersuchungen. Dieselben wurden seither ins Teutsche übersetzt und zusammengedruckt. Seine letzte Abhandlung hatte die Unsterblichkeit der Seele zum Gegenstand, über deren Betrachtung ihn der Tod überraschte.

Ununterbrochnes Speculiren war Sulzers thätigem Character entgegen. Er that kleine Reisen; er lebte bey Hofe; er baute Haüser und Gärten. Immer war er bereit, mit Rath und That dem Nächsten zu dienen. — Im J. 1760. hatte er seine unvergleichliche Ehfreundin verloren. Seit diesem fatalen Streich erholte er sich nie völlig wieder. Um sich zu zerstreuen, erhielt er im J. 1762. die Erlaubniß, ins Vaterland zu reisen. Den Winter durch beschäftigte ihn seine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, die er noch vor seinem Hinscheid vollendete.

Im J. 1763. rief ihn der Frieden nach Berlin zurück. Das Professorleben ward ihm zuwider und er verließ, mit königlicher Erlaubniß, den Lehrstul. Sein Entwurf gieng dahin, sich mit seinen zwo minderiährigen Töchtern in der Gegend von Zürich niederzulassen, um daselbst in philosophischer Stille den Tod zu erwarten. Der König aber behielt ihn in Berlin zurück und gab ihm ein Jahrgehalt, nebst einer Professorstelle bey der neuentstehenden Ritteracademie. Noch vor Entstehung derselben reisete er mit Mittchel, dem englischen Gesandten, nach Spa. Von da giengen sie im J. 1764. nach Brüssel. Im November kam Sulzer nach Berlin zurück. Sei-

nen Garten und sein Haus hatte er verkauft. Der König aber schenkte ihm unweit der Stadt einen Platz zur Anlegung eines neuen Landsitzes. An diesem Orte brachte er vom J. 1765. bis an sein Ende seine liebste Zeit zu.

Im J. 1765. errichtete der König eine Commission, um die öconomischen Angelegenheiten der Academie in Ordnung zu bringen, und dieser Commission ward auch Sulzer zugeordnet. In gleichem Jahr ward er zum Visitator des joachimsthalschen Gymnasiums ernannt. Einige Jahre hernach bekam er mit Sack und Spalding den Auftrag zur Reformirung der klosterbergischen Schule, wie auch der Schulen und Gymnasien zu Stettin und Stargard. — Mit Eifer übernahm er den Auftrag, und Verdruß war die Frucht seiner Bemühung. — Im J. 1768. hatte er zum Gebrauch der Schulclassen die Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens edirt. — Hierauf schrieb er, nach langer Geistesentkräftung wieder in etwas belebet, seine Anmerkungen über den gegenseitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache, und der Sprache in die Vernunft. — Auch dieser Arbeit sieht man es nicht an, daß sie unter mancherley, bald körperlichen, bald öconomischen und politischen Beschwerden, unter Anhäufung schwarzer Galle, verfertigt worden. „Es ist nun (schreibt er an seinen Bodmer im März 1768) „meine Art oder Unart, durch „Geschäfte zu dem freundschaftlichen Briefwechsel und „auch zum Studiren untüchtig zu werden. Briefe an „meine Freunde sind Leckerbissen, Gerichte eines feinen „Nachtisches, die man nicht zu geniessen verlangt, wenn „man nicht völlige Musse hat zu sitzen, so lang man „will.“ Unterm 4. Junius schreibt er: „Ich muß

„es nur gestehn, daß es nicht immer Geschäfte sind,
„die mich am Schreiben hindern. Bisweilen ist es
„Trägheit, Unmuth, oder wie das Ding sonst zu nen-
„nen ist. Haüfige und anhaltende Zerstreuungen setzen
„mich so sehr aus der Fassung, in welcher ich meine
„Gedanken sammeln kann, heraus, daß auf jene eine
„Stille folgt, die mir eben so verdrießlich ist als die
„gänzliche Windstille dem Seefahrer. Alles, was sonst
„in der Seele sich zu regen pflegt, wird alsdann schlaff,
„und bleibt es so lang, bis der Geist, durch die Last
„seiner eignen Trägheit gereizt, sich wieder aufrafft."
— Endlich gab er im Jahr 1769. sein vortreffliches Wörterbuch der schönen Künste und Wissenschaften unter die Presse, ein Werk, ganz den socratischen Grazien gewiedmet. „Mit der Hauptsache, schreibt er hierüber an Bodmer, „bin ich zufrieden; ich bin überzeugt,
„daß ich die wahren Grundsätze der Kritik gefunden,
„und jeden Zweig der Kunst, wo ihre besten Früchte
„wachsen, erkenne; aber in manchen besondern Ar-
„tickeln hatte ich bisweilen nicht Zeit, bisweilen nicht
„Lust genug, jedes Einzelne lange genug zu überlegen,
„und ich gestehe, daß ich an diesen Stellen oft die
„einfachsten und hellesten Begriffe nicht erreicht und den
„leichten und kernhaften Ausdruck nicht gefunden habe."
Der erste Theil dieses unsterblichen Werkes erschien in dem Jahr 1771. In demselben sind die Musen und Grazien, Geschmack und Philosophie, gründliche Begriffe und schöner Vortrag vereinigt; durchgängig wird auf den moralischen Zweck der Künste Rücksicht genommen. Zu gleicher Zeit schrieb er für die Academie psychologische Betrachtungen über den sittlichen Menschen. Im J. 1770. entwickelte er in einer andern academischen

Schrift den Begriff von dem ewigen Wesen. Im J. 1771. las er der Academie seine Gedanken über einige Eigenschaften der Seele, in so fern sie mit den Eigenschaften der Materie eine Aehnlichkeit haben, zur Prüfung des Systems von dem Materialismus. — Merkwürdig ist es, daß sein Geist sich mit Betrachtungen über die Todesfurcht bewafnete, da er sich so augenscheinlich dem Tode näherte. Auch aus den tiefsinnigsten Abstractionen wußte er practische Anwendung zu ziehn, und mit gelehrten Nachforschungen blieb immer thätiges Leben verbunden. — In gleicher Zeit trat er in die Chöre der Dramatisten; nicht nur bereitete er des Mercier Deserteur für das Berliner-Theater zu, auch versuchte er zu eben diesem Behuf Shackesspears Cymbellin in ein regelmässiges Stück zu verwandeln. Ein Geschäfft, wozu der Philosoph wenig gemacht schien!

Um diese Zeit hatte Sulzer den ersten Anfall von jener Krankheit, die ihn der Welt raubte. Hirzel erzählt, daß er sich auf einer Reise, die er nach Dresden und Leipzig that, und auch nachher auf seinem Landgut, verkältet, und dadurch ein Brustfieber sich zugezogen, das er vernachlässiget habe. Andre Leute erzählen es anders. Die Königinn von Schweden war in diesem Jahr in Berlin; sie ließ Sulzern einst, an einem heissen Sommertag, spät zum Essen einladen; er war schon erhitzt; unglücklicher Weise kam er in einem Zugwind zu sitzen, und jenes unglückliche Fieber war die Folge. Unaufhörlich kränkelte er von dieser Zeit an.

Im December 1771. erhielt er eine Einladung vom Herzoge von Curland nach Mitau, um ihm bey Errichtung eines neuen Gymnasiums beyzustehen; er lehnte

die Einladung ab, entwarf aber, Trotz seiner Kränklichkeit, den Plan zu diesem Gymnasium, und bemühte sich eifrig um gute Lehrer für dasselbe.

Im Herbst des Jahres 1773. war er durch Kränklichkeit zu den Geschäfften in der Ecole militaire unvermögend geworden. Itzt wünschte er nur so lange zu leben, bis er seine Theorie vollendet hätte, und diese vollendete er im J. 1774. — Was ihm seinen kränklichen Zustand am beschwerlichsten machte, war, wie er an Herrn Reich schrieb, „der Druck der langen Weile, da er so viele „Tage ganz allein, in seine Stube eingeschlossen zubrin„gen mußte. — Es kränkt mich, daß ich in einem Al„ter, welches eigentlich das göldne Alter so vieler mei„ner Mitbrüder ist, unbrauchbar seyn soll. Ich fange „an, des Lebens überdrüssig zu werden.“ — Sein Zeitvertreib war Netze stricken, womit er künftigen Sommer Fische fangen wollte. Dieser künftige Sommer im J. 1775. kam mit immer zunehmenden Leibesbeschwerden, obgleich sie in den Memoiren der Academie auch noch in diesem Jahr von ihm Arbeiten befinden, nämlich die Abhandlungen über die Unsterblichkeit der Seele physikalisch betrachtet.

Zur Erleichterung seiner Leibesbeschwerden machte er, auf Hallers Anrathen, eine Reise nach Nizza, wovon das sehr interessante Tagebuch gedruckt ist. Auf dieser Reise erhielt er den letzten Beweis von der Achtung des Königs von Preussen; er ernennte ihn, in seiner Abwesenheit, zum Director der philosophischen Klasse der Academie. — In dem reinern Klima von Italien schien seine Gesundheit zu gewinnen; allein im Herbst 1776. vermehrten sich seine Beschwerlichkeiten.

Am letzten Tage des Jahres 1777. ließ ihn der König von Preussen, nebst Herrn Merian zu sich rufen, und Formey berichtet, daß Sulzer nach ziemlich langer Unterredung mit dem gekrönten Philosophen seinen Freunden gesagt habe, er bestätige von ganzem Herzen Voltairens Urtheil von dem König, den er für den geistreichsten und angenehmsten aller Menschen in der Unterhaltung erklärte. Unter den verschiedenen Gegenständen des Gespräches mit dem Monarchen war die Religion nicht der geringste. Da sie dieser bisher entweder durch orthodoxe Pedanten oder durch leichtsinnige Freygeister nur schief ansehen gelernt hatte, so ward er nunmehr für dieselbe mit Ehrfurcht erfüllt, als ihm Sulzer den wohlthätigen Einfluß des spaldingischen und tellerischen Lehrbegriffs vor Augen gestellt hatte.

„Den Tag vor seinem Tode, schreibt sein Freund Weguelin, „redete Sulzer noch mit aller möglicher Heiterkeit des Geistes mit seinen Freunden. Als er einstmals durch heftige Schmerzen darinn unterbrochen wurde, stieß er einen Schrey aus, setzte aber gleich hinzu: Ach Gott, du bist auch Vater; du wirst mir nicht mehr auflegen, als ich tragen kann. — Und nun fuhr er ruhig fort. Als ihm einer seiner Freunde an diesem Tage sagte, er hoffe ihn noch einmal wieder zu sehen, antwortete er sehr gesetzt: ja, auch ich hoffe es; ohne diese Hoffnung würde das Leben ein elender Traum seyn." — Er entschlief sanft den 25. Febr. 1779. und zeigte bis auf die letzte Viertelstunde Gesundheit und Gegenwart der Seele.

Sulzer hat zwo Töchter hinterlassen. Die älteste ist

an den churfürstlich-sächsischen Hofportraitmahler, Graf von Winterthur, verheyrathet; die jüngste verheyrathete sich erst nach dem Tode des Vaters mit Herrn Chevalier, königlichem Mahler in Berlin. An diese letztre war der, aus den Zeitungen bekannte Brief des Herzogs von Curland gerichtet, der hier zum Beschluß eine Stelle verdienet. Er war aus Mitau vom 23. April 1779.

„Schon lange suchte ich Gelegenheit, Ihrem würdigen Vater, dem seligen Herrn Sulzer, für die Bemühungen, die er aus Freundschaft zu mir übernahm, und für die währen Vortheile, die ihm meine Unterthanen verdanken, Beweise meiner Erkänntlichkeit zu geben. Sein Tod, ein Verlust, an welchem ich mit Ihnen Theil nehme, bringt mich um das Vergnügen, meine Absicht auszuführen. Ich schmeichle mir daher, Sie werden mir die Genugthuung nicht versagen, und beygehendes Billet, als ein Merkmal meiner Achtung annehmen.“ — Das Billet war eine Anweisung auf tausend Thaler.

XI.

Salomon Geßner.

Derselbe ward im J. 1730. in Zürich gebohren. Unter der Aufsicht eines ungeschickten Lehrers wär ohne Zweifel sein Genie zu Grunde gegangen, wenn nicht das Genie seiner Natur nach alle Schwierigkeiten besiegte. Noch so erbaulich mochte ein poetisches Werk seyn, wenn ihn der Lehrmeister bey Lesung desselben ertappte, so hatte es der Knabe mit Ohrfeigen zu büssen. Lieber thut das junge Genie gar nichts, als daß es gegen seinen innern Hang würkt. Daher jener Anschein von Trägheit und Sorglosigkeit! So bald hingegen durch irgend einen Zufall der Geist sich entzündet und auf die angemessenste Nahrung geführt wird, alsdann erwacht er aus Todesschlummer zu geschäfftigem Leben. „Sie wissen, schreibt Geßner an Füßli, daß mein Beruf „einmals seyn konnte, Künstler zu werden; daher war „ich in meiner Jugend ganz ohne Anleitung. Beschmierte ich gleich in meinen jungen Jahren die „Menge Papier, so wars doch nur ein elendes Spiel, „ohne Absicht und ohne Anführung; so mußte ich „nothwendig zurücke bleiben; und es war eine natürliche Folge, daß meine Neigung sich um vieles verlor. Die besten Jahre giengen so dahin, ohne daß „ichs versuchte, ob ich in der Kunst wohin gelangen „könnte. Indeß thaten die Schönheiten der Natur „und die guten Nachahmungen derselben von jeder

„ Art immer die gröste Würkung auf mich; aber in
„ Absicht auf Kunst wars nur ein dunkles Gefühl,
„ das mit keiner Känntniß verbunden war; und da-
„ her entstand, daß ich meine Empfindungen und die
„ Eindrücke, welche die Schönheiten der Natur auf
„ mich gemacht hatten, lieber auf eine andre Art aus-
„ zudrücken suchte, derer Ausdruck weniger mechanische
„ Uebung, aber die gleichen Talente, eben das Gefühl
„ für das Schöne, eben die aufmerksame Bemerkung
„ der Natur fordert."

Die Jugend unsers Geßners fiel nämmlich in jene poetische Epoche, da in dem südlichen Teutschland Haller und Bodmer, in dem nördlichern Kleist und Klopstock durch unsterbliches Vorbild so manchen edlern Jüngling zur Dichtkunst leiteten. Sowol der freye Sinn und die Sitteneinfalt der Schweizer als auch die würklich romantischen Naturscenen um Zürich her stimmten glücklich zum Gesange der Musen. Auch sammelten gerne Teutschlands Dichter an den Ufern der Limmat, in den Haynen und auf den Hügeln bey Zürich poetische Blumen, wie denn von Zeit zu Zeit diese Stadt der Aufenthalt der Klopstocke, der Kleiste, der Wielande u. a. d. gewesen. Daher ein poetischer Wetteifer, welcher an jenes güldene Zeitalter der zürcherischen Minnesinger, Hadloub, Maneß u. a. erinnert! — Einen ganz eignen Blumenweg öffnete sich durch poetische Wildniß die geßnerische Muse. Wenn wir Kleisten als vortreflichen Landschaftsmahler, Mahler der leblosen Natur, — wie sehr müssen wir nicht in Salomon Geßner das Genie bewundern, welches lachende Fluren, blumigte Ufer, die ganze arcadische Schöpfung mit den liebeswürdi-

sten Figuren beseelet! Welche Feinheit und Rührung in den kleinsten Nüancen seiner schäferischen Sittengemählde! Wie im Strahl der Morgenröthe neugebohren die Natur dem aufdämmernden Himmel zulacht, so lächelt sie unter Geßners reichem, belebenden Pinsel. Kein Wunder, daß seine ländliche Muse, indem sie aus dem eisernen Zeitalter in das güldene Alter der Natur und Freyheit, der Unschuld und Minne versetzt, die Lieblingsmuse jeder schönen Seele, nicht bloß in Teutschland, sondern auch bey allen gesitteten Völkern geworden! Wenn wir in Geßners Schäfergedichten die interessantesten Geschichtgen, die gefälligsten Charactere, die rührendesten Situationen studiren, kein Zug zu viel, keiner zu wenig, jeder durch den andern erwärmt und verschönert, müssen wir nicht gestehn, daß sich der Dichter, noch so vertraut mit den Moschus und Bions, mit den Theokriten und Marons, immer eine eigne Idealwelt, und eben so eine eigne, der Huldgöttinnen würdige Sprache geschaffen habe? — Eine ganz neue Dichtart schuf er sich auch in dem Tod Abels, schäferische Naivität mit religioser Würde verbunden. — Gleichwie er mit allen Sinnen, in jeder mannigfachen Scene der Schöpfung das Schöne empfindt, eben so gelingt ihm nicht bloß eine Art des Ausdruckes allein; so bezaubernd spricht sein Pinsel, wie sein Gedicht mahlt.

Durch was für Veranlassung und mit welchem Erfolg bey ihm die Liebe zur Zeichnungskunst und Mahlerey wieder erwacht sey, beschreibt er in seinem Brief an Füßlin folgender massen: (*)

(*) S. Joh. Caspar Füßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Band III. in der Vorrede.

„ Da ich Gelegenheit bekam meines seligen Herrn „ Schwehervaters fürtreffliche Sammlung täglich zu sehn, „ erwachte meine Leidenschaft für die Kunst von neuem, „ und ich faßte im dreyßigsten Jahr meines Alters den „ Entschluß, zu versuchen, ob ich noch zu meinem Grad „ gelangen könnte, der mir bey Kennern und Künst- „ lern Ehre machen würde. “ — Meine Neigung, fahrt Geßner fort, „ gieng vorzüglich auf die Land- „ schaft, und ich fieng mit Eifer an zu zeichnen, aber „ mir begegnete, was so vielen begegnet. Das Beste „ und der Hauptzweck ist doch immer die Natur; so „ dacht ich, und zeichnete nach der Natur; aber was „ für Schwierigkeiten, da ich mich noch nicht genug „ nach den besten Mustern in der verschiedenen Art des „ Ausdrucks der Gegenstände geübt hatte! Ich wollte der „ Natur allzu genau folgen, und sah mich in Kleinig- „ keiten des Details verwickelt, die den Effect des Gan- „ zen störten, und fast immer fehlte mir die Manier, „ die den Geständen der Natur ihren wahren Charac- „ ter beybehält, ohne sclavisch und ängstlich zu seyn. „ Meine Gründe waren mit verwickelten Kleinigkeiten „ überhaüft, die Bäume ängstlich und nicht in herr- „ schende Hauptpartien geordnet, alles durch zu ängst- „ liche Arbeit zu sehr unterbrochen. Kurz, mein Auge „ war noch nicht geübt, die Natur wie ein Gemählde „ zu betrachten, und ich wußte noch nicht, ihr zu ge- „ ben und zu nehmen, da wo die Kunst nicht hinrei- „ chen kann. Ich fand also, daß ich mich zuerst nach „ den Künstlern bilden müsse. Ist nicht das, was mir „ begegnete, der Fehler der ältern Künstler, die noch „ nicht genug gute Muster hatten? ich meine die äl- „ tern Niederländer und Teutsche; sie hielten sich so-

„ genau an die Natur, daß der kleinste Nebenumstand
„ oft so genau gemahlt ist, wie der hervorstechendeste,
„ und ihre Gemählde verlieren darum ihre Würkung;
„ sie sind zu ängstlich und zu überhäuft. Genien, die
„ diese Fehler einsahn, suchten dieselben zu meiden, und
„ machten sich mit den Regeln des Schönen in der Di-
„ sposition, der gemässigten Mannigfaltigkeit, der Haupt-
„ massen in der Anordnung und im Schatten und Licht
„ u. s. w. bekannt. Nach diesen war nun nöthig zu
„ studiren; um den Weg so kurz als möglich zu ma-
„ chen, wählte ich nur das Beste, das, was in jeder
„ Art am besten sich ausnahm, um zu einem Muster
„ zu dienen. Wie sehr wird die Zeit verschleudert, wenn
„ man bey Unterweisung junger Künstler sie bey Mittel-
„ mässigem aufhält! ihr Geschmack wird so für das
„ wahre Schöne nicht gebildet; das Mittelmässige bleibt
„ ihnen erträglich, und nährt bey ihnen den Stolz, sich
„ groß zu glauben, weil es ihnen ein leichtes war, nicht
„ weiter hinter ihrem Original zu bleiben. Man lasse
„ den jungen Künstler die Köpfe nach Raphael studiren,
„ wie unerträglich werden ihm die faden, süssen Ge-
„ sichtergen vieler von den Neuern seyn! Man lasse
„ ihn nach dem Schlender so vieler beliebten Künstler
„ nach der Mode zeichnen, und laß ihn dann den schö-
„ nen Apoll oder Antinous zeichnen, er wird aus bey-
„ den gemeine Leute oder schlechte Tänzer machen, und
„ nicht empfinden, daß er es schlecht gemacht hat.

„ Ich fand das Beste, in meinen Studien von einem
„ Haupttheile zum andern zu gehn; denn wer alles
„ zugleich fassen will, wählt sich gewiß den mühsamern
„ Weg; seine Aufmerksamkeit wird allzu zerstreut seyn

„ und immer ermüden, da er bey zu vielen, verschiede-
„ nen Gegenständen auf einmal zu viel Schwierigkeiten
„ findet. Ich wagte mich zuerst an die Baüme, und
„ da wählte ich mir vorzüglich den Waterloo, von dem
„ in dem obgedachten Cabinet eine fast vollständige
„ Sammlung ist. Je mehr ich ihn studirte, je mehr
„ fand ich wahre Natur in seiner Landschaft. Ich übte
„ mich in seiner Manier so lange, bis ich in eigenen
„ Entwürfen mit Leichtigkeit mich ausdrückte. Ich ver-
„ saümte indeß nicht, nach andern zu arbeiten, deren
„ Manier nicht des Waterloo, aber nichts desto weni-
„ ger glückliche Nachahmung der Natur war; ich übte
„ mich darum auch nach Swanefeld und Berghem,
„ und wo ich einen Baum, einen Stamm, ein Ge-
„ straüch fand, das vorzüglich meine Aufmerksamkeit
„ reizte, das copirte ich in mehr und wenigen flüchti-
„ gen Entwürfen. Durch diese gemischte Uebung erhielt
„ ich Leichtigkeit im Ausdruck und mehr Eigenthümli-
„ ches in meiner Manier, als ich hatte, da ich an den
„ Waterloo mich allein hielt. Ich gieng weiter von
„ Theilen zu Theilen; für Felsen wählte ich die gros-
„ sen Massen des Berghem und St. Rosa; für Zeich-
„ nungen, die Felix Mejer, Ermels und Hackert nach
„ der Natur und in ihrem wahren Character gemacht
„ haben; für Verschiesse und Gründe wählte ich die
„ grasreichen Gegenden, und die sanften, dämmernden
„ Entfernungen des Lorrain, die sanft hinter einander
„ wegfliessenden Hügel des Wouvermans, die in gemäs-
„ tem Lichte, mit sanftem Gras, oft nur zu sehr wie
„ wie Sammet bedeckt sind; dann den Waterloo, des-
„ sen Gründe ganz Natur sind, ganz so, wie er sie in
„ seinen Gegenden fand, und darum ist er auch hierinn

„ schwer nachzuahmen. Für sandigte oder Felsengründe, „ die hier und da mit Gesträuch, Gras und Kräutern „ bewachsen, wählte ich mir den Berghem.

„ Wie sehr fand ichs leichter, wenn ich izt wieder „ nach der Natur studirte! Ich wußte izt, was das „ Eigenthümliche der Kunst ist; wußte in der Natur „ unendlich mehr zu beobachten, als vorher, und wußte „ mit mehr Leichtigkeit eine ausdrückende Manier zu „ finden, da wo die Kunst nicht hinreicht. Aber wenn „ ich izt einen Gegenstand, den ich aus der Natur ge„ nommen hatte, ergänzen wollte, wenn ich das beyfügen „ wollte, was ein mahlerisches Ganzes ausmachen soll, „ dann war ich furchtsam und verfiel oft auf erkün„ stelte Umstände, die mit der Einfalt und der Wahr„ heit dessen, was ich aus der Natur genommen hatte, „ nicht harmonirten. Meine Landschaften hatten nicht „ das Grosse, das Edle, die Harmonie, — noch zu zer„ streuendes Licht, keine rührende Hauptwürkung; und „ also mußte ich izt aufs Ganze denken. — Aus allen „ suchte ich izt diejenigen Künstler aus, die in Absicht „ auf Ideen und Wahl und Anordnung ihrer Gegen„ stände mir vorzüglich schienen. — — Das gröste „ Exempel, wie man nachahmen soll, giebt Dietrich; „ seine Stücke in diesem Geschmacke sind so, daß man „ glauben sollte, Everdingen habe sie gemacht, und sich „ selbst übertroffen. — Swanefelds edle Gedanken, die „ mit so grosser Würkung ausgeführt sind, und die auf „ seine grossen Massen von Schatten einfallende Refler„ Lichter. Sal. Rosa kühne Wildheit, des Rubens „ Kühnheit in Wählung seiner Gegenstände. Diese „ und mehrere studirte ich in flüchtigen Entwürfen, izt

„ im Ganzen, da es mir izt meist darum zu thun war, „ der Einbildungskraft ihren wahren Schwung zu geben. „ Endlich studierte ich blos und allein die beyden Pous- „ sin und den Claude Lorrain. — Aber das war nicht „ genug, mir ihre Denkart und ihre Ideen gänzlich be- „ kannt zu machen. Ich legte sie beyseite, und wieder- „ holte die Hauptzüge derselben aus dem Gedächtniß; „ aber ich ruhete auch da nicht; ich machte mehr flüch- „ tige als genaue Copien von ihren Landschaften. — Es „ wird niemand fragen: Warum das? Ich kann sie ja „ in Kupferstichen haben. Gut, dann besitz ich sie wohl, „ aber ich habe nichts für mein Studium gethan. So „ wird der Künstler eine immer merkwürdige Samm- „ lung zusammen bringen; er hat so nach dem Besten „ studiert, und sich zugleich in den Besitz desselben ge- „ setzt. — — So lang es des Künstlers Hauptbeschäf- „ tigung ist, andrer Werke so genau als möglich nach- „ zubilden, so verliert oder schwächt er darüber die Kühn- „ heit und den Schwung der Einbildungskraft, die zum „ Erfinden nöthig sind. Von dieser Furchtsamkeit such- „ te ich mich sorgfältig zu erholen; ich legte meine „ Originale weg, dachte auf eigne Ideen, und gab mir „ die schwersten Aufgaben auf. So fand ich, wie viel „ ich wieder gewonnen hatte; fühlte, was mir am leich- „ testen und vorzüglich gelang; beobachtete, welche Thei- „ le mir noch die meisten Schwierigkeiten machten, und „ bekam so die Anleitung, worauf ich vorzüglich wieder „ zu arbeiten hatte. Zugleich faßte ich neuen Muth, „ wenn ich fand, daß Schwierigkeiten wieder verschwun- „ den waren, und ich mich besser aus der Sache gezo- „ gen hatte, als ich hoffte; und zugleich gab ich meiner „ Einbildungskraft Nahrung und Kühnheit. — Bey dem

„ allem hab ich mir zur Regel gemacht, immer mit dem
„ versehen zu seyn, was zum Zeichnen nöthig ist, ich
„ mag seyn, wo ich will, nicht allein auf Reisen und
„ Spaziergängen, sondern auch zu Haus und in der
„ Stadt. Man vergißt oft etwas, nur weil man zu
„ nachlässig ist, von einem Zimmer ins andre zu gehn,
„ um das Benöthigte zu holen. — Ein Gedanke, im er-
„ sten Feuer gedacht, wird auch im ersten Feuer am
„ besten entworfen. —

„ — Eine Beobachtung muß ich nicht vergessen, die
„ ich aus eigener, vielfältiger Erfahrung weiß, wie sehr
„ es nämlich den Muth erfrischt und wie oft es mich
„ von neuem begeistert hat, wenn ich die Geschichte der
„ Kunst und der Künstler lese. — — — Noch einen
„ wichtigen Rath muß ich dem Künstler andringen:
„ die Dichtkunst ist die wahre Schwester der Mahler-
„ kunst. Er unterlasse nicht die besten Werke der Dich-
„ ter zu lesen; sie werden seine Einbildungskraft mit
„ den schönsten Bildern bereichern. “

— So weit das geßnerische Sendschreiben im Auszug. Ohne Zweifel ist es unnöthig noch viel von den Lebensumständen und von dem Sitten- und Kunst-Character dieses Lieblings jeder Gracie zu sagen. Seinen Character hat er in obigem Sendschreiben und in seinen Werken am besten gemahlet. Einige seiner wichtigsten Zeichnungen hat Füßlin in der helvetischen Künstler-Geschichte beschrieben. Und wenn irgendwo Füßlin behauptet, daß durch den Gott Hymen der junge Virtuose aus den Chören der Musen und der Huldgöttinnen weggescheucht werde, so kann doch Geßners Beyspiel zur Ausnahme dienen. Wie dieser selber gesteht, so hatte er so-

wol seiner Gattinn als seinem Schwiegervater die Ausbildung des Genies zu danken. Letzterer, Heinrich Heidegger, Mitglied des innern Rathes, ehrte und kannte die Künste. Sein Kabinet ist eines der besten in Zürich, und enthält vornemlich die besten Stiche nach der niederländischen Schule, wie auch eine vollständige Sammlung der ersten Drücke des Freyischen Werkes, welches die erhabenen Werke der römischen Schule am würdigsten liefert. Auch ist es wegen einer starken Sammlung von Handzeichnungen merkwürdig, und wird itzt, nach dem Hinscheid des Vaters, durch seinen Sohn mit Wahl und Einsicht immer vermehret.

Auch mit bürgerlichen Ehren hat das Vaterland Geßners Verdienste belohnet. Seit dem Jahr 1767. ist er Mitglied des innern Rathes in Zürich, und seit dem J. 1781. ward ihm das Amt eines Oberaufsehers der Hoch- und Frohnwälder des zürcherischen Freystaates aufgetragen. Unter andern Ehrenbezeugungen, die ihm in der Nähe und Ferne sowol die berühmtesten Schriftsteller und Künstler als auch die Grossen der Erde erwiesen, erwähnen wir noch jener güldenen Schaumünzen, womit ihn die Kaiserin in Rußland beschenkte. Ungeachtet der allgemeinen Huldigung, womit ihn jeder Kenner des Schönen beehret, ist er von Stolz und Eitelkeit eben so sehr als Lafontaine entfernt, und in seinem Character herrschen die Naivität und Einfalt, wodurch uns die Schäfer in seinen Idyllen entzücken.

XII.

Johann Caspar Lavater.

Derselbe ward zu Zürich den 15. Nov. 1741. gebohren. In der Kindheit war er ein gutherziger, aber furchtsamer und wainerlicher Knabe. Anstatt zu studiren, beschäfftigte er sich mit Spielwerk, besonders mit allerley Wachsbildnerey, auch mit Glasschleifen und verschiedenen mathematischen und physischen Jugendspielen. In den höhern Schul-Classen ward sein Eifer für die Wissenschaften theils durch Anleitung eines Bodmers und Breitingers, theils durch Wetteifer edler Mitschüler beseelet, nunmehr fieng er an, sich als freyen, kühnen Selbstdenker zu zeigen; vor keinem der verwegensten Gedanken erschrack er, und aus der augenscheinlichsten Gefahr, sich selbst in den Abgrund methaphysischer Nachforschung zu verlieren, zogen ihn allemal Wahrheitssinn und moralische Gefühle zurück. Mit Speculation nämlich verband er das thätigste Leben. Wie feurig in frühester Jugend sein patriotischer Enthusiasmus gewesen, hievon könnten mehrere Beyspiele angeführt werden. Eine Art poetischer Schwärmerey berauschte damals die Jugend; hiezu kam noch tiefererschütternderner Eindruck rousseauischer Schriften, nebst genauerm Umgang mit den freydenkenden Römern und Griechen. Bey schwächern Köpfen, für welche der olympische Nectar zu stark war, sah man das Fieber politischen Enthusiasmus entstehen; da war bald kein

Zunftmeister vor dem Scherbengerichte der unbärdigen Katons gesichert. So lächerlich indeß bey manchem der blinde Eifer geworden, so viel Gutes quoll gleichwol hie und da in der Gährung unter dem Schlamme hervor. Beweis hievon die Wochenschrift des Erinnerers, an welcher vorzüglich auch Lavater arbeitete; eine Wochenschrift, die mit Nachdruck thätiges Christenthum und republikanische Sitten beförderte. Schade, daß einige als persönlich ausgedeutete Satyren und andre politische Umstände die Fortsetzung verhinderten! Nach Aufforderung der helvetischen Gesellschaft verfertigte er die Schweizerlieder, in welchen hin und wieder derselbe Heldengenius athmet, womit die Voreltern im Schlachtgewitter bey Laupen und Sempach Triumphe erfochten.

Im Maymonat 1761. ließ sich Lavater zum Predigamt weyhen. Im März 1763. machte er gelehrte Reisen mit seinen Freunden, dem sel. Felix Heß und dem noch lebenden Heinrich Füßli, von denen ersterer durch die Schrift über die moralischen und philosophischen Predigten, letztrer aber als grosser Kunstmahler berühmt ist. Unter Professor Sulzers Aufsicht giengen sie nach Berlin. Einige Zeit blieb Lavater bey Spalding, bildete da seinen Geist und seinen Styl, und lebte selige Tage bey dem vortrefflichen Manne. — Wie sehr er in dem freyen Geist der berliner Theologen webte, sieht man aus seinen Briefen an M. Bahrdt, die im J. 1763. in Breßlau gedruckt sind. Seither besonders seit dem Verluste seines philosophischen Freundes, Felix Hessen, schien er einiger massen die betretne Bahn zu verlassen. Je feuriger seine Einbildungskraft war, desto kühner und ausgebreiteter seine

Wünsche und seine Begriffe von seinen Christen- und Amtspflichten, je schwächer er sich zur Ausführung fühlte, desto durstiger ward nach ausserordentlichen Kräften zum ächten Christusglauben, fieng er an, besondere Geistesgaben zu fordern und zu behaupten, daß alle Menschen dem wesentlichen nach sich gleich und alle Christen aller Zeiten, ceteris paribus, in gleichen Rechten stehen. Den Saamen dieser Lehre findt man in seinen Anmerkungen zu Bonnets Palingenesie, die er im J. 1769. übersetzt hat; eben so in den Manuscripten für Freunde, in den vermischten Schriften, in den christlichen Liedern, in einem besonders gedruckten fliegenden Blatte, in dem geheimen Tagbuch, in den Aussichten in die Ewigkeit. In den meisten dieser Schriften wird man ein seltenes Gemisch von gesundem Beobachtungsgeist und von mystischen Chimären, sehr viel brauchbare Lebens-Philosophie mit verstiegnen Grillen bemerken. Als Gedicht, wozu der Verfasser sie bestimmt hat, scheinen die Aussichten in die Ewigkeit sehr kühn und erhaben; für den Philosophen hingegen scheint der Blick auf den ungeheuren Schauplatz der Zukunft bald zu mikroscopisch, bald sonst zu umnebelt. Um dieses Werk auch für den gemeinen Haufen desto erbaulicher und brauchbarer zu machen, hat es der Verfasser im Auszug von müssigen Hypothesen gesaübert. Je unerschöpflicher Lavaters Geisteskraft, je unersättlicher seine Herzens-Sehnsucht seyn mag, desto weniger wird es befremden, wenn er, gleich einem Alexander in intellectuellem Verstand, nicht genug hat an der sichtbaren Schöpfung, sondern neue Welten und neue Himmel zu erobern bemüht ist. Schade, wenn seine Liebe zum Wunderbaren ihn allzuweit aus der Sphäre der Würklich-

keit fortstößt, oder wenn er allzu ungeduldig ausserordentliche Hülfsmittel erwartet; einige seiner Freunde giengen würklich so weit, daß sie mit theoretischen und hermenevtischen Nachforschungen auch historische, ja sogar würkliche Wunderversuche verbanden. (*) Ein gewisses Bauersweib (**) ward zur Seherin erhoben; seither war Lavater nach Bondorf zu Gaßner gereiset; wie groß anfangs seine und seiner Freunde Erwartung von diesem Wunderthäter gewesen, können unter andern Lavaters Briefe an Semlern beweisen, und wie er jezt noch davon denke, sehen wir in dem zweyten Bande seiner vermischten Schriften, wo er seine Gedanken mit vieler Treuherzigkeit äussert, daß er ihm nämlich summum imperium über gewisse Uebel, beymesse. Je schlechter überhaupt hie und da Lavaters Meynungen verdaut wurden, desto häufiger ward darüber pro und contra geschrieben. So nachtheilig zuweilen Controvers-Schriften für die Ruhe der Verfasser seyn mögen, so leicht gleich einem flüchtigen Einfall solche Schriften für immer erkalten und nach kurzer Verjährung alles Interesse verlieren: so scheinen sie gleichwol

---

(*) S. Pfennigers Appellation an den gesunden Menschenverstand, wie auch hin und wieder das christliche Magazin.

(**) Bey diesen Nachrichten erinnere ich mich wieder meiner Nachrichten von Helvetiens berühmten Männern. In diesem Werkgen ist S. 275. lin. 6. und 7. ein Einschiebsel, welches ohne mein Vorwissen sich einschlich. Unbedeutende Aenderungen hätt' ich freylich gestattet; ob aber diese unbedeutend, ob sie gegründt sey? Was weiß ich, da ich ja niemals in jene Mysterien eingeweyht war? — Um nicht mit fremdem Schmucke zu pralen, erklär' ich zugleich, daß die Nachrichten von Rousseau S. 172. ff. aus dem göttingischen Magazin, und die Nachrichten von Zimmermann S. 234. ff. von einem Freunde geborgt sind.

in dem litterarischen Dunstkreis vielleicht eben so nöthig, als z. B. in dem physischen Sturmwind oder Gewitter, wodurch die Luft vor Fäulniß bewahrt wird. Scharfsinnig wurden die lavaterischen Meynungen von Doctor Rung in Bremen und hie und da in der allgemeinen teutschen Bibliothek untersucht. In eben dieser Bibliothek und in der leipziger Bibliothek, wird auch seine Physiognomik umständlich beurtheilt. Dieses Werk erschien in vier Quartbänden, in aller typographischen Pracht, und mit vielen Kupferstichen. Auch ist es ins Holländische, und neu umgearbeitet ins Französische übersetzt. Ungeachtet der hie und da eingestreuten blos willkührlichen Muthmassungen, enthält dieses Werk immer grossen Reichthum feiner und wichtiger Bemerkungen sowol für den Menschenbeobachter überhaupt, als auch besonders für den Dichter und Künstler. Eine zierliche Ausgabe seiner Gedichte ist unlängst erschienen. In denselben, wie überhaupt in seinen übrigen geistlichen Liedern und Psalmen, düftet hin und wieder heilige Salbung, und sein Gesang strömt zuweilen vollen, cramerischen Wohlklang; freylich wie Cramer, oftmals reicher an Ausdruck und Bildern als an Erfindung. Bey allem Mißtrauen gegen die einen und andern von Lavaters Hypothesen, als z. B. von der fortdaurenden Wunderkraft, von dem tausendjährigen Reich u. s. w. wird gleichwol niemand weder das Verdienst seiner ausserordentlichen Thätigkeit, noch den Vorzug seiner grossen Talenten mißkennen.

Nachdem er einige Zeit die Seelsorge am Waisenhause treulich versehen hatte, ward er im J. 1778. zum

Diacon

Diacon bey St. Peter in Zürich erwählt. Seine zahlreich gedruckten Predigten sind Zeugen, mit wie viel Wärme er sich die Erbauung seiner Kirche angelegen seyn lasse. Ungeachtet so vieler Stunden, die er seinem geistlichen Amte weyht, und so vieler Schriften, womit er von Zeit zu Zeit das Publicum beschenkt, weiß er, durch haushälterische Zeitersparung, immer noch diesen und jenen Tag zum Empfang oder zur Erwiederung freundschaftlicher Besuche, zu interessanten Reisen und zu zahlreichem Briefwechsel zu gewinnen. Einem Heiligthum ist sein Haus gleich, zu welchem beynahe täglich Leute von jedem Stand und Geschlecht, von jedem Range und Alter, aus den entferntesten Gegenden wallfahrten. — Einiger massen dient sein geheimes Tagbuch zum Commentar seines Lebens.

XIII.

Jacob Heß.

Derselbe ward den 21. Weinm. 1741. gebohren. In der Kindheit ward er dem Unterricht seines Oheims, Heinrich Goßweilers, damaligen Pfarrers zu Affoltern, anvertraut. Diesen geschickten und liebenswürdigen Mann kostete es nicht wenig Mühe, bis er endlich dem jungen Neffen, bey aller seiner Neigung zum Tändeln, nach und nach etwas Bücherliebe einflößte. Am liebsten las er noch Reisebeschreibungen und historische Nachrichten. Latein lernte er nicht ohne Widerwillen. Da er in keine Schule kam, so hatte er sein Lesen, seine Kurzweil und alles abgesöndert für sich allein; daher nahm er ein ungeselliges, leutscheues Wesen an sich. Nicht ohne Mühe konnte er sich davon entwöhnen. Indeß entwickelten sich freylich seine Seelenkräfte freyer als es in der Stadt und in der Schule geschehen wär. Zum Landleben und zur Einsamkeit bekam er so starke Neigung, daß ihm hernach der Aufenthalt in der Stadt wieder zur Last ward. In der Stadt hatte er dem Unterricht des nunmehrigen Pfarrer Freytags alles zu danken. Vermittelst dessen Handleitung brachte ers so weit, daß er im J. 1755. in die philologische Classe des höhern Collegiums befördert worden. In der griechischen Sprache brachte er es unter Breitingers Aufsicht sehr weit. Breitinger und Bodmer nahmen sich des Jünglings eifrig an. Einige hoffnungsvolle Jugendgefehrten forderten

ihn zu freundschaftlichem Wetteifer auf. Izt nahm Ehrbegierde von seinem Herzen Besiz; diese Leidenschaft schien durch Heftigkeit seinem moralischen Character nachtheilig zu werden; nicht ohne beschwerlichen Kampf gelang ihm der Sieg über sich selber. Auch waren nunmehr seine Studien fast lauter Lieblingsstudien; manches Ernsthaftere ward hiebey versäumet. Doch gewann er unter Anleitung der grösten Männer Liebe zur Weltweißheit, besonders zur Metaphysik. Nichts als die Reizungen der Dichtkunst konnten ihn von den Schriften eines Leibniz, Wolf, Bülsingers hinweglocken. — Dann zog er wieder alles an sich; bald die Geschichte, insonderheit die vaterländische; bald eine Reisebeschreibung, bald ein Gedicht; bald eine Abhandlung, bald ein Roman. — Hier ist das Scheidealter, wo der von Känntniß zu Känntniß herumirrende Geist sich so leicht in den Irrbahnen flüchtiger Lecture verliert. Vorsehung ist es, wenn bey so unordentlichem Studiren endlich noch etwas solides herauskömmt; Vorsehung ist es, die einem Jüngling Freunde, Gönner, Rathgeber verschaft, aus deren Beyspiel er sieht, wie die Arbeit kann zweckmässig und übereinstimmend gemacht werden. Solche Beyspiele waren für ihn ein Schultheß, Steinbrüchel, Tobler. — Was er in diesen academischen Jahren von der Theologie verstehn lernte, — freylich bey so zerstreutem Studiren wenig, — das hatte er seinen beeden Professoren, Lavater und Zimmermann, zu verdanken.

Im Frühling 1760. ward er zum Predigtamt ordinirt. Hierauf kam er zu seinem väterlichen Oheim, dem Pfarrer Heß, nach Neftenbach, als Vicar und Lehrer seines Sohnes. Dieser Oheim war ein tiefer Kenner

der wolfischen Philosophie und war auch selbst Wolfens Schüler gewesen. Mit seltener Gründlichkeit im Denken verband er den feinsten Geschmack und die ausgesuchteste Belesenheit; auch, was über alles geht, das menschenfreundlichste Herz. — Der Jüngling, der einigen Autorstolz von dem Gymnasium her — er hatte einige Gedichte verfertigt, — mit sich zu seinem Oheim gebracht hatte, war endlich so gescheut, für einmal das Studium inclarescendi, die Schreib- und Publicirsucht dem gründlichen Lernen und regelmässigen Studiren aufzuopfern. Es waren meistens die besten und nahrhaftesten Schriften, die er bey seinem Oncle las; das Studium der Alten setzte er fort. Hiedurch gelangte sein Geist je länger je mehr zu völliger Reife. Ausser dem Umgang mit seinem vortreflichen Oheim in Neftenbach, hatte er auch einem andern, mütterlichen Oheim, dem Pfarrer Schultheß, diesem glücklichen Uebersetzer der griechischen Weltweisen, wegen seines litterarischen Briefwechsels sehr vieles zu danken. — Die Art, wie er auf dem Lande die göttlichen Schriften studirte, und seines Oheims geschickte Methode, die evangelischen Erzählungen in Predigten zu behandeln, veranlaßten ihn frühe, Versuche einer Lebensgeschichte Jesu zu wagen. Von dem Oheim aufgemuntert, brachte er gegen das Ende seines siebenjährigen Aufenthaltes in dessen Hause das erste Bändgen zu Stande. — Er schrieb auch um diese Zeit den Tod Moses, ein Gedicht. — Etwas früher zwo Elegien, dem Andenken eines Jünglings von seinem Freunde gewiedmet.

In dieser Zeit starb sein Vater, dessen ungemeiner Fürsorge er so manche vortheilhafte Situation, in die

er gekommen, so manche Hülfsmittel zum Studieren zu danken hatte. — Izt eröfnete sich ihm ein neuer Auftritt des Lebens. Im J. 1767. verehlichte er sich mit Jungfrau Anna Maria Schinz, einer Person, deren ganze Sinnesart sich für ihn, so wie er sich für sie, durchaus schickt. Drey Jahr lebte er mit ihr, ein Paar Stunden von Zürich entfernt, in einem angenehmen Landhause. Hier konnte er nach Herzenslust dem Studiren obliegen. Tiefes, Geist und Herz befriedigendes Studium der göttichen Schriften war hier sein Hauptgeschäfte. Auch schrieb er hier das zweyte Bändchen der Lebensgeschichte Jesu: Vornemlich aber las und sammelte er, was immer zur Aufklärung des Plans der Offenbarung dienen konnte. Die erste Idee hievon gab er in einer kleinen Schrift: Ueber die beste Art, das Christenthum zu vertheidigen, Zürich 1769. 1774.

Beym Lesen des alten Testaments bediente er sich, um mit der Sprache des neuen desto bekannter zu werden, der griechischen Dollmetschung. Aus diesen Betrachtungen entstand sein Werk vom Reiche Gottes, welches die Aufklärung des Plans der göttlichen Offenbarung zum Zweck hat. — In sechs Bänden hatte er im J. 1772. die Geschichte Jesu vollendet. Wie vortheilhaft sich Münter dieses Werkes zur Bekehrung des Grafen von Struensee bedient habe, ist aus öffentlichen Blättern bekannt. Im J. 1774. schrieb er noch die Geschichte der Jugendjahre Jesu; im J. 1775. die Geschichte der Apostel; im gleichen Jahr die Geschichte der Israeliten u. s. w. Wir übergehen verschiedene kleinere Schriften, wie z. B. die Gedanken über das anti-lavaterische Sendschreiben, — die Hofnungsinsel und so

manchen wichtigen Aufsatz, den er als Mitglied und Vorsteher der ascetischen Gesellschaft edirt hat. —

Der Hauptcharacter der hessischen Methode ist, daß sie Schrift durch Schrift erklärt und fest sich an die biblische Geschichte anschmiegt. Mit Hintansetzung sowol metaphysischer als zu gehäufter critischer Untersuchungen, für welche das Volk nicht gemacht ist, bemüht sich Heß, den Fortschritt der göttlichen Offenbarungen in so übereinstimmendem Plane und auffallendem Lichte zu zeigen, daß, wenn auch diese oder jene Lücke, diese oder jene, dogmatische oder philologische Schwierigkeit bleiben, nichts desto weniger die Wahrheit und Göttlichkeit der heil. Bücher sich durch Innhalt und innere Uebereinstimmung jedem unumfangenen Gemüthe empfehlen.

Seit dem J. 1777. steht unser Heß mit grosser Erbauung als Diacon bey dem Frauenmünster in Zürich; unlängst sind seine Predigten wie auch verschiedene Abhandlungen zur Beleuchtung des Lebens Jesu im Druck erschienen.

XIV.

Johann Caspar Füßli.

Er ward im J. 1706. zu Zürich gebohren. Nachdem er die Anfangsgründe der Mahlerkunst bey einem sehr mittelmässigen Künstler gelernt hatte, verließ er in dem achtzehnten Jahr seines Alters das Vaterland, ohne Unterstützung und Känntniß. — Zu Wien vereinigte er sich mit Sedelmayer. — Gran, und Meitens, waren seine Führer, oder vielmehr hatte er gar keinen Führer, als sein eigen Genie. Gar bald gewann er die Achtung der Grossen bey Hofe; allein die Unabhänglichkeit zog er dem Glücke vor, und schlug die vortheilhaftesten Anerbietungen aus. — Wahrscheinlich würde er sein Leben in Wien zugebracht haben, wenn nicht der Fürst von Schwarzenberg ihn beredet hätte, einen Beruf von seinem Schwiegersohn nach Rastadt anzunehmen. — Er gieng dahin, und ward der Liebling dieses Hofs; selbst die alte Margräfin, die in Etlingen ihr Hoflager hatte, schenkte ihm ihre Achtung, und äusserte vielmal den Wunsch, ihn zu einem catholischen Christen zu machen. Er mahlte den Margrafen von Durlach, und wurde von diesem Herrn als ein Sohn gehalten. Machen sie eine Lustreise zu meinem Schwager dem Herzog von Würtemberg nach Ludwigsburg, sagte dieser gütige Fürst, denn, setzte er hinzu, ich kenne den Hof zu Rastadt allzu gut, und sehe zum voraus, daß er ihnen in der Folge

gefährlich werden muß; Ich gebe ihnen Empfehlungs-schreiben, und sie können einer gütigen Aufnahm entgegen sehen. Er gieng dahin, und hatte die Ehre dieses Schreiben persönlich zu überliefern, der Herzog lächelte, bey Durchlesung desselben. Mein Füßli, sie bleiben in meinem Dienst, und haben meine Gnade, die Bedingungen wurden durch den Herrn von Pfau berichtiget, und von unserm Künstler angenommen, nur bat er sich die Erlaubniß aus, eine Reise nach Bruchsal zu machen, um da den Kardinal Schönborn zu mahlen, von welchem er vorhero war berufen worden. — Von Bruchsal gieng er nach Mannheim, wo er die Ehre hatte, den Churfürsten abzubilden. Er besahe die Gemähldesammlungen zu Schwetzingen und Düsseldorf, und reisete wieder nach Ludwigsburg zurück. Hier blieb er sehr vergnügt, bis der unglückliche polnische Krieg einbrach; die Franzosen kamen über den Rhein, belagerten und eroberten Kehl, und überschwemten das Land; man sah nichts als Jammer, und damit das Unglück vollkommen würde, fiel der Herzog in tödtliche Krankheit, und gieng nach Stutgard. —

In dieser betrübten Lage glaubte Füßli das Beste zu seyn, den Herzog um Erlaubniß zu bitten, eine Reise nach Nürnberg zu machen; der Fürst sahe die Billigkeit dieses Begehrens, er beschenkte ihn mit einer goldenen Uhr, und sagte: reisen sie glücklich, giebet Gott Gesundheit und Frieden, so kommen sie zurück, der Herr von Pfau wird deßwegen Briefe mit ihnen wechseln. —

Er säumte nun nicht länger, nahm die Post, und kam glücklich nach Nürnberg. Er brannte vor Verlangen Kupezki zu sehen, ungeachtet ihm seine Freunde eine

schlechte Aufnahme vermuthen liessen, so wagte er es doch zu demselben hinzugehen, und in einer Stunde waren sie die wärmsten Freunde. Kupezki beredete ihn Zimmer im gleichen Haus zu nehmen, wovon der berühmte Landschafts-Mahler Blendinger Eigenthümer war. — Nach und nach brachte er es dahin, daß noch der alte Hirschmann, und Director Preißler mit von der Gesellschaft seyn durften, wo man dann alle Wochen bey Kupezki zusammen kam. — Niemals ist mit mehr Gründlichkeit von der Kunst gehandelt worden, als in dieser Gesellschaft.

Unter diesen angenehmen Beschäftigungen verflossen beynahe 18. Monate, in welcher Zeit sein Gönner, der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg, mit Tode abgieng, und die Hoffnung zum Frieden wurde durch das immer weiter um sich greifende Kriegsfeuer vereitelt. Er entschloß sich, seinem Vaterland einen Besuch zu machen, vorher aber noch Augspurg und München zu besuchen, um sowol die dortigen Künstler kennen zu lernen, als auch die seltene Gemähldesammlung zu Schleißheim zu besehen. — Er nahm von seinen Freunden den zärtlichsten Abschied, kam nach Augspurg; wo er mit freundschaftlich offenen Armen von Rugendas und Riedinger aufgenommen ward; besonders errichtete er mit letzterm eine genaue Freundschaft, die bis an seinen Tod, in einem für die Kunst interessanten Briefwechsel unterhalten worden. In München wurden Beich, und Desmarees seine Freunde, in deren Begleit er Schleißheim besahe, und dann seine Reise nach der Schweiz fortsetzte, wo er auch in seinem vier und dreyssigsten Jahr anlangte, und nicht lange hernach sich verheyrathete. Ob es schon

mit einer Person war, die er alle Ursache hatte zärtlich zu lieben, so pflegte er doch vielmal zu sagen, daß sich die Kultur der schönen Künste, und die Sorgen des ehelichen Lebens wenig mit einander vertragen. Wenn ihn indeß die Angelegenheiten des haüslichen Lebens bisweilen der Kunst weggeraubet haben, so hat er diese Untreu dardurch gut gemacht, daß er seine Söhne zu Virtuosen erzog, auf die sich mit dem väterlichen Ruhm, auch die Talente des Vaters fortgeerbt haben. —

Vermittelst seiner Känntnisse erwarb sich Füßli die Freundschaft der grösten Künstler; in vertraulichem Briefwechsel stand er mit Solimena von Neapel, Rigaud in Paris, wie auch mit den Kupferstechern Drevet, Surüge, Frey, und Wille; der Ritter Mengs beschenkte ihn mit einer Handschrift über das Schöne, die unser Künstler mit einer Vorrede herausgab, und Winkelmann war sein besonderer Freund.

Wesentlich bleibt das Schöne immer dasselbe, es mag nun durchs Aug, oder durchs Ohr, oder durch die Einbildungskraft reizen; nicht weniger Gefühl hatte Füßli für die Grazien der Dichtkunst, als für das mahlerische Schöne. In freundschaftlichem Umgang und Briefwechsel lebte er mit Kleist, Klopstok, Wieland, Bodmer, und Breitinger.

Mehr als Rang und Geburt erheben Talente; in genauer Verbindung stand Füßli mit einigen Personen vom ersten Range, besonders würdigten ihn ihrer Freundschaft der Kardinal Roth, Graf Firmian von Mayland, u. a. Obschon gewohnt mit den Grossen zu leben, war es doch nichts weniger als kriechende Aufwart, vielmehr

reine Freymüthigkeit, offenes ungezwungenes Wesen, wodurch er sich Zugang verschaffte. Ungeschminkt die Wahrheit zu hören, ist so seltenes Glück für die Grossen, daß ihnen eben diese Wahrheit auch alsdann willkomm ist, wenn sie auch selber ohne Schonung gesagt wird. Was indessen bey einem Füßli wenig beleidigte, könnte bey andern unverzeihliche Dreistigkeit scheinen. Jene seltene Gaabe besaß er, allemal die Gelegenheit, und den Thon zu erhaschen, welche seinen auch noch so kühnen Einfällen zum Freybriefe dieneten. Die Hitze und Freymüthigkeit, womit er sich zuweilen ausdrückte, darf nur derjenige ungestraft nachahmen, der sie wie Füßli, mit eigenthümlicher Laune, mit Geistes Gegenwart, und mit Dienstleistungen zu vergüten im Stande ist; nicht selten ist auch ihm sein offenes Wesen nachtheilig geworden.

Seine Denkart indeß, nicht weniger als seine Talente setzten ihn über alle Ehrenstellen und Glücksgüter hinweg. Mit anrückendem Alter lebt er immer bey Hause, unter Büchern und Kunstwerken, von welchen er eine auserlesene Sammlung besitzt. Sein Haus ist ein Zufluchtsort der Künste, der Freyheit, der guten Gesellschaft. Alle Tage versammeln sich bey ihm Leute von jedem Rang und Alter; in abwechselnder Gestalt geht das Gespräch vom scherzhaften Thon zum ernsthaften hinüber, von den Gegenständen der Kunst, zu politischen und moralischen Untersuchungen, allemal mit sinnreichen Einfällen und Anecdoten belebt. —

In der Mittelmässigkeit äusserer Umstände ist es Füßlin vermittelst der Geschäfftigkeit seines Geistes gelungen, Talent und Verdienst, besser als so viele Reiche und

Grosse zu beschützen. Eine Menge armer Schüler hat er nicht nur grosmüthig ohne Entgeld unterwiesen, sondern auch für dieselben Reisegeld einsammeln lassen, und ihnen den Weg zu vortheilhaftem Berufe erleichtert. Ueberhaupt macht ihn natürliche Thätigkeit sehr gefällig und dienstfertig. So sehr er sich selber vergißt; so sehr sorgt er für andere. Unfähig für sich selber an der Thür der Grossen zu klopfen, schämt er sich nicht Kollecten zu sammeln, wenn er zur Unterstützung eines Unglücklichen irgend etwas beyzutragen im Stand ist. — Solche Züge in dem Moral-Character des Künstlers verdienen nicht weniger, als das Eigenthümliche in seinem Genie bemerkt zu werden.

Indeß liegt jene Untersuchung ausser den Schranken des Biographen, in wie weit moralische Auflagen, und Steuererpressungen wirklich nützlich, oder in wie weit sie schädlich seyn können. Aus politischem Gesichtspunkt betrachtet scheinen dergleichen Anstalten, Veranlassung zu demjenigen, was man in Rom Patronat oder Klientel hieß; etwas, welches unvermerkt zu einer Art ausschliessenden Wohlwollens, zu Parteylichkeit und Factionsgeist Gelegenheit giebt. Weit entfernt indeß war unser Füßli, sich in die Staatsangelegenheiten mehr einzumischen, als es mit seinem Hang zu philosophischer Ruhe, und mit seinem Geschmack für die Künste bestehen konnte.

Die Jahre 1740. und 1742. waren für Füßli höchst traurige Jahre, zwey seiner besten Freunde wurden ihm durch den Tod entzogen, Kupezki und Rugendas, Männer vom ersten Rang in der Kunst, die er so vorzüglich geschätzt und geliebet hatte. Er opferte ihnen Thränen, und so viel an ihm lag, wünschte er, ihre Tugend,

und Grösse der Nachwelt aufzubehalten. Er schrieb ihre Geschichte, und machte sie durch den Druck bekannt. — Und da diese erste Probe seiner Muse vielen Beyfall fand, äusserte sich in ihm eine unbezwingliche Begierde, seine würdigen Landesleute dem Moder der Vergessenheit zu entziehen, und so viel möglich eine vollständige Geschichte der besten Künstler des Schweizerlands herauszugeben. — Er brachte mit einer unnachahmlichen Mühe und Gedult dieses Werk zu Stande, in welchem er sich zugleich als schönen Schriftsteller, und als gründlichen Kunstrichter zeigte, und mit Verachtung auf diejenigen hinabsahe, die aus Unwissenheit, oder Neid, seinem Vaterlande Künstler vom ersten Rang absprechen wollen, Leute, deren gröstes Verdienst im Handel mit altem und neuem Marmor besteht, und die etwa noch einer verstümmelten Bildsaüle, eine Nase oder ein Ohr ungeschickt anzuflicken bemüht sind.

Füßli war von Jugend auf ein grosser Liebhaber von Kupferstichen, er legte sich nach und nach eine vortrefliche Sammlung bey, und da er in Wien den Zutritt zu der unschätzbaren, und vielleicht ersten Sammlung des Prinzen Eugens hatte, so bereicherte er seine Känntniß in diesem Fache bis zur Vollkommenheit. — Er glaubte allen Liebhabern ein angenehmes Geschenk zu machen, wenn er ihnen ein Handbuch darreichte, auf eine vernünftige Weise Kupferstiche zu sammeln. Er schrieb sein raisonirendes Verzeichniß der besten Kupferstecher, und ihrer Werke, und gab es durch den Druck heraus. — Diese Schrift wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. —

Zum Beschluß erwähnen wir noch Füßlins hettlinge-

risches Medaillen-Cabinet; ein Werk, welches der sel. Hettlinger niemand als seinem Freund Füßli anvertrauen wollte, welches auch durch dessen Bemühungen das erste Werk dieser Art seyn wird, und sowol den Herausgeber als Hettlingern verherrlicht. Niemand hat mehr Geschmack, um den ganzen Werth der hettlingerischen Schaumünzen zu empfinden, und niemand mehr Unparteylichkeit, um auch darüber ohne Hyperbole zu schreiben, wo selber nach den Vorschriften eines Quintilians die Hyperbole erlaubt wäre. —

Vielen Gelehrten und Künstlern, die sich durch Eifersucht entzweyen, dients zur heilsamen Beschämung, daß mit so manchem unter denselben Füßlin in der freundschaftlichsten Verbindung gestanden, und immer fremdem Verdienste mehr, als eigenem, Recht widerfahren lassen. Durch Nachahmung eines solchen Beyspiels würden die Musensöhne sich am sichersten vor dem Hohngelächter unkundiger Zuschauer verwahren.

In den letzten Lebenswochen sah sich Füßli am Leibe völlig entkräftet; sein Geist aber blieb munter; auch beym Ruin seiner Hütte bewieß er sich heroisch und unsterblich; am Rande des Grabes umfaßte er mit dem Blicke des Weisen so wol das Vergangene als die ewige Zukunft. Füßlin starb den 7. May 1782.

Verzeichniß seiner Schriften.

Leben Georg Philipp Rugendas, und Johannes Kupezki. — Zürich 1758.

Geschichte der besten Künstler in der Schweitz nebst ihren Bildnissen. 5. Theile, Zürich 1769. 1779.

Raisonirendes Verzeichniß der besten Kupferstecher und ihrer Werke. — Zürich 1770.

Geschichte von Winkelmanns Briefen, an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778.

Auf Befehl seiner Obrigkeit.

Rathschreiber-Ordnung, ꝛc. ꝛc. Zürich 1761.

Mit einer Vorrede gab er heraus.

Anton Raphael Mengs Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerey. Zürich 1770.

XV.

Raphael Egli. (*)

Sonst heißt er auch Göz oder Iconius von seinen Voreltern in dem Mönchhof, einem zürcherschen Lehngut an den Ufern des Sees. Sein Vater war Tobias Egli, zuerst Pfarrer in Frauenfeld; wegen Verdrusses von päpstlicher Seite begab er sich hernach als erster Decanus nach Bündten; auch hier ward ihm der Aufenthalt von seinem Wiedertaüferischen Amtsgenossen, Joh. Gantner, beschwerlich gemacht. Er starb im J. 1574. in dem vierzigsten Jahre des Alters.

Raphael Egli, sein Sohn, ward im J. 1559. gebohren. Den ersten Unterricht erhielt er zu Chur bey Johann Pontisella; hierauf kam er nach Cleven zu Scipio Lentulus; ausser einer gelaüterten Theologie, lernte er bey diesem gelehrten Neapolitaner die lateinische und italiänische Sprache; in den Erholungsstunden belustigte er sich mit der Poesie und Tonkunst. Durch folgende Verse ward er vom Vater zum Studiren ermuntert:

Pyramidum ventis pereunt regalia busta,
Et monumenta ducum diruit imber edax,

Sola

(*) S. Joh. Jac. Simlers alte und neue Urkunde, B. III. Th. III. s. 803. — der Zeitrechnung nach kömmt er vor Heinrich Hottinger zu stehn.

Sola animi Virtus Libitinam vitat & orcum
Effugit, atque nova crescere laude potest:
Hæc tibi sumantus quæsita superbia, Fili,
Ingenii meritis. Sic tibi cinge comam.

Nach des Vaters Hinscheid begab sich die Wittwe, Elisabeth Göldlin, nach Zürich. Der verwäißte Knabe ward sogleich in dem Collegium Alumnorum versorget. Unter Aufsicht eines Verwandten, Wolfgang Hallers, und der besten Lehrer, Heinr. Bullingers, Wilh. Stucki, Rudolf Collins u. a. bracht' ers in den Studien ungemein weit. Zur Fortsetzung derselben gieng er im Jahr 1580. nach Geneve. Mit dem redlichsten besten Herzen war bey dem Jüngling eine allzulebhafte Einbildungskraft vereinigt; von einem herumschweifenden, italiänischen Arzte ward er, ohne Vorwissen der Lehrer, von Genf hinweg nach Basel gelocket. Bald wieder führte ihn sein eignes Herz zurück aus der Verwirrung seiner Einbildungskraft. Hierüber schreibt Beza an Gualter in folgenden Worten: De vestris apud nos nunc versantibus studiosis, quod adhuc scripsi, nunc quoque scriberem, nisi obstaret Eglini levitas, de qua vos commonefaciendos putavi. Res autem ita se habet. Venit ad nos æstate superiore Italus quidam Augustinus nomine, medicinæ Doctoratum, ut audio, Basileæ adeptus, litteras istinc afferens commendatitias, cujus consuetudine captus Eglinus quasi mortalium omnium is esset doctissimus, homo interim paradoxorum, ut audio, plenissimus. tantum effecit, ut illum etiam in idem hospitium admitteret. — — — Eglinum certe egregio ingenio præditum esse video, in quem minime velim aliquid statui, quo

à Studiorum cursu impediatur. Sed vicissim illum serio admonendum puto, ut aliorum consilio se regi patiatur &c. Je unerfahrner der Jüngling, je unbefangener sein Gemüt war, desto leichter konnt' er sich von den güldenen Versprechungen des gelerten Avantüriers hinreissen lassen; treuherzig kehrte er auf den ersten Wink seiner Aufseher und Lehrer nach Genf zurück. Unentschieden indeß bleibt es, ob nicht eben der Umgang mit diesem seltsamen Italiäner die erste Veranlassung zu seinen nachherigen, gelerten Thorheiten gewesen? Für einmal schien' er, unter der Aufsicht eines Beza, eines Lambert Danäus und Anton Fay wieder ins Gleise zu kommen. Unter Beza verthäidigte er zwo Streitschriften von der Gnadenwal; auch schrieb er eine Abhandlung über die Prosodie, welche von Beza gelobt wird. Sein täglicher Gesellschafte in Genf war Johann Guler von Weineck, der hernach nicht nur als Ritter und Feldoberster, sondern auch als Schriftsteller berühmt worden.

Wegen der Unruhen, womit Genf von dem Herzog von Savoyen bedrohet war, begab sich Egli im J. 1582. nach Basel. Daselbst hielt er unter Jos. Jac. Grinäus eine Disputation: de forma Dei & Servi. — Auf einmal empfieng er ganz unerwartet eine Einladung von den Häuptern der III. Bündten, damit er ihre neue Landschule zu Sonders im Veltlin einrichten möchte. Hierauf gieng er im J. 1583. nach Zürich; er ward zum Predigtamt eingeweyht und verheyratete sich mit Susanna Schmid, einer Tochter des gelerten Sebastian Fabricius. Alsdenn begab er sich ganz allein nach Rhätien. Bey seinem Aufenthalte zu Sonders edierte er die lateinische Abhandlung: Via ac ratio Scholæ Rhætorum. Pes-

clavii. 1584. in 4to. Diese Schrift enthält seinen vorgeschlagenen Schulplan. Für die Schule verfertigte er eine kleine Logick, welche im J. 1585. unter der Aufschrift: Recte argumentandi ratio zu Zürich heraus kam und seinem Freunde, Joh. Guler zugeeignet wurde. — Im Jahr 1586. erweckten die Priester, unter Anführung eines Mönchen von Palermo, einen so gefährlichen Aufruhr zu Sonders, daß alle Reformirte in Lebensgefahr gerieten; die Schüler wurden zerstreut und die Schulanstalt gänzlich zernichtet. Hierauf begab sich Egli wieder nach Zürich. Bald hernach ward er zur Verbesserung des Schulwesens nach Winterthur berufen; zugleich erhielt er daselbst den Sub-Diaconat zu St. Geörgen im Feld. An diesem Orte gerieth er in genaue Bekanntschaft mit Josuas Maaler oder Pictorius, dessen Wörterbuch bekannt ist.

Zu dieser Zeit hatten Claudius Albertus zu Lausanne, und Samuel Huber zu Bern über die Gnadenwal ganz besondere Meinungen geaüssert: durch Wiederlegung derselben hatte sich Egli grossen Beyfall erworben; aus Liebe zum Frieden verbat er sich den Druck seiner Controversschriften; cupit, schreibt der zürchersche Antistes, Rudolf Stumpf an Theodor Beza, cupit Eglinus hæc sua Scripta minime publicari, ne contendendi occasio rixosis ingeniis objiciatur.

Im J. 1588. kam er von Winterthur nach Zürich, als Aufseher der XV. obrigkeitlichen Seminaristen. — Zu Ende dieses Jahres war er wegen allzuheftiger Geistesanstrengung in tiefe Schwermut geraten.

Ohne sein Vorwissen wurde er im J. 1592. von dem

grossen Rathe zum Diacon beym grossen Münster erwählet; zugleich ward ihm der catechetische Lehrstul des N. Testaments übergeben. In diesem Amte führte er die theologischen Disputationen ein; hernach wurden sie von dem Senate gut geheissen.

Im J. 1594. reisete er eines Bergwerkes wegen in Bündten. In den Actis Scholasticis finden wir hierüber folgende Nachricht: „Dieser Tagen ward auch „fürbracht, daß R. Egli weder lehre noch predige, son„dern aufhin in Bündten zogen sey, und allda eines „Bergwerckes sich belade, mit grosser Aergerniß ganzer „Bürgerschaft allhie und auch der Bündtner selbst, und „zu besorgen, er werde in höchste Ungnade unsrer „Herren fallen: Gab M. Burkhard Leemann Be„scheid, daß er ihm von einer andern Ursache wegen, „so er vorgewendt, wol erlaubt habe, der Kirchen „halb, aber gar nicht vermeint, daß er so lang aus„bleiben sol. — Gefiel meinen Herren, daß er anfangs „auf das allerernstlichste heimgemahnet werde." Ungeachtet des Unwillens, den er sich zugezogen hatte, ward er nicht desto weniger im J. 1596. zum Archidiacon und Chorherr beym grossen Münster erwälet. Dieser neuen Würde bediente er sich zur Beförderung verschiedener, wolthätiger Anstalten. Im J. 1598. übergab er dem grossen Rathe ein Bedenken wegen des Kirchengesanges, welches hierauf mit obrigkeitlichem Ansehn zu Stadt und Land eingeführt ward. Zu dem Ende hin sammelte Egli etliche Psalmen und Kirchenlieder zusammen, welche mit seiner Vorrede im J. 1605. zu Zürich bey Joh. Wolfen gedruckt und beym öffentlichen Gotesdienst gebraucht wurden.

Fataler Weise wurden seine grossen Vorzüge und gemeinnützige Bemühungen durch eiteles Studium alchymistischer Geheimnisse verdunkelt. Schon im J. 1598. ward in öffentlicher Synode erkennt, daß ihn seine benachbarten Kollegen von den thörigten Wunderversuchen abhalten sollen. Damals aber wußte er sich noch gar wol zu rechtfertigen; ungefähr im Jahr 1604. war er mit verschiedenen Männern, und unter denselben mit Angelus Sala, Johann Scheppius, Joh. Jac. Nüscheler, Frieß, Zeller, Feüst u. s. w. in eine alchymistische Verbindung getreten. Wie zuversichtlich Egli auf die Goldmacherey gebaut habe, mag unter anderm sein Brief an Doctor Scheppius beweisen. Cum antehac, heißt es in diesem Briefe, ad te scripsi de cemento auri bassi cum accessione unius cum dimidio charatti, ut vocant & tribus granis, hoc est, 27 granis, exaugendi & ad valorem ducatorum adducendi, nihil sane responsi à te tuti. Est autem ea res ita certa & explorata, ut jam aliquoties Specimina sint facta à me & meis in magna quantitate. Lucrum in singulas Marcas singulis Septimanis perficiendas est decem Florenorum nostratium. Dedi igitur has patentes nostro Kydio, qui tecum de integro tractaret & præterea plura alia aperiret, quæ præstitu nobis non sunt adynata, magni momenti & ponderis, & solis cummunicanda Philosophis intraneis. — Tig. 28. Nov. 1504. An dem Rande steht von Eglins eigner Hande: „anderhalb Loth und drey „Gran Zustandt an feinem Gold nach dem Cement „mehr, die Mark gehalten hat an Goldsgulden, kay„serlichen, italiänischen, spannischen, einfachen und „doppelten Sonnen-Kronen, auch Kreuzducaten. Mö„gen 50 Mark von einer Person wochentlich laborirt

„ werden. Kost die Mark zween Gulden zu verarbei-
„ ten an Specien, Profit 10 Gulden über allen Unko-
„ sten auf jede Mark geschworne Reichsprob.“

Die Versuche waren alle mißlungen; Egli gerieth in grosser Schuldenlast; im J. 1605. sah er sich genötigt, sich vor seinen Glaübigern aus dem Staube zu machen. Sechs Monate lang irrte er trostlos bald da, bald dort herum; ungeachtet der Magistrat ihm sicheres Geleit anbot, so wagte ers doch nicht, wieder zurück nach Zürich zu kehren. Allso ward er seiner Würde entsezt und selbige an Joh. Caspar Murer übergetragen. Mittlerweile hielt sich der unglückliche Flüchtling bald zu Constanz, bald zu Schwytz auf; selbst in dem äussersten Elend wiederstand er siegreich allen noch so schmeichelhaften Anlockungen, wodurch man ihn hie und da zum Abfall von der reformirten Kirche verleiten wollte. — Seine Feinde in Zürich streuten aus, daß er nicht bloß Schulden wegen flüchtig geworden: seine Unschuld aber verthäidigte er in einem weitlaüfigen Schreiben an Obmann Rhanen. Um sich gegen die Verlaümdung, als sey er zum Pabsttum hinüber getreten, zu schützen, edirte er zwo Apologien, die eine unter der Aufschrift: Protestation seiner beständigen Religionserklärung halben. Diessenhofen 1606. — Die andere: beständige Religionserklärung über den Artikel von der h. cathol. Kirche. Lindau 1606.

Ungeachtet aller Fürbitte von Seite seiner Freünde, besonders auch des Decan, Joh. Jac. Kollers zu Elgaü, und des Obmann Joh. Rud. Rhan, war immer noch wenig Anschein zur Begnadigung; unterm 6. März 1606. schrieb er aus dem Thurgaü eine Bittschrift an

die Regirung in Zürich; in derselben begehrt er, daß man ihm entweder einen andern Kirchendienst auftragen oder ihn mit ehrlichem Abscheid versehen möchte; alsdann wolle er in der Pfalz oder in Hessen sich um eine Bedienung bewerben. — Gleiche Bitte wiederholte er hernach aus Brugg, unterm 13. März 1606.

Der Senat forderte über den Handel ein Bedenken von dem Kirchenrathe. Dieser klagte, daß sich Egli durch die Alchymie und zum Theil auch durch Trunkenheit ins Verderben gestürzt habe. In dem Vaterlande (fügten die Theologen hinzu,) könnte ihm ohne Aergerniß kein neuer Kirchendienst anvertraut werden; nichts also bleibe noch übrig, als ihn mit einem unvorgreiflichen Abschied zu entlassen. Dieses billigte der Senat; er erhielt den Abscheid und 25 Gulden zum Reisegeld. Hierauf begab er sich mit Joh. Wilh. Stucki Empfehlungsschreiben an Hermann Vultejus nach Marpurg. Vultejus empfiehlt ihn dem hessischen Landgrafen Mauritz; vor diesem muß Egli auf dem Schlosse zu Cassel eine Predigt halten; dadurch erwarb er sich das fürstliche Wolwollen. Mit einem Zehrpfennig schickt ihn der Landgraf nach Marpurg, als Professor der Gottesgelehrtheit. Hierüber schrieb Caspar Wäser an Goldast: „Egli lebt nunmehr mit seiner Familie zu „Marpurg; daselbst wird er Mühe genug haben, jene „bleyernen Lutheraner gülden zu machen; indeß wird „er durch seine Gelehrsamkeit vieles vermögen.„ Im J. 1607. ward Egli, nach academischer Sitte, obgleich seinem Willen zuwieder, von Georg Schönfeld zum Doctor der h. Schrift proclamirt; nach erhaltenem Doctorhute, konnte er sich nicht enthalten, zu sagen:

jam quidem Doctor, sed non doctior sum. Der Landgraf bezahlte ihm alle Unkosten und gab ihm ehrliche Besoldung; zugleich aber verbot er ihm bey höchster Strafe jede neue alchymistische Versuche. — Von Egli giebt Ahorn in seiner Magiologie (*) folgende Nachricht: „ Es hat sich vor mehr als sechzig Jahren ein „ überaus gelehrter Mann, aus einer fürnehmen Stadt, „ dieser alchymischen Thorheit auch so weit ergeben, „ daß er samt einem Gesellschafter über die hundert „ mal tausend Gulden, theils eigen, theils entlehnt „ Geld, nicht zu Gold, sondern zu Nichts gemacht, und „ wegen Unmöglichkeit die gemachten Schulden zu be- „ zahlen, seinen habenden ehrlichen Siz, Beruf und „ Vaterland verlassen: weil aber der Ruf und Nam „ seiner Gelerte wahrhaftig groß war, hat solcher einen „ fürnehmen Reichsfürsten bewogen, demselben auf sei- „ ner Academie eine Professionsstelle aufzutragen, wel- „ che er auch hernach mit grossem Lob und Ruhm „ biß an sein seliges Ende verwaltet hat. “

Noch immer wurde Egli hie und da wegen alchymistischer Unternehmungen verdächtig gemacht; man streute aus, er habe Heinrich von Degernweil, Herrn des freyen Chalandenbergs, durch die Alchymie ins Verderben gebracht; auch sey er mit diesem Edelmann und mit andern Alchymisten bey Verfertigung eines Speculi magici Josephi interessirt gewesen. Der von Degernweil aber gab ihm mit Hand und Siegel eine unterzeichnete Schrift, daß dieses Vorgeben ganz lügenhaft und falsch sey.

(*) Part. II. C. 9. P. 4.

Indeß blieb Egli immer von der Sehnsucht nach dem Vaterlande beunruhigt; immer nährte er Hofnung, einst noch seine Schulden bezalen zu können: sein Wunsch aber blieb unerfüllt; er starb zu Marpurg im J. 1622. im drey und sechzigsten Jahre seines Alters.

Das Verzeichniß seiner gedruckten Schriften findt man in Hottingers Biblith. Tig. und Scheüchzers Novis literariis helv. 1703.

Unter denselben erwähnen wir nur folgende:

Cornel. Nepos, additamento ex manuscr. auctus. Zürch. 1600.

Vindiciæ Ciris Catullianæ adv. Jos. Scaliger. Die Ausgabe auf der zürcherschen Stadtbibliothek ist von Utrecht im J. 1659.

Summa terminorum metaphysicorum ex Jordani Bruni Nolani manuscripto excerpta. Zürich 1595.

Orat. hist. Joh. Fabritii Montani, de Vita Conr. Pellicani &c. Marpurg 1608.

Prophetia halieutica nova & admiranda. Zürich 1598. Ebend. teutsch.

Conjecturæ halieuticæ e notis piscium marinorum desumtæ. Frankf. 1611.

Epharmosis mundi. Marpurg 1615.

Helia artium. Marpurg und Leipzig 1606. Man sehe darüber Observat. Hallens. T. VI. S. 177.

Wir übergehen eine Menge theologischer Schriften.

XVI.

Johann Balthasar Keller. (*)

Es ist derselbe aus einem alten und edeln Geschlechte in Zürich geboren. Schon im J. 1253. waren seine Vorfahren in ihrer Vaterstadt so wol in geistlichen als in weltlichen Bedienungen. Im J. 1474. war Felix Keller mit 1500 Zürchern vor Elicourt gezogen; im J. 1476. wohnte er der Schlacht vor Murten bey. Eine Wagenburg wollte man schlagen: Er verhinderte es mit folgenden Worten: „Wir Eidgenossen sind gewohnt, „nicht uns vor dem Feind zu verbergen, sondern ihm „auf die Spur zu gehn.“ Nach dem Sieg ward er sogleich auf der Walstatt mit Waldmann, Hallweil, Bubenberg u. a. zum Ritter geschlagen. Im J. 1487. erhielt er von Käiser Maximilian I. einen Adelsbrief und die Verzierungen des Wapens. — Nicolaus Keller ward im J. 1515. mit vier Söhnen in der Schlacht vor Marignan, im Dienste Frankreichs, erschlagen. — Im J. 1531. bekam Hans Balthasar in dem Treffen bey Cappel vierzehn Wunden; als tod ward er auf dem Schlachtfeld ausgezogen; er erholte sich wieder und kam nackt in ein benachbartes Dorf; von da nach Zürich; auf ihm beruhte die ganze Nachkommenschaft.

(*) S. J. C. Füeßlins schweizerische Künstlergeschichte, Band II. S. 1. folg.

Unser Joh. Balthasar wurde im J. 1638. gebohren. Schon in der Jugend äusserte sich seine vorzügliche Neigung zum Zeichnen; er lernte die Goldschmiedsprofession; durch geschickte Unterweisung brachte er's sehr weit in getriebener Arbeit, so wol in Figuren als Laubwerk und Früchten. Schon damals lebte sein älterer Bruder, ein Rothgiesser, im Dienste der französischen Krone; durch Giessung vortreflicher Kanonen hatte sich dieser einen grossen Nammen erworben. Er nahm den jungen Balthasar zu sich, um sich seiner Zeichnungen zu bedienen. Dadurch erhielt der Jüngling Gelegenheit, gleichfalls in den Sold des Königs zu treten, und demselben leistete er seither als Commissar der Giesserey beträchtliche Dienste. Die Anleitung des Bruders und sein eigenes Genie brachten ihn gar bald ungemein weit. Von ihm sind jene prächtige Bildsaülen in dem Garten von Versailles; von ihm sind eine Menge Kanonen und Mörser, deren mehrere von le Poutre in Kupfer gestochen worden; was ihn am meisten verewigt, ist die Statue Ludwigs XIV. Dieselbe befindt sich auf dem Platze Ludwigs des Grossen zu Paris, und sie ist in Einem Gusse verfertigt. Die besondern Nachrichten von diesem Gusse sind von Boffrand, dem königlichen Baumeister und obersten Ingenieuer zusamen geschrieben und von Füßlin in die schweizersche Künstlergeschichte eingerückt worden. Boffrand, der selbst als ein besonderer Freund unsers Kellers bey diesem berühmten Gusse gegenwärtig gewesen, versichert ausdrücklich: dieses Werk, von ein und zwanzig Schuh in der Höhe, sey das größte, welches jemals ganz und auf einmal in Erzt gegossen worden; sonst wurden alle grossen Bildsaülen zu Pferde

oder andre Denkmale, so wie z. B. Marc-Aurel zu Rom, Cosmus de Medicis zu Florenz, Heinrich IV. und Ludwig XIII. zu Paris, nur stückweise gegossen. — Als man (sagt er) den Ofen bewähren wollte, bevor man den Guß dieser Bildsaüle unternahm, wurden in denselben 20000 Pfunde Metall eingeschoben; obgleich der Luft ausgesetzt, floß es gleichwol, ohne schwächer oder dichter zu werden, in einen Schmelztigel, der von dem Ofen selbst etlich und fünfzig Schuhe entfernt war. Noch zweymal so weit hätte dieses Metall, durch stark erhitzte, wolverwahrte und hart gebrannte Röhren, können gebracht werden.

Das Modell zu dieser Bildsaüle Ludwigs XIV. wurde von Franziscus Girardon verfertigt, alles aber, was zu dem Guſſe und zur Ausführung gehörte, von Balthasar Keller. Dadurch hatte sich dieser solches Zutraun erworben, daß ihn der König den 20. Sept. 1697. zum General-Commissar der Giessung der Artillerie und zum Aufseher der neuerrichteten Giesserey in dem Arsenal zu Paris ernennte.

Nicht zufrieden, durch eigne Talente dem Vaterlande Ehre zu machen, war er eifersüchtig, daß auch die Talente seiner Mitbürger nicht möchten verkennt bleiben. Als er eines Tages in Paris den Carl le Brün besuchte, legte ihm dieser Zeichnungen von den besten Meistern vor. „Sie sind schön, sagte Keller, „allein ich muß „Ihnen gestehn, daß ich einen Landsmann habe, ei„nen Goldschmied von Profession, der nicht nur bessere „Zeichnungen macht, sondern zugleich nach denselben „die Gefässe, von jeder Art Metall, selbst hervorbringt.“ Bessere Zeichnungen? Sie sind parteyisch, schrie le Brün,

für ihren Landsmann! — Ich bin nicht parteyisch, erwiederte Keller, ich wette mit Ihnen für die Bezalung der Zeichnungen, welche ich von Zürich will kommen lassen. Sogleich schrieb er an Peter Oeri. Nachdem ihm dieser verschiedene Zeichnungen zugeschickt hatte, eilte damit Keller zu le Brün: le Brün erstaunte beym Anblick; nach langer stillschweigender Bewunderung gab er willig zu, er habe die Wette verloren. Doch, — fügt er hinzu, — warum sag ich verloren? Vielmehr hab ich gewonnen, da ich für so wenig Geld so schöne Zeichnungen bekomme, nach denen auch die Arbeit für den König soll gemacht werden. Würklich suchte er den Oeri in den Dienst des Hofes zu locken. Keller aber sagte ihm kurz: Oeri arbeite aus Geschmack; das einzige Ziel seines Bestrebens sey die Vollkommenheit in der Kunst; alles andre, Glückesgüter und Nammen, verachte der ehrliche Schweizer. —

— Im Hornung 1682 hatte sich Keller mit Susanna Bouders von Bernatre aus der Picardie verheyratet. Er starb im J. 1702. im vier und sechzigsten Jahre; nebst der Wittwe hinterließ er einen Sohn, auf den sich die väterliche Talente fortgeerbt hatten.

XVII.

Johannes Simler. (*)

Das Licht der Welt erblickte er zu Zürich den 6. Jänner 1693. Im J. 1708. übergab man ihn, zur Erlernung der Kunst, dem Melchior Füßlin. Dieser sonst redliche Mann hatte in der Malerei so wenig Erfahrung als im Seiltanzen; er lehrte seine Schüler mit der Feder schrafiren und mit chinesischer Dinte touchiren; sie übte er mit unermüdeter, aber hirnloser Geduldt. Der junge Simler tuschte so schön, daß der käyserliche Bottschafter in der Schweiz, Graf von Trautmansdorf, ihn nach Baden kommen ließ, um sein Bildniß zu verfertigen. In gleichem J. 1712. entstand der einheimische Krieg und er machte für seinen Vater den Feldzug mit. Nach Beendigung desselben übergab er der Obrigkeit eine Vorstellung, in einem von ihm verfertigten Kupferstiche, vom Torfgraben in ihrem Gebiete.

Im J. 1713. gieng er nach Berlin; daselbst genoß er beynahe zwey Jahre lang den Unterricht des berühmten Pesne; er besuchte die Academie und hielt alle Zeit verloren, die er nicht der Kunst wiedmete Durch Fleiß und durch Lebensart hatte er aller Orten Zutrit erhalten. Achtzehn Monate lebte er bey dem Baron von In und

(*) S. J. Casp Füßlins schweizerische Künstlergeschichte, Band III. s. 131. folg.

Knyphausen auf seiner Commenthurey Lietzen bey Frankfurt an der Oder. Im J. 1716. trat er in Dienste bey dem kayserlichen Bottschafter am Preussischen Hofe, Damian Hugo, Graf von Virmond. Gar bald wurde Simler der Liebling dieses grossen Ministers. In dem Gefolge desselben gieng er nach Polen; sie reiseten durch Pommern, Casuben; mitten durch das sächsische Kriegsherr, das bey Sacrozim stand, kamen sie endlich nach Warschau. Von da wurde er zur Verkündigung der Ankunft des Bottschafters nach der polnischen Armee abgeschickt. Bey der Zurückkunft malte er die Gemahlin des Prinzen Constantins und andre vornemme Personen des Hofes.

Im J. 1717. reisete er nach Auftrag des Grafen in Westphalen; er passirte die moscowitische Armee unweit Rava, gieng über Breßlau nach Dreßden und langte glücklich zu Herten, einem Schlosse des Grafen von Nesselroden, an, wo er für den Grafen die gräfliche Famille mahlte. Von da gieng er nach Düsseldorf; daselbst studirte er die Meisterstücke der Malerey. In dasiger Gallerie bezauberte ihn vorzüglich van der Werf; die Kürze der vorgeschriebenen Zeit aber erlaubte ihm nicht solche Stücke nachzumahlen. Er schwur also unter eine andere Fahne. Rubens, van Dyck, Rembrand waren seine Helden. Simler mußte die geliebte Gallerie verlassen und mit seinem Herrn nach Wien gehn. Hier besuchte er die Academie, besah die kayserliche und Lichtensteinische Gallerie. Dem Prinzen Eugen überreichte er das Bildniß seines Grafen. Im J. 1719. ward der Graf zum Großbottschafter nach Konstantinopel ernennt. Simler ward erster Mahler und langte den 31. Heum.

mit seinem Herrn glücklich in Konstantinopel an. Hier mußte er alles Merkwürdige abzeichnen; daher ward er zu allen Audienzen, Besuchen und andern Feyerlichkeiten mitgenommen. Mitten unter den angenehmsten Beschäftigungen sah er sich vom hitzigen Fieber an den Rand des Grabes geworffen. Nach wieder erlangter Gesundheit machte er verschiedene Lustreisen nach Kleinasien, Scutari, Chalcedonien u. a. O. Alle schöne Gegenden, nebst andern Seltenheiten, zeichnete er nach der Natur, mit Fleiß und ausgesuchtem Geschmacke.

Den 23. April 1720. kam er mit der grossen Gesandtschaft nach Wien. Der Graf erwartete zur Belohnung die Verwaltung in Mäiland. Alsdenn wäre Simler bey ihm geblieben. Allein der Kayser dachte anders und machte den Grafen zum Gouverneur von Siebenbürgen. Unser Künstler hatte nicht Lust mitzugehn und bat um seine Entlassung. „Bedenken Sie selbst, sagte er zum „Grafen, ob Siebenbürgen für einen jungen Mahler „die rechte Schule sey?“ Der Graf willigte, zwar ungern, jedoch in den freundschaftlichsten Ausdrücken, in Simlers Begehren.

Simler kam nunmehr den 13. Christm. 1720. glücklich nach Zürich. Mit ungemeiner Achtung wurde er aller Orten empfangen. Er arbeitete mit allgemeinem Beyfall in jedem Fache der Kunst; nicht weniger durch Talente als durch tadellose Aufführung hatte er alle Herzen gewonnen; er traf eine glückliche Heyrat; im J. 1734. erhielt er den Beysitz im grossen Rathe; im J. 1740. ward ihm das Amt zu Stein am Rhein anvertraut. Hier starb er im J. 1748. in dem fünf und fünfzigsten Jahre seines Alters.

Simler

Simler hat Portraite gemalt, die in Absicht der Farbengebung und Stärke keinen andern weichen dürfen. Ueberhaupt aber ist sein zarter Pinsel Ursache, daß seine grossen Gemälde in einiger Entfernung nicht die beste Würkung hervorbringen: bey kleinern Gegenständen hingegen, die dem Auge näher kommen, ist er (wie Füßlin sich ausdrückt,) von ungemeiner Lieblichkeit gleichsam geschmelzt und in jeder Absicht vortreflich. Er schmückte seine Bildnisse, besonders weibliche, mit Blumen, die er schön wie die Natur mahlte. Von ihm hat man Blumenstücke, die in der Zärtlichkeit des Pinsels, in der Zusamensetzung, Haltung und Farbe höchst schätzbar sind.

XVIII.

Hans Conrad Heidegger. (*)

Er ward im Jahr 1710. gebohren. Frühzeitig gewöhnte er sich so wol an Anstrengung der Aufmerksamkeit als an standhafte Beobachtung alles dessen, was er für gut ansah. Die Umstände brachten es mit, daß er als ein kleines Kind bey seiner Wärterin schlafen mußte. Wer es ihm, bey Anlasse der Geschichte Josephs, gesagt haben mochte? Er hatte gehört, daß es Sünde sey, bey einem Weibe zu schlafen; die ganze Nacht durch zwang er sich, die Augslieder offen zu halten. Im J. 1719. kam er mit seinem Vater aufs Land, indem dieser zum Landvogte nach Grüningen erwält wurde. Ohne Zweifel daß dieser ländliche Aufenthalt zur Gesundheit so wol seiner Seele als seines Körpers vieles beytrug, und zugleich in ihm die Neigung zu landwirthschaftlichen Geschäften erweckte und nährte. Bey seiner Zurückkunft nach Zürich, übertraf der Knabe gar bald alle Schulkameraden. Das Lesen ward bey ihm zur Leidenschaft; weder zu Hause noch auf den Spaziergängen traf man ihn niemals ohne Buch an; er laß nicht bloß, sondern das Lesen gab ihm Stof zum Selbstdenken. Zuerst fiel er auf Malebranche; hernach auf Wolfen. Ungemein hatte er sich die Methode dieses

(*) S. Hirzels Denkrede auf Heideggern, Zürich 1778.

lezteren eigen gemacht. Mit der Strenge der wolfischen Lehrart verband er mehr Beobachtungsgeist und mehr Anmuth im Ausdruck. Zur Erlernung der französischen Sprache begab er sich nach Lausanne, und hierauf nach Berlin, um mit der Bücherkänntniß zugleich Känntniß der Welt zu verbinden. Am leztern Orte hatte er dem lehrreichen und vertraulichen Umgange des französischen Predigers Dürand vieles zu danken. Dieser führte ihn in die beste Gesellschaft von Leuten aus allerhand Ständen. Eine zwote Reise nach Berlin that er im J. 1738. Bey seiner Zurückkunft nach Zürich, machte er sich als Kanzlist alle Staatsprotokolle zu nutze. Leicht ward es ihm dadurch, hernach bey jedem vorfallenden Geschäfte die Quellen zur Beleuchtung zu finden. Die Erholungsstunden wiedmete er der Stadtbibliothek; unter allem Wißbaren war ihm nichts Wahres und Gutes entgangen; das Unbrauchbare selbst wurde brauchbar unter seiner Behandlung. Auch die leidenschaftlichste, litterarische Neugier hielt' ihn nie ab von nothwendigen Geschäften, und wenn diese noch so mechanisch seyn mochten. Bey dem Gerichtsherrn Meyer von Knonau nahm er die Landschreiberstelle in den Herrschaften Weiningen und Oetweil an; auch besorgte er mit wahrer Vaterstreue die Güter der Wittwen und Waysen. Die herrschaftlichen Protokolle bracht' er in Ordnung. Keineswegs fand der grosse Geist solche trockne Arbeit seiner Talente unwürdig; er empfand ihren Einfluß auf die Wolfart des Staates; auf solche Genauheit nämlich war die Sicherheit der angeliehenen Gelder und der Kredit des Landmanns gegründet.

Im J. 1741. erhielt Heidegger Zutritt in den grossen

Rathe. Hier blieb er kein müssiger Zuschauer; keineswegs bloß nach angenommenen Maximen, sondern nach wahren Grundsätzen trug er seine Meinungen vor; allemal mit unwiederstehlicher Anmuth und Stärke. Schon im J. 1743. zeigte er die Kraft seines Genies in der Gesetzgebung, als die Erlaüterung des XV. §. unsers Erbrechtes über die Erbschaften in der Nebenlinie dem grossen Rathe vorgelegt wurde. Die angesehensten Rechtsgelehrten wollten bey dem dürren Buchstaben bleiben: „Im übrigen soll es auf gleiche Weise mit den weitern „Graden gethan werden, und jedesmal die Nächsten bey „dem Stamme, mit Ausschliessung der Entferntern, „auf die Haüpter erben". Heidegger zeigte, daß sich diese Worte in näherer Bestimmung auf das Vorhergehende beziehen; dort war die Rede von Erbrechte der Bruders- oder Schwesterkinder; in solchem Falle hatte das Repräsentationsrecht hinterlaßner Kinder von verstorbnen Geschwistern statt; Heidegger stellte daher die Gründe des Repräsentationsrechtes in entferntern Graden, aus der Natur der Sache so einleuchtend vor, daß sich nach hartem Kampfe jedermann auf seine Seite lenkte.

Im J. 1747. ward er zum obrigkeitlichen Besitzer der Kirchensynode ernannt. Sogleich bey der ersten Sitzung hielt er den beredtesten Vortrag, wie die Sittenverbesserung weit mehr von dem Prediger und von seinen Hausbesuchen als von den obrigkeitlichen Befehlen und Strafmitteln abhänge. Im J. 1748. erhielt er den Beytritt zu dem obersten Kirchen- und Schulrathe. Bey dieser neuen Stelle bewieß er neue Einsicht und Klugheit; um so viel nothwendiger ist solche diesem Collegium, da denselben unter andern wichtigen Geschäften von dem

Senate auch die Ausübung der bischöflichen Rechte in den gemeinen Herrschaften anvertraut ist, in solchen Herrschaften, wo der grössere Theil der eydgenössischen Mitregenten sich zu dem römisch-catholischen Glauben bekennt, wo man also weit mehr durch Klugheit als durch Zwangmittel auszurichten im Stande ist. Hiebey hatte er zugleich täglichen Anlaß, Aergernissen zu steuren, Streithändeln, vorzubeugen, den Predigern die besten Winke zu weiser Führung ihres Amtes zu geben, Erhitzungen bey entstandenen Controversen zu kühlen und überhaupt Toleranz und gesunden Geschmack zu verbreiten. Auch hatte er mit Breitingern eine schicklichere Klassification der Pfarrpfründen entworfen.

Mittlerweile waren wegen der verlangten Erläuterung des Mannschaftsrechtes die Toggenburgischen Unruhen entstanden. (*) Durch Heideggers Vermittlung wurden zwischen den Freyheiten des Volkes und den Rechten des Fürsten die Schranken gesetzt, die sich auf das Naturrecht und auf alte Verträge gründeten. Der Fürst ward mit dem Lande, das Land mit dem Fürsten ausgesöhnt. Die Harmonie zeigte sich unter den ersten Kantons im neuen, glänzenden Lichte. Den Plan, den er als Mitglied des grossen Rathes entworfen hatte, brachte er einige Jahre später als Staatsseckelmeister und abgesandter Mediator zu Stande, dadurch wurden seine Verdienste auch bey den benachbarten Eydgenossen gekannt und von allen Kantonen sah er sich als Vater und Rathgeber verehret. Auch ausser dem vaterländischen Kräise verbreitete sich der Ruhm seiner Talente. Seine Wirkungskraft ward durch Beförderungen erweitert.

(*) S. Hirzels Denkmal auf Blaarern s. 355.

Vorher machte er seine wolthätigen Entwürfe im Stillen; um für dieselben Eingang zu finden, trug er sie nicht immer selbst vor; er unterschob sie diesen oder jenen untern den Häuptern des Staates. Wenn nur das Gute durchgesetzt wurde, so blieb' er gerne verborgen.

Sein Schwager, der nachherige General von Lochmann, ward zum Obrist des neu aufgerichteten, zürcherschen Regiments im französischen Dienste ernennt. An dessen Stelle erhielt nunmehr Heidegger im J. 1752. den Zutrit zum täglichen Rathe; hierauf im J. 1757. zu dem geheimen Rathe; im J. 1759. trug man ihm die wichtige Würde eines Staatsseckelmeisters, und im J. 1762. den weltlichen Vorsitz im Kirchenrath auf. Den 12. Nov. 1768. ward er mit der höchsten Würde im Staate bekrönt.

Unter den zallosen Wolthaten, die ihm das Vaterland dankt, laßt uns nur einiger erwähnen: die erste, die sich uns darstellt, ist die Errichtung eines Anleihungs-Comtoir und die Verbesserung des Münzwesens. Bey der Vermehrung des Geldes, welches der Handel ins Land zog, ward es häufig dem Landmann ausgeliehn; dafür verschrieb dieser sein Feldgut. Bey der Niedrigkeit des Zinses ward er zum Leichtsinne verleitet und häufte Schulden auf Schulden. Je länger je unsicherer waren dadurch die angeliehene Kapitalien geworden. Ganz hätte den Boden der verderbliche Geldstrohm verschwemmt: Um diesem eine Ableitung zu geben, entwarf izt Heidegger den Plan einer Anleihungsbanke. Die Obrigkeit schafte ein mässiges Kapital für einige Jahre ohne Zins her; öfentliche Communen begnüg-

ten sich mit niederm Zinse; für die Particularen wurden vortheilhaftere Zinse bestimmt. Unter Aufsicht einiger Staatshaüpter, ward die Besorgung der einsichtsvollesten Handelsleuten anvertraut; ohne Entgeld gaben diese sich Mühe, die Kapitalien ausser dem Vaterlande sicher und für einträglichen Zinß anzuliehn. Dadurch wurde dem Landmann die Anhaüfung des Schuldenlastes schwirig gemacht. Damit aber eine plözliche, allzustarke Erschütterung nicht schädlich werden möchte, so wurde die Freyheit der Anleihungen in der neuen Anstalt eingeschränkt und nur von Zeit zu Zeit eine mässige Summe zu Anleihungen bestimmt.

Eben so wolthätig waren Heideggers Bemühungen für die Verbesserung des Münzwesens. Das Land war mit schlechten Münzsorten überschwemmt; die Gold- und Silbersorten waren im Verhältnisse mit der Scheidmünze auf einen hohen Grad gestiegen. Die neue Duplone stieg von 9 fl. 24 s. biß mehr als 11 fl. Dabey ward jeder Capitalist ärmer, indem er in laufender Münze ausbezalt wurde; zugleich stiegen im Preise die Notwendigkeiten des Lebens. Nicht ohne Wiederstand war es Heideggern, mit seinen treuen Amtsgehülfen, den jzt regirenden Bürgermeister Orell, endlich gelungen, alle schlechten, fremden Münzen zu verbannen und die edlern Metalle und Geldsorten wieder in besseres Verhältniß mit den Waaren und ihrem ehmaligen Werthe zu bringen. Beede führten in ihrer Verwaltung des Seckelamtes die neue Maxime ein, einen grossen Theil der Staatsgelder Zinstragend zu machen. Ungemein wurden dadurch verschiedene, gemeinnüzige Anstalten erleichtert. Man erstaunt, wenn man die Geldsummen

berechnet, die in den lezten Jahren zur Ehre des Staates, zu ausserordentlichen Gesandtschaften und Mediationen, zum Ankauf von Gerichtsbarkeiten, zur Ruhe und Sicherheit von aussen, zur Erleichterung der Hungersnoth, zu Erbauung des Waysenhauses und andrer öffentlicher Gebäuden, zur Errichtung neuer Schulanstalten, zur Verbesserung der Vestungswerker und des Kriegswesens verwendt worden. Ohne neuen Zufluß in die Staatscasse hätte alles dieses unmöglich können ausgeführt werden. Und diesen Zufluß haben die beeden Amtsbrüder im Stillen zu wege gebracht, ohne daß weder Bürger noch Untertahn nur einen Heller ausserordentlich hätten beytragen müssen.

Eine andre, wolthätige Anstalt, die wir Heideggern danken, ist auch die Errichtung der naturforschenden Gesellschaft. Schon hatte er sich als Mitglied des grossen Rathes ungemeines Ansehn erworben, und gleichwol glaubte ers keineswegs unter seiner Würde und unter seinem, als Schüler sich Gesners Vorlesungen über die Experimentalphysik zu Nuze zu machen. Bey dieser Gelegenheit hatten beyde mit dem verdienstvollen Dr. und Rathsherr Rahn den Entwurf der physicalischen Gesellschaft zu Stande gebracht. Ueber die ersten Verhandlungen dieser Gesellschaft hatte Heidegger das lehrreichste Tagbuch geführt; vorzüglich war er auf Verbindung der Theorie mit gemeinnüziger Anwendung bedacht; ihm dankt man den beträchtlichen Capitalfond, der zuerst durch Lotterien, wozu er den Plan gab, gegründet und von Zeit zu Zeit vermehrt worden; er erwarb der Gesellschaft das obrigkeitliche Zutrauen, und durch dieses eine schöne Wohnung, einen kostbaren Vor-

rath von Büchern und Instrumenten, einen botanischen Garten; die Schläfrigkeit in den Geschäften vertrieb er durch seinen allbelebenden Einfluß und zalreich lockte er die Mitglieder herbey durch seine gründlichen und gemeinnüzigen Vorlesungen. Als er im Diensten des Vaterlandes die Torfrieder in dem Rütiwald besah, sammelte er sorgfältig seine Bemerkungen und theilte sie handschriftlich der Societät mit. Eben so hinterließ er ihr einen ausführlichen Plan, wie, unter obrigkeitlichem Befehl, jede Haushaltung ein Stück Landes mit Erdäpfeln anpflanzen sollte, um dadurch die Zufuhr des fremden Getrayds zu verringern. Es war eine seiner leztern Arbeiten mit der Feder, die Preisfragen, welche den Landleuten vorgelegt worden, mit eigner Hand ins Reine zu bringen, um ihnen für den Landmann die einleuchtendeste Bestimmtheit zu geben. Bey den Unterredungen mit den Bauern glaubte man in seiner Person den Schuzengel des Vaterlandes zu hören, wenn er Vorurtheile bestritte oder vor Mißbräuchen warnete; allemal sah man das Herz dieser Leute sich bis zu Thränen erweichen. Wie rührend für die Menschheit, in der gleichen Gesellschaft den Landmann zwischen den tiefsinnigen Gelehrten und den erlauchten Regenten zu sehn, wie jeder den andern aufklärt, jeder den andern in seiner Sphäre hochschäzt und liebt! — Nach dem Vorbild der Gottheit, die Alles mit Jedem und Jedes mit Allem umfaßt, die auch im kleinsten Theile das Ganze entdeckt, war Heideggern nichts weder zu klein noch zu groß; Allen wurde er alles; mit unbegreiflicher Schnelligkeit und Gelenksamkeit trat er im gleichen Augenblicke von den erhabensten Weltweisen zum einfältigsten Landmanne, von dem kleinfügigsten Detail zum

allumfassenden Ganzen hinüber, und aller Orten war er zugegen, als wann er nur dort allein, wo man ihn jedesmal sah, zu Haus wär. Seine edeln Gesinnungen erbten sich auch auf seinen einzigen, würdigen Sohn fort; im Nammen des Vaters hatte dieser der physikalischen Gesellschaft eine Geldsumme geschenkt, die er nach dem väterlichen Plane zur Aufnahme des Erdäpfelbaues bestimmte. Je eifriger Heidegger für daurende Unabhängigkeit des Staats besorgt war, desto mehr interessirte er sich für den Anbau der Feldfrüchte in unserm eignen Lande, und besonders auch für die Verbesserung des Holzwesens und die Ersparung der Brennmaterialien.

So wichtig solche Anstalten für die Oeconomie des Staates gewesen, so wichtig und ewig bleibend sind auch Heideggers Verdienste um die öffentliche Erziehung. Bisher dienten die Schulen beynahe blos für die Gelehrten, und vorzüglich für die Geistlichen. Wenig ward für den künftigen Staatsmann, noch weniger für die verschiedenen Klassen des Nahrungsstandes gesorget. Um so viel unschicklicher war diese Lücke in einem Freystaate, wo keine Bürgerklasse ausgeschlossen ist von dem Zutritte zur Regierung. Vor dem obersten Schulrathe empfahl Heidegger im J. 1765. die Verbesserung so wol als die Erweiterung des Schulunterrichts; im schönsten, zusammenhängenden Umriß zeichnete er diesen, von den untersten A B C Schulen bis auf den Zeitpunkt der Auswal eines bestimmten Berufes. Auf Befehl des Senates verfertigte hierauf das Schulconvent, unter Breitingers Leitung, den Entwurf eines ganzen Schulsystems; für jeden Theil dieses Systems wurden die angenehmste

Lehrart und Disciplin bestimmt; die brauchbarsten Lehrbücher entweder ausgesucht oder neuverfertigt; die erforderlichen Unkosten zur Belohnung der Lehrer berechnet und damit der Plan zu einer Bürger- und Kunstschule begleitet. Von dem grossen Rathe wurde im J. 1768. zu näherer Prüfung und Ausbildung dieser Entwürfe eine eigne Committee der besten und weisesten Männer niedergesetzt. Heidegger, der Präsident dieser Committee, fieng das weitläuftige und schwirrige Geschäft damit an, einen engern Ausschuß zu wälen; er selbst war auch von diesem Ausschusse der Führer, und mit ihm arbeiteten besonders Prof. Bodmer und die beyden Rathsherren, Hirzel und Meyer von Knonau. Ungeachtet mittlerweile Heidegger zur höchsten Würde im Staate erhoben wurde, so sezte er nichts desto weniger in seinem Eifer für die Schulverbesserungen gleich fort; als Vater des Vaterlandes war es sein süssestes Geschäft, für die Erziehung der vaterländischen Jugend zu sorgen; auf Welt und auf Nachwelt sollte sich sein wolthätiger Einfluß verbreiten. Im J. 1773. sah er seine ganze Schulgesetzgebung mit glücklichem Erfolg in Ausübung gebracht. Bey dieser Unternehmung hatte er den weitesten Umfang menschlicher Einsichten, er hatte die unerschütterlichste Standhaftigkeit bey allen Hinternissen, eine ausserordentliche Klugheit und Gelenksamkeit, und vorzüglich sein ächtes Bürgerherz hervorleuchten lassen. — Besonders auf die neue Bürger- und Kunstschule sah er mit Vaterblicke hernieder. In diesem eigentlichen Nationalinstitut werden, ausser der Schreibkunst und Schreibart, ausser der Rechenkunst und Buchhaltung, auch Zeichnungskunst, Meßkunst, Naturlehre, Geschichte und Erdbeschreibung, Religion u. s. w. in populärem, practischem Vortrage

gelehret. Wie sehr ihm die Aufklärung des Bürgers am Herzen gelegen war, zeigte er unter anderm auch dadurch, daß er in diese Schule einen politischen Catechismus einführte. Sein Freund und Biograph, Hirzel, verfertigte selbst diese Anleitung zu den bürgerlichen Pflichten. Beyde fürchteten sich also nicht vor der Erleuchtung des Bürgers, fest überzeugt, daß das bürgerliche Zutraun gegen die Landesväter allemal mit der Känntniß der Gesetze und ihrer Anwendung zunehmen werde. — Unter Aufsicht der besten und weisesten Männer im Staate, besonders auch des fürtreflichen und unermüdeten Präsidenten, Statthalter Scheuchzers, hat sich diese Schulanstalt in dem blühendesten Zustande erhalten.

Ungerne verlassen wir diesen interessanten Gegenstand, um von einer andern Veränderung zu reden, welche ebenfalls grossentheils von Heideggern bewirkt worden; wir meynen die neuern Staatsmaximen in Absicht auf unser Verhältniß mit Frankreich. Seit der Aufhebung des Edickts von Nantes war gegen Frankreich eine Abneigung entstanden; man vergaß, daß diese Krone in dem Laufe des dreissigjährigen, deutschen Krieges die Beschützerin der protestantischen, bürgerlichen so wol als religiosen Freyheit gewesen; vergaß, wie diese Macht bey dem Westphälischen Friedensschlusse alle Staaten von Europa zur Anerkennung der helvetischen Unabhänglichkeit vermocht hatte; vergaß, daß eben durch diese Macht der Veltlinerkrieg, so gefärlich er für die evangelischen Eydgenossen gewesen, endlich noch zu ziemlich gutem Ausgange geführt worden. Noch mehr ward unsre Abneigung gegen Frankreich vermehrt, nachdem diese Krone im J. 1715. einen ausschliessenden Bund mit den

katholischen Cantons veranstaltet hatte. Nach und nach fieng man an einzusehen, daß Frankreichs eignes Interesse auf die Unabhänglichkeit der Eidgenossen gegründt sey; diesem Königreiche nämmlich dient Helvetien zur Brustwehr so wol gegen die Lombardie als gegen das obere Deutschland; zugleich zieht Frankreich aus unsern Gebürgen das treuste und dapferste Fußvolk. Natur und Läge selbst also scheinen dieses Reich zum Schutze der schweizerschen Freyheit bestimmt zu haben. Diese Betrachtung machte auch die besten Patrioten geneigt, für Frankreich ein zürchersches Regiment anwerben zu lassen; im J. 1752. war die erste Kapitulation zu Stande gekommen. Ungemein sind diese heutigen, auswärtige Kriegesdienste von dem ehemaligen Reislaufen verschieden: weit weniger nämmlich zalreich, nicht unter feindliche Staaten getheilt, nicht ohne regelmässige Zucht, nicht ohne bestimmten Vertrag und gesetzliche Abhänglichkeit von der Landesregirung. Unter solchen Einschränkungen fand Heidegger diese Kriegesdienste nicht nur weniger gefährlich, sondern in gewisser Rücksicht so gar schicklich für die zürchersche Verfassung. Heut zu Tage nämmlich haben selbst zu Friedenszeiten alle Staaten stehende Kriegesheere im Solde; dergleichen können wir einerseits nicht haben, ohne Zweifel aus Unvermögen sie zu besolden: anderseits wollen wir sie nicht haben, ohne Zweifel wegen Eifersucht der bürgerlichen Freyheit. So sehn wir unsre Regimenter auf fremde Unkosten ausser Lands zu eignem Schutz' unterhalten. Bey regelmässiger Einrichtung haben wir die Folgen des ehmaligen, unordentlichen Reislaufens nicht zu besorgen. Wenn erst noch Anfangs des vorigen Jahrhunderts nach geendigtem Kriege die mehreren Truppen nach Hause geschickt wor-

den, so darf man gegenwärtig keine plötzliche Abdankung befürchten. (*) Willig gestattet man die Ergänzung eines Regiments, welches durch bestimmte Verträge bewilligt worden. Befehlshaber und Gemeine behalten für sich den völligen Sold, ohne daß die Obrigkeit Subsidiengelder für sich zurückhält. Ganz freywillig ist auch die Werbung. Die Angeworbene werden der obrigkeitlichen Werbungskammer persönlich dargestellt. An jeden thut man die Frage: Ob er aus eignem Willen oder gezwungen angeworben worden? Würde letztres erwiesen, so läßt man den Angeworbenen auf der Stelle frey und bestraft nach Beschaffenheit der Umstände den Werber. Die Namen der Gedungenen, ihr Dienst und die Zeit desselben werden in obrigkeitliche Register verzeichnet. Werbungen für fremde Mächte, die mit dem Kanton in keinem Verhältnisse stehen, bleiben verboten. — Durch die Befehlshaber und Soldaten, welche aus dem Dienste zurück kommen, wird die Landesmiliz mit gutem Erfolge geübt. — Für ein Regiment Füseliers zu 1292. Mann zalt der König jährlich 203480. Gulden. Der sechzigste Theil, 3391⅓ Gulden, wird für die Armen-Casse abgezogen; bleibt also noch 200088⅔ Gulden, auf jeden Kopf 154. Gulden, 32. ß. Der Obrist hat mit der Compagnie Besoldung jährlich ungefähr 8400. Gulden; ein Hauptmann 3600 Gulden, woraus er freylich grosse Unkosten bestreitet; die Unteroficiers und Gemeinen können ordentlich leben. (**) —

Sogleich nach Errichtung dieses Regiments fieng man

(*) S. Robertsons Geschichte Karls V. Th. I. S. 147.
(**) S. Schlözers Briefwechsel, Heft I. II. S. 85.

an, den günstigern Einfluß der französischen Krone zu fühlen. Heidegger, dessen Geschicklichkeit im Negotiren wenig Jahre vorher bey seiner Abschickung nach Bern bekannt worden ware, trat nunmehr bey den entstandenen Toggenburger Unruhen in vertrauliche Unterhandlung mit dem französischen Bottschafter von Chavigny; zwischen beeden entstand eine Herzensfreundschaft, die sich nur mit dem Tode des letztern endete. Diese Freundschaft hatte den wolthätigsten Einfluß, so wie auf andre unsrer Staatsangelegenheiten, also auch besonders auf den glücklichen Ausgang der Toggenburgischen Zwiste.

Dieselbe Freundschaft, welche Chavigny Heideggern gewiedmet hatte, wiedmete diesem auch der nachherige, französische Bottschafter von Beauteville. Bey dessen Aufenthalt in der Schweiz kam im J. 1764. die zwote Kapitulation unsers Regiments in französischem Dienste zu Stande. Dabey wurden durch Eschers und Heideggers Vermittlung unsern Soldaten und Officiers die Früchte treuer Dienste auf eine ehrenvolle Weise zugesichert, ohne darüber der republikanischen Unabhänglichkeit oder unsern Grundgesetzen im Geringsten zu nahe zu treten. Eine neue Probe von der Zuneigung des französischen Hofes hatten die Zürcher in den Jahren 1771. und 1772. während der Theurung erhalten. Wenn sonst (mit Ausnahme der einzigen Oefnung über die höchsten, italiänischen Alpengebürge,) von allen Seiten die Zufuhr des Getraydes gesperrt war, so genossen wir hingegen der freyen Zufuhr durch das Elsaß und über Marseille. Dessen ungeachtet blieb immer noch die alte Abneigung gegen nähere Verbindung mit Frankreich. Den Bottschaftern stellte Heidegger solche neue Bündtnisse als ganz

unnöthig vor. Auch ohne Siegel und Briefe, sagt er, sind wir aufs engste durch gegenseitiges Bedürfniß und durch gemeinschaftliche Vortheile verbunden; durch unsre Kapitulationen hat Frankreich alles empfangen, was wir zu leisten im Stande sind; ohne uns selbst zu entkräften, sind wir unvermögend mehrere Truppen zu liefern; und zu unsrer Beruhigung mag uns der ewige Friede genug seyn.

Würklich geschah von Frankreich kein eigentlicher Antrag, bis der dießmal regirende König, Ludwig XVI. den Thron bestieg. Nunmehr suchten die catholischen Kantons die Erneuerung ihres Bundes vom J. 1715. Der König hingegen verlangte, anstatt einer einseitigen Verbindung, einen Bund mit dem ganzen, helvetischen Staatskörper. Der Antrag kam zu einer Zeit, in welcher der Ton in den Staatskabinettern den Freystaaten keineswegs günstig war. (*) In dieser Lage schien Heideggern engere Freundschaft mit Frankreich ein sicheres Mittel zur Verwahrung vor gefährlichem, äussern Anfall. Die ungleiche Denkart unter den Eidgenossen, besonders über den Bund vom J. 1715. verwirrte die Negotiation und schien eine fatale Trennung zwischen den Kantons zu drauen. Auch in dem Schosse unsers eigenen Kantons entstand gegenseitiger Eifer. „So groß „und weit aussehend derselbe geworden, so war er doch „gleichwol (wie Hirzel versichert, (**)) bey den mei„sten aus keinen unedeln Quellen, noch weniger aus „bösen

(*) S. Schlözers Briefwechsel, Th. I. Heft. VI. S. 366.
(**) S. Hirzels Denkrede auf Heideggern, S. 127.

„ bösen Absichten entsprungen. So viel sich selbst dabey „ zu leiden hatte, fährt dieser Patriot fort, „ und so „ sehr ich bey diesem Anlasse von meinen herzlichgelieb„ ten Mitbürgern mißkennt worden, so machte es mir „ doch Vergnügen, den Eifer für Freyheit und Rechte „ so allgemein zu sehn, weil ich hierinn die festeste Stütze „ eines Freystaates finde. Gott vergaume, daß das „ Gefühl von dem Werthe der Freyheit sich jemals ver„ lieren sollte! Gefühllosigkeit für Freyheit und Rechte „ sind untrügliche Todeszeichen eines Freystaates. “ — Die Einen unter den Bürgern wollten gar nichts von neuen Bündtnissen hören; die andern schienen nur dem einen oder dem andern Puncte in dem entworfnen Bündtnisse entgegen; wieder andre ärgerten sich, daß der ganze Project nicht früher den Zünften bekannt gemacht worden. — Ueber diesen letztern Punct wurden die Bürger durch öfentlich gedruckte Äusserungen für alle Zukunft beruhigt. Dem Bunde selbst aber konnte man sich am Ende um so viel weniger entziehen, da durch gemeinschaftliche Handbietung grössere Eintracht unter sämmtlichen Schweizerstaaten hergestellt wurde. In dem Bündtnisse versprechen diese dem König, beym Ueberfall seiner europäischen Länder, 6000 Mann Hilfstruppen über die schon vorher bewilligten Regimenter. Von Seite beeder Partheyen wird die Auslieferung der Hauptverbrecher und die Bestrafung der Bankeroutiers angelobt. Auf seiner Seite verspricht der König den Eidgenossen allen möglichen Beystand gegen äussern Angriff, nebst dem freyen Korn- und Salzhandel, jedoch ohne Nachtheil seiner eigenen Staaten.

Gleichwie schon einige Zeit vorher Heidegger als Vermittler zwischen der Regirung und den Bürgern in Genf ungemein viel Verdruß auszustehen gehabt hatte, so vielen Verdruß zog er sich auch durch diese letztere Negotiation zu. Nicht ohne die größte Mühe und Klugheit wurde gegenseitiges Zutraun erneuert. Nach und nach neigten sich wieder die Herzen der Väter und Söhne gegen einander; man entdeckte mit Schrecken den Abgrund, an dessen Rand das Mißverständniß hätte hinführen können.

Mitten im Laufe der wichtigsten Verhandlungen verfiel Heidegger in Solothurn aus einer langwirrigen Strangurie in eine völlige Ischurie. Von dieser Zeit an mußte er sich bis an sein Ende des Catheters bedienen. Wie theuer sein Leben auch den katholischen Eidsgenossen gewesen, hievon nur folgendes Zeugniß: Beym Ueberfall seiner Krankheit in Solothurn schloß man bey Aussetzung des Hochheiligen, auf obrigkeitlichen Befehl, seine Erhaltung in das vierzigstündige Gebet ein. Ungeachtet der gänzlichen Schlaflosigkeit und der heftigsten Schmerzen, redete und handelte er bey jeder kleinsten Erleichterung mit gleicher Heiterkeit, wie bey gesunden Tagen; gleich belehrend war sein Umgang, gleich angenehm und mit seinen Scherzen belebt, wie vorher. Von allen Seiten sah er sich von den schweersten Prüfungen bestürmmt; sein getreuster und weisester Mitarbeiter, Statthalter Escher, ward ihm durch den Tod von der Seite gerissen; eben so riß ihm der Tod seinen geliebtesten Freund und Schwager, den heroischen General von Lochmann, hinweg; von vielen seiner Mitbürger und selbst von seinen Lieblingen ward er verkennt und tief in der

Seele verwundet: und welch ein Heldenmuth, daß er bey allen diesen heftigen Stürmen nie das Steuerruder aus der Hand sinken ließ, daß er immerfort mit der kältesten Ueberlegung dachte und handelte, immer der Rathgeber, Tröster, Ermuntrer seiner Miträthe blieb, und die von Geschäften und Schmerzen freye Augenblicke in dem Schosse unschuldiger, haüslicher Freuden ruhig zubrachte! Von den schweersten Sorgen erholete er sich in dem Umgang der edelsten Gemalin und seiner würdigen Kinder, indem er mit ihnen auf seine Güter spazirte und die Seligkeiten des Landlebens so ganz, so rein athmete als wenn keine andre Sorge vor seiner Seele schwebte als der Anbau seiner Traubenhügel und Kornfelder. Hier fanden kümmernde Freunde Trost und Erleichterung bey dem leidenden Helden; hier schöpften die Schüler der Weisheit Belehrung von dem sterbenden Sokrates; hier ward der gute Bürger zum Dienste des Vaterlandes von dem damals mißkannten Patrioten ermuntert. — Er war in den drey letzten Tagen in ununterbrochener Verwirrung der Sinne; auch in dieser Verwirrung hörte man von ihm kein Wort, das einen unedeln Gedanken oder einen Schatten von Haß und Rache verrieth. Er sorgte für den Staat; er ermahnte streitende Parteyen zum Frieden; er unterhielt sich mit Gott und Religion. Aus abgebrochenen Worten konnte man bemerken, daß sich ihm das Mißtraun seiner Mitbürger in die Reinigkeit seiner Absichten bey dem französischen Bundesgeschäfte vorgestellt hatte. Mit einmal kamen unter einen Seufzer vernemmlich die Worte heraus: Ach, mein Herr Jesu, du hast gebetet: Vater, verzeyh ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun. Dann schwebten ihm, wie man aus einzelnen Worten und aus seiner Mine

schliessen konnte, viele Minuten lang vor der Seele die Tugenden unsers Erlösers und die Verpflichtung zur Nachahmung dieser Tugenden. — Oftmals hört' ich ihn sagen: Nach allen Kräften muß man dem Vaterland dienen; die Belohnung aber von sich selbst und von dem Himmel erwarten. Er starb im J. 1778. und Gott allein kann ihm seine Dienste vergelten.

Von Balthasar in Lucern, welchem das Andenken verdienstvoller Eydgenossen am Herzen ligt, hat wie auf Haller rc. auch auf J. Conrad Heidegger eine Lobrede geschrieben, die bey J. Schweighauser in Basel 1778. 8. gedruckt worden.

XIX.

Joh. Heinrich Ott.

Derselbe ward den 4. Octob. 1719. geboren. Gleich der stillen Bache unter einsamem Gebüsche verschwand seine einförmige, schüchterne Jugend. Er liebte die Welt und fürchtete sie. Mit dem Privatunterrichte verband er den öfentlichen Schulunterricht. Noch immer erinnert er sich seiner ersten Lehrer, Widmer und Ringgli, mit Achtung und Liebe.

Schon im vierzehnten Jahre, als er eben in das untere Collegium bey der Abtey trat, verlor er den treusten, zärtlichsten Vater. Seither blieb er sich selbst überlassen. Jedem seiner Wünsche kam zwar die gütige Mutter zuvor; mit aller Sorgfalt aber war sie nicht im Stande seine Studien zu leiten; desto origineller und fester lernte er seinen eignen Gang. Methodisch verfolgte er freylich die Laufbahn auf dem Gymnasium und hörte nach eigner Auswal verschiedene Privatvorlesungen: meistens waren sie seicht und pedantisch. Gegen den Schulzwang empörte sich sein Genie; nicht bloß mechanisch, wie die eingesperrte Feder im Uhrwerk, wollte es würken. Die zweckmässigste Aufklärung hatte er dem berühmten, helvetischen Geschichtschreiber und Geographen, Conrad Füßli, zu danken. Bey diesem studirte er Wolfs Logick und Metaphysick; um sich vor sclavischer Systemisucht zu verwahren, verband er mit theore-

tischer Philosophie, nach Bruckers Leitfaden das Studium der philosophischen Geschichte. Füßlins Lehrart war raisonnirt und angepaßt den Fähigkeiten der Jugend; indem er den Geist des Schülers mit Känntnissen bereicherte, lehrte er ihn zugleich Känntnisse erfinden und prüfen. In den Erholungsstunden war Ottens Lieblingsstudium die vaterländische Geschichte. Um auch zugleich mit Gründlichkeit der Einsichten Schönheit des Ausdruckes zu paaren, macht' er sich frühzeitig vertraut mit den Meisterstücken der Beredsamkeit und Dichtkunst. Und wie kann sich damit ein aufblühendes Genie beschäftigen, und wird nicht zur Nachahmung begeistert? Tief gerührt beym Schicksal von Richardsons Klarissa, wagt' es der Jüngling, zu diesem Romane eine glückliche Katastrophe zu dichten. In einer Sammlung verschiedener Briefe suchte er Lovelacens Bekehrung und hierauf erfolgte Vermälung mit der lange im Elend geprüften Geliebten möglich zu machen. Ein Einfall, der dem fühlenden Herzen des Verfassers zur Ehre gereicht. Unter andern Gegenständen, die er im Drama behandelte, war auch Johanna Graja; ein Schauspiel, dessen Bodmer mit Lobeserhebung erwähnt. Wie groß Bodmers Erwartungen von des Jünglings poetischem Genie gewesen, hievon zeugt ein besonders Gedicht, das er Ottens Verdiensten geweyht hat. Nachlässig indeß legte dieser seine Jugendversuche als verloren beyseite; seither auf dem politischen Schauplatze beschäftigt, blickt er nur in seltenen Erholungsstunden zurück auf die Gefilde der schönen Litteratur.

Nach vollendetem Lauf auf dem zürcherschen Gymnasium, sollt' er nunmehr auf Reisen durch Weltkänntniß

die einmal erlangte Schulwissenschaften erweitern. Auch hierinn war er eigentlich bloß sich selbst überlassen. Einzig aus Höflichkeit zog er den damaligen Seckelmeister Fries, nachherigen Bürgermeister, zu Rathe, weil dieser sich für seinen besondern Gönner ausgab. Ungeachtet im Grunde zwischen beeden wenig innere Uebereinstimmung statt hatte, so trafen sie für einmal hierinn zusamen, daß Ott auf Lausanne gehn sollte, um Welt und Sprache zu lernen. Daselbst wohnte er bey dem Professor Joh. Jacob Salchli, einem aufgeraümten und nicht ungelehrtem Manne. Um seiner Orthodoxie willen ward er zum öfentlichen Lehrer der Gottesgelehrtheit erwält; dabey war er aber friedliebend und vertragsam; auch bekümmerte er sich nicht weniger um die Orthodoxie seiner Tafel als des theologischen Katheders. — Gleichwie Ott schon vorher in der philosophischen und gelerten Historie die Abweichungen des menschlichen Geistes kennen gelernt hatte, so wollte er sie nunmehr auch in der Kirchengeschichte studiren; auf sein Begehren hielt ihm Salchli ein polemisches Collegium. Dieser hatte sich vormals auch mit den Rechten beschäftigt und zu Schoppachs dürrem Umrisse der Institutionen einige Anmerkungen zusamengeschrieben; also unternahm ers, mit Otten auch über den Justinianus zu lesen. Ott aber plünderte ihn rein aus, ehe er seine wenige Waare recht in Ordnung gelegt hatte. Den lehrreichsten Unterricht erhielt der Jüngling von Louis de Bochat, dessen historische und critische Werke so hoch geschätzt werden. Bey diesem Gelerten hörte er ein Collegium über Gundlings Natur- und Völkerrecht. Als der Schüler einmal zu frühe kam, fand er auf dem Pulte Gundlings deutschen Discours über das Naturrecht; verschlingende Blicke

warf er in das aufgeschlagene Buch; in demselben entdeckte er die Hilfsquellen seines Professors; er ruhte nicht, bis er die Gundlingischen Schriften alle angeschaft hatte und seither hatte er sie, bey Hause und auf Reisen, beym Erwachen und beym Einschlummern, immer als Handbücher zur Seite. So sehr wurde bey ihm das Studiren zur leidenschaftlichen Neigung, daß er kaum so viel Zeit zur Erholung wiedmete als nöthig war so wol zur Verwahrung vor Hypochonder als zur Erwerbung des guten Tones und der Welkenntniß im gesellschaftlichen Umgang. — Als Würkung nicht nur des Temperamentes, sondern auch höher gespannter Empfindsamkeit und ununterbrochener Geistesanstrengung muß man die Schüchternheit seiner ersten Jugend betrachten. Je grösser der Schauplatz ist, den von seiner Höhe das Genie umfaßt, desto unwilliger (sagt Baco (*)) schmiegt es sich in den engen Kräis kleinfügiger Alltagswelt; je vertrauter der Geist mit der Idealtugend bald des Altertums bald der Romane geworden, desto weniger wird er mit der würklichen Welt sympathiren. So edel indeß die Grundlage des menschenscheuen Karacters seyn mag, so entfernt nichts desto weniger ein solcher Karacter allzuweit von den Angelegenheiten des Lebens. Ein besonderes Glück also war es für Otten, daß er zu Lausanne in eine neue Welt, die Welt zwangloser, geselliger Freudenspiele, hineintrat.

Von Lausanne reisete er auf Halle; wegen Zusamenfluß der größten Gelehrten war damals diese hohe Schule

(*) S. Baco de Augm. Scient. B. I. wie auch Lettres de Mad. de Maintenon, T. V. Lettr. I.

ungemein zalreich besucht: In Halle fand er seinen vertrauten Freund wieder, den nachherigen obersten Klosteraufseher Escher. Mit Enthusiasmus setzte Ott seine Studien auf der Universität fort; er hörte den grossen und kühnen Publicisten, den alten Kanzler von Ludewig über das Jus publicum; den Heinneccius über die Institutionen; Just Henning Böhmer über die practische Lehre von den Gerichtsklagen und Acten. Nebenhin ließ er sich von Carrach das Kirchenrecht und von Zschackwiz (weil sich sonst niemand bey dem alten Radoteur anmeldete,) privatissime Wolfens Politick erklären. So sehr die Schriften dieses letztern mit Visionen angefüllt sind, so wußte gleichwol Ott daraus noch viel Brauchbares zu schöpfen. Auch hielt' er sich noch einen italiänischen Sprachmeister, so daß seine Zeit ziemlich gedrängt war. — Und wenn seither bey unsrer zürcherschen Jugend anhaltender Fleiß als Pedanterie verschmäht wird, wenn die strengern, academischen Studien entweder ganz hintangesetzt oder doch nicht zweckmässig angewendt werden, wer wird nicht mit Erröten und mit Wehmut hinaussehn auf die kindische Nachwelt? Indem der bunte Schwarm unsrer Jugend, ganz dem Vorbild der Väter entgegen, die Geistesanstrengung in dem Museum, in dem Hörsal, in dem Heiligtum der Archive als Sclavenarbeit in der Stampfmühle verabscheut, fleht einst mit ohnmächtigen Thränen in Trauerhülle das Vaterland Verfechter und Räthe von dem Spiegeltische, vom Tanzsal oder vom mitternächtigen, lauten Gelage.

Nach vollendetem, academischem Lauffe reisete Ott mit seinem Freund Escher von Halle ab. Im Vorbeygehn besuchten sie einen würdigen Landsmann, den da-

maligen Prediger Wyß zu Lehnin bey Brandenburg, und nachherigen Pfarrer zu Regenstorf. Da Otten Reisengefehrte in eine Krankheit fiel, so wurde aus dem Besuche ein langer Aufenthalt von einigen Monaten. Diese Zeit indeß war nicht verlohren. Bey dem gelehrten Landesmannn und in seiner schönen Bibliothek verlebte Ott in ländlicher Stille die seligsten Tage.

Noch so glücklich im einsamen Selbstgenusse, im Schosse der Freundschaft, im Heiligtume der Musen, vergaß er doch auch nicht, die Welt von allen Seiten kennen zu lernen. Mit seinem Freunde begab er sich nunmehr nach Potsdam und Berlin und weiter nach Dresden. Daselbst hielt er sich sechs Wochen lang unter unaufhörlichen, feyerlichen Lustbarkeiten bey Hof auf. Sein Reisegefehrte fiel abermal in ein langwirriges Fieber. Denselben verließ er ungern; allein der kränkliche Zustand einer theuren Mutter forderte seine baldige Zurückkunft. Izt gieng er durch Westphalen nach Holland. Nachdem er die vornehmsten Städte in den Niederlanden besucht hatte, begab er sich nach Paris. So haushälterisch er auf der Universität mit seiner Zeit war, so verschwendrisch war er itzo damit geworden. Im glänzenden Wirbel von Zerstreuungen, nahm er (ausser den französischen Dramatisten und Dichtern,) beynahe kein anders Buch in die Hand. Ich sah vielleicht ein wenig mehr Welt, sagte er selbst, dagegen aber hatte ich Zeit und Gesundheit vernachlässigt.

Im Junius 1740. kam er ins Vaterland zurück. Abermal ganz sich selbst überlassen, hätte er, wie zuvor, auf dem stillen und litterarischen Wege fortwandeln können, den ihm von Jugend auf Hang und Na-

tur nicht weniger als äussere Lage vorzeichneten: Von diesem Wege aber hatte er sich auf seinen Reisen zu merklich entfernt; nicht so ganz und so gerade zu konnte er sich wieder in sich selbst und in sein Museum verschliessen. Er ließ sich unter die obrigkeitlichen Kanzlisten aufnehmen, doch mehr, weil es üblich war als aus eignem Geschmacke. Vormittags beschäftigte er sich noch mit seinem Lieblingsstudium, der Historie; der Nachmittag aber gieng unter Zerstreüungen verloren. Beynahe sechs Jahre lang lebte er auf solche Weise ohne Plan und Beruf, von dem einen Extrem des ausserordentlichsten Fleisses in das andre Extrem des geschäftlosesten Lebens entworfen.

Selten indeß wird die reiche Saat, die im ersten Frühling der Jahre mit gehöriger Sorgfalt gepflanzt worden, ganz und für immer verwelcken; noch so umnebelt — sie wächst im Verborgnen zur güldenen Aernte, so bald sich über ihr die neue Morgensonne mit ungewohnten, allbelebendem Lichtstrale verbreitet. — Auf den zerstreuten Jüngling mußte ein fremder Gegenstand würken, um ihn wieder zu sich selber zu bringen. Es geschah auch. Von jeder Grazie beseelt, erschien ihm die Tugend selbst in der Person der edelsten Gattin, deren Gesellschaft ihm alles war; aus dem Zauber-labyrinthe eitler Zerstreüung führte ihn diese zurück zu sich selbst und von ihr lernte er den süssen Genuß des stillen, haüslichen Glückes. Je mehr er in sich selbst und in dem Schosse der haüslichen Glückseligkeit lebte, desto mehr fieng er an, auch für das Vaterland selber zu leben. Zwey Jahre nach seiner ehlichen Verbindung ward er zum beständigen Besitzer des Stadtgerichtes er-

wälet. Dadurch gelangte er zu practischer Känntnisse unsrer Geseze; er sammelte eine Menge Beobachtungen über den moralischen und ökonomischen Zustand des Volkes, und da mit jedem halben Jahre die Besitzer dieses Tribunals zur Hälfte abgeändert werden, so vergrösserte sich dadurch der Kräis seiner Bekannten, und durch diese sah er auch seinen Kredit und Einfluß vermehrt.

Sechszehn Jahre blieb er bey diesem Beruf, ohne müde zu werden; schon dachte er nicht mehr an weitere Beförderung. Der Zutrit zu dem grossen Rathe kann man nicht anderst als von dem engen Collegium der Zunftvorsteher erhalten; wenig stand er in Verhältniß mit diesen. Bloser Zufall war es, daß er mit dem Zunftmeister Waser bekannt wurde, mit einem Manne, dessen Verdienste mißkennt waren, und die er selbst verdunkelte. Für Otten war er ein Vater und ihm verdankt er den Zutrit zum grossen Rathe, den er erst im J. 1762. erhielt. Die lange Wartezeit verderbte er keineswegs entweder mit Klagen über seine Hintansetzung oder mit schadenfroher Schulmeisterey der Regirungsfehler; vielmehr suchte er die Quelle der Zufriedenheit, wo sie unversiegt und rein fließt, in seinem eigenen Herzen. Gleichgültig war ihm jede Beförderung, aber nicht gleichgültig wars ihm, sich derselben würdig zu machen. Seine glückliche Musse beschäftigte er mit Lieblingsstudien, besonders mit der Rechtsgelehrtheit und der Geschichte. Ohne Nammen hatte er verschiedene Aufsätze in die zieglerische Sammlung vermischter Schriften, in die freymüthigen Nachrichten von Zürich, in die monatlichen Nachrichten einrücken lassen. Im

seiner Geschichte des helvetischen Staatsrechtes sind tiefe Gründlichkeit und philosophische Klarheit mit Anmuth und Stärke des Ausdrucks verbunden.

Im J. 1763. starb der Zunftmeister Waser und Ott wurde zu seinem Nachfolger erwält. Mittlerweile sah er seine Gattin, die ihm Welt und Alles war, in kränkliche Umstände versetzt, die sich immer vermehrten und mit schwerer Hypochondrie begleitet waren; sie hätte des geliebten Beystand und Gegenwart nöthig. So heilig Otten seine Bürger- und Regirungspflichten waren, so wich er doch jedes öfentliche Geschäft aus, wofern ers immer thun konnte, ohne Nachteil der Tribunale, der Zunft und des Vaterlands. Je länger je unheilbarer war der Zustand seiner Gattin geworden; er selbst fand keine Ruhe mehr als in ihrer Gesellschaft und Pflege; schon waren sie beede mit vereinigter Seele entschlossen, sich loszureissen von der Welt und von allen ihren noch so glänzenden Banden, um einzig sich selbst und dem Himmel zu leben; in stiller Duldung und bey schuldlosem Herzen glaubten sie alles andere ausser sich missen zu können. Aber die Vorsicht hatte es anderst beschlossen. Bevor noch der innig theilnehmende Gatte seinen Vorsatz ausführen konnte, fiel die Gattin in ihre letzte, tödtliche Krankheit. Ein schwerer Leibesschaden zog die unbarmherzige Hand der Wundärtzte über sie. Ein halbes Jahr lidte sie als Heldin und Christin und starb.

Durch diesen dunkeln Uebergang ward Ott von der Vorsicht auf einen ganz neuen Schauplatz geleitet. Sein schmeichelhafter Plan, Geschäfte und Welt zu verlassen, war izt mit seiner Gattinn in die Gruft gesunken. Er

war sich allein nicht genung. Sogleich nach dem Hinscheid seiner Freundin warf er sich ganz in die Welt. Aus sich selber riß er sich los und nur im Wirbel der Geschäfte konnt' er die Schmerzen betaüben. Er übernahm die Gesandtschaft auf den Syndikat in den wälschen Vogteyen. Hiebey hatte er eine eigne Absicht, die er seither selbst nicht verbarg. Das Leben nämlich war ihm zur Last geworden; er kannte sein feuriges Naturell; sehr leicht konnt' es in Wälschlands hitzigerm Klima vollends in Gährung gerathen; dieß wußt' er; gleichwol that er die Reise und hofte dem Tode entgegen zu gehn. Die Vorsicht leitete es anderst. Die Reise diente zu seiner Gesundheit und heiterte sein Gemüth auf.

Um ihn aufs neue der Welt und dem Vaterlande wieder zu schenken, führte ihn izo die Hand der Vorsicht zu einer zweyten Gattinn, die ihm das Leben nicht nur wieder gab, sondern auch wünschenswerth machte. In ihrem Caracter fand er Hoheit mit Güte, Weltton mit Sitteneinfalt, Adel und Würde mit ungezwungenem Wesen, Verstand und Klugheit, mit gefälliger heiterer Laune verbunden. Durch zuvorkommende Achtsamkeiten ließ sie ihn vergessen, daß er jemals unglücklich gewesen und die Welt habe verlassen wollen; sie machte ihn empfinden, daß er wieder leben, für sie leben müsse! — Ihr Vater war der fürtrefliche Bürgermeister Landolt; bey seiner vieljährigen Regierung hatte sich dieser durch Güte und Weisheit die Huldigung aller Herzen erworben; für den Vater des Volkes war süsseste Erholung die Vaterfreude im Schosse des eigenen Hauses. In diesem glänzenden Hause lacht' Otten die schönere Welt wieder entgegen.

Bald wurden die Süssigkeiten seines haüslichen Glücks unterbrochen. Um diese Zeit nämlich entstand der wichtige Streit des zürcherschen Kantons mit dem wienerischen Hofe. Dieser Streit machte in Ottens Leben eine der gefährlichsten, aber auch der glänzendesten Scenen. Hiebey müssen wir uns ein wenig verweilen:

— Von den zürcherschen Dörfern Ramsen und Dörflingen, welche im Nellenburgischen liegen, forderte Oesterreich Rustical- und Dominical-Steuren, juridische Benennungen, die bisher in diesen Gegenden unbekannt waren. Daher entstand eine lange Correspondenz mit der Regierung von Stockach; von Zürich aus ward protestirt und an den wienerischen Hof selber geschrieben, aber ohne Antwort zu erhalten. Der Präsident von dem Nellenburgischen Landgericht, Herr von Jost, kam nun persönlich auf Ramsen und schritt zur Execution. Dieß machte Aufsehn. — In den ersten vierzehn Tagen wurde Ott seiner Gattinn, die allein sein Leben wieder anfachete, plötzlich entrissen und in Eile zur Abwendung der Execution nach Ramsen gesandt. Er richtete aber nichts aus. Herr von Jost sagte ihm geradezu, ohne Gewalt steh er nicht ab; der Gewalt aber müsse er weichen; er habe nichts hier als seinen Degen, den er mit der Hand berührte. Ott antwortete: Einen Degen habe ich zwar auch, aber keinen Auftrag zu gewaltsamen Hinterungsmitteln; Vorstellungen sind meine einzige Waffen; wenn diese nichts würken, so werde ich freylich protestiren und das Recht des Erbvereins vorschlagen. — Alles wurde verworfen, und die thätliche Vollstreckung gieng fort.

Nun sah man in Zürich, daß zur Abwendung dieser

Bedrückung eine Gesandschaft an den kayserlichen Hof selbst nothwendig seyn werde. Die Frage war: Wem man schicken wollte und was daselbst zu thun wäre? Niemand hatte Lust, einen Abschlag so weither zu holen. Die Wahl fiel auf Otten. Er war blos drey Monate vermählt; eine Gemahlin sollt' er verlassen, die ihm neu war, und die er doch liebte, als hätt' er sie ewig besessen. Die Geliebte sollt' er zur frühen Wittwe machen und ihr die Last seiner Oeconomie aufbürden, die sie noch gar nicht kannte. Doch heilig war ihm der Ruf des Vaterlandes, und seine Gemahlin dachte so groß als er; sie stammte aus einem Hause ab, das gewohnt war, dem Vaterlande, nicht sich selbst zu leben; sie flößte ihm Entschlossenheit ein; sie trennten sich, aber ihre Seelen blieben fest in einander geschlungen. Während der vierzehn Monaten, die Ott in Wien zubrachte, schrieben sie sich ununterbrochen mit jeder Woche zweymal; wenn bey Otten der Muth sinken wollte, so unterstützte ihn dieser Briefwechsel, das Denkmal reiner Liebe, das Muster der kräftigsten Tröstungen bey aller Versuchung.

Die Instruction, die man dem Abgesandten mitgab, war sehr allgemein und unbestimmt. Es waren zwo Partheyen in Zürich, die sich die Wage hielten. Daher jene Zurückhaltung bey denen Berathschlagungen. Ott sollte die Besteurung abheben, und niemand durfte diese Abhebung hoffen; er sollte einen gütlichen Verglich einleiten, und niemand hatte diesen bestimmt. Alles überließ man der Zeit und den Umständen und Otten sich selber. So kam er an einen der grösten Höfe von Europa, ohne jemand zu kennen, ohne Handleitung. In Wien mußte

er

er ein ganzes Vierteljahr auf Verhör warten. Dieser Zwischenzeit bediente er sich, den Hof, die Minister, den Gang der Geschäfte kennen zu lernen. Endlich ward er an die böhmisch-österreichische Staatskanzley gewiesen und er erhielt eine überaus gnädige Audienz bey der Kayserin selbst. — Er übergab ein Memorial, und drey Monate wurde es unbeantwortet gelassen. Zulezt folgte eine sehr weitlaüftige und triumphirende Wiederlegung, die er aber in sechs Tagen eben so ausführlich zurück gab. Damit hörte das Libelliren auf. Da er gleichwol wenig fortrückte, so begleitete er sein letzteres Memorial mit dem Vorschlage zu gütlichem Verglich; in Privatbesuchen entwickelte er diesen Vorschlag. Nunmehr erhob sich ein Streit, der zuletzt ganz sonderbar Otten näher zum Ziele führete. Der böhmische Obrist-Canzler, Graf Choteck, wollte nichts von einem Verglich hören; den böhmischen Rath hatte er zum Abschlage eines solchen gestimmt. Der Staatsrath hingegen, in welchem dafür die höchsten Minister sprachen, lenkte die Kayserin zu Ottens Vortheile.

Nun hatte dieser für einmal ein offenes Feld; allein es war ungebaut und mit gefährlichen Irrgängen durchflochten. Jedermann wußte, daß kein Verglich möglich war, als durch Auskauf der österreichischen Rechte über Ramsen und Dörflingen und durch Annehmung dieser Dörfer zu freyen Lehen. Von Zürich aus hatte der Abgesandte hiezu die Einwilligung erhalten; die größte Schwierigkeit lag in den Bedingnissen, und diese konnten die Sache entweder erleichtern oder zerstören. Ueber dieselben mußte Ott mit dem Grafen Choteck in Unter-

handlungen treten, und Choteck war jedem Vergleichsent-wurfe entgegen gewesen. Keineswegs also war von seiner Seite eine Erleichterung der Bedingnisse zu hoffen. Indessen handelte er offen und redlich; über die Hauptzüge hatten sich beyde gar bald verstanden. Nur in der Kaufsumme war er hart und unbeweglich. Endlich da er sah, daß Ott nicht nachrücken wollte, so bestimmte er eine Summe, die der Kayserin leztes Wort seyn sollte, und es auch war.

Otten schien diese Summe so ausschweifend hoch, daß er sie nicht eingehen durfte; dagegen both er so viel, als er zu verantworten glaubte. Immer noch fruchtlos. Also ward er genöthigt, alles auf Zürich zu berichten und um bestimmte Befehle zu bitten.

In Zürich verursachten diese Summe und einige Puncte des Lehen-Entwurfes Bestürzung. Eben so standhaft war Otts Negotiation von den Gönnern des Geschäftes vertheidigt, als heftig von den Gegnern bestritten. Die Wagschal neigte sich auf die vortheilhafte Seite für die Unterhandlung; Muth und Oberhand wurden dadurch für immer bestimmt.

Ott erhielt von Zürich aus den einhelligen Auftrag, eine Verringerung der Kaufsumme zu suchen; er wußte zum Voraus, daß es fruchtlos seyn würde; indeß that er was immer zu thun war, und ließ alle Triebräder spielen. Ohne Würkung. Die Bemühungen dienten bloß ihn länger aufzuhalten und die Bedingnisse, die er schon in Händen gehabt hatte, durch Verzögerung unsicherer und schweerer zu machen.

Nach einem vierteljährigen Aufschub und nach vielen

verdrießlichen Durchkreuzungen, da Ott in Wien und Zürich zugleich negozieren mußte, ward endlich die Summe bewilligt. In Wien waren inzwischen neue Hindernisse entstanden; auch da waren zwo Partheyen. Die lange Verzögerung hatte Mißtrauen verursacht und die Gegner fiengen an sich wieder mit neuen Kräften entgegen zu stellen. Man erschweerte die Bedingnisse; die schon zugestandenen wurden streitig gemacht und neue, gefährliche Zusätze eingeschoben. Unverdrossenheit siegte endlich auch da und Ott hatte das Glück, mit dem böhmischen Rathe, nach dem lezten Auftrag von Hause, die ganze Unterhandlung zu schliessen.

Nicht lange dauerte die Freude. Ein neuer Sturm schien ihn wieder in das volle Meer hinauszuschlagen, da er schon am Lande zu seyn glaubte. Wegen gewissen Gränzbestimmungen ward ein Bericht von Stokach gefordert. Diese eifersüchtige Regierung hofte bisher, daß die ganze Negotiation fruchtlos seyn werde. Als sie nun merkte, daß es damit Ernst werden wolle, so schickte sie ein sehr weitläuftiges Memorial ein; in diesem mahlte sie mit den stärksten Zügen die Schädlichkeit eines solchen Vertrages. Ohne Gefahr gieng dieser Windstoß vorüber. Für den böhmischen Rath waren diese Vorstellungen zu späte gekommen; schon war man zu weit vorgerückt; man konnte nicht mehr zurücktreten.

Gefährlicher war der Sturm von einer andern Seite. Als der Vertrag dem Staatsrathe und der Kayserin selbst vorgelegt wurde, hatte er gleiches Schicksal wie in Zürich; er wurde bestritten und in wesentlichen Stücken geändert. Auf höchsten Befehl ward zwischen Otten und dem böhmischen Rathe eine neue Unterhandlung gepflo-

gen, um erstern aufs äusserste zu treiben. Eines Gegenschlages bediente sich Ott, um glücklich ans Ufer zu kommen. Wir haben schon gesagt, daß der böhmische Rath wieder Willen mit dem zürcherschen Abgesandten habe eintreten müssen; da er einmal eingetreten war, wollt' er nicht wieder weichen, sondern seine Meinung behaupten. Die Unterredungen wurden wiederholt und lebhaft wurde in Otten gedrungen; allein dieser kannte das Feld, er blieb fest und man wich. Nach dem ehmaligen ersten Entwurf ward der Vertrag zu Papier gebracht, von dem Obrist-Canzler und von Ott unterschrieben und alles zu gegenseitiger Zufriedenheit beendigt.

Nun heiterte sich der Himmel auf einmal von allen Seiten auf. Ott erhielt von der zürcherschen Obrigkeit ein überaus gnädiges Schreiben; in Wien ward er von jedermann beglückwünscht; überal hatte er sich grosse Freunde erworben; die Kayserin selbst entließ ihn mit denjenigen gnädigen Ausdrücken, die so sehr in der Gewalt dieser erhabenen Monarchin lagen. Den glücklichen Erfolg schrieb sie Otten und seiner Gedult allein zu; ihn bedaurte sie, daß er seine neue Gemahlin so lange hatte verlassen müssen. „So gnädig und herablassend, sagt er selbst, war die Monarchin, daß ich „in diesem Augenblicke ganz Oesterreicher war.“

So hätte er nun freüdig von Wien verreisen können, und doch wurde seine Heiterkeit von einem unbedeutenden Wölkgen umschleyert. Bey dieser allgemeinen Zufriedenheit nämmlich hatte er zu mehrerer Versicherung davon ein Abscheidsgeschenk erwartet. Zu solcher Erwartung glaubte er sich durch die allgemeine Uebung berechtigt. Einzig deswegen also kränkte ihn diese an-

scheinende Achtlosigkeit, weil er sie als Merkmal der Unzufriedenheit ansah. Indeß war ihm gleichwol sogleich nach dem Beschlusse der Negotiation unter der Hand Reichsfreyherrlichkeit angeboten: Er hatte aber wichtige Gründe zur Ablehnung dieser Ehre. Dieser republikanische Abschlag von seiner Seite erweckte die Vermuthung, daß er überall alles ausschlagen werde. Der ganzen Sache gab nunmehr die Kayserin selbst die schmeichelhafteste Wendung; um Otten ausser alle Verlegenheit zu setzen, fiel die Gnade auf seine Gemahlin. Nicht lange nach seiner Heimkunft übergab die Monarchin mit eigner Hande einem Kaufmann von Genf ein Päckgen, um es Otten persöhnlich zu überreichen; zugleich schrieb sie diesem durch den Baron von Remy: L'Imperatrice & Reine, aïant fait charger le Sieur Autran, Marchand à Genéve, d'une petite Caiſſe à votre addreſſe, je dois vous prévenir, qu'elle contient quelques Nippes, que ſa Majeſté envoïe à Madame votre Epouſe, comme une marque de ſa bienveuillance & pour qu'elle ſe reſſente un peu moins de votre derniére Abſence pour les Comiſſions, que vous avez remplies à Vienne avec autant de Sageſſe que d'Applaudiſſement. Dieses Geschenk war kostbar; die Art und Weise aber, womit es gegeben wurde, unendlich mehr. Noch kostbarer ward es für Otten, nachdem ers zu unbedingter Disposition in den Schoß des hohen Rathes niedergelegt hatte, und es hierauf vor dieser erlauchten Versammlung, zwar nicht ganz einhellig, jedoch mit den weit mehrern Stimmen, seiner Gemahlin als eigen zugekennt wurde.

Ein Jahr hernach erhielt Ott den Auftrag, als Statt-

halter an dem Haupte einer ansehnlichen Gesandtschaft die Huldigung von dem Magistrate und der Bürgerschaft in Stein einzunehmen, welches seit dem J. 1717. nicht mehr geschehn war. Die gleiche Feyerlichkeit ließ er auch zu Ramsen und Dörflingen zum ersten Male vorgehen. Diese guten Leute leisteten mit froher und herzlicher Danksagung einen Eyd, der sie zu Schweizern umschuf und die österreichische Steuer abschwören ließ. Der catholische Pfarrer zu Ramsen machte Schwierigkeiten und wollte vor den Gesandten die Kirche verschliessen. Schon gab Ott den Befehl, mit Gewalt die Thüre zu öfnen, als seine Mitgesandten vorzogen, sich mit einer Verwahrungsschrift zu schützen. Die Leute wurden beym Pfarrhofe ins Feld gestellt und unter dem Fenster beeydigt. Wo das Herz huldigt, ist jeder Platz ein Tempel.

Durch das Zutrauen der hohen Obrigkeit sah sich Ott im Verfolge, Jahr für Jahr, mit vielen andern Gesandtschaften, von verschiedener Wichtigkeit, beehrt. Nur folgende noch müssen wir auszeichnen:

Bey dem Rechtsstande zu Einsiedeln zwischen Zürich und Schwytz ward Ott zum ersten Richter erwält. Die Pflichten gegen das Vaterland wurden ihm abgenommen, und neue aufgelegt, die viel schwerer als jene waren.

Seit dem Jahr 1550. wußte man von dieser seltenen Rechtsübung nichts mehr. Damals stritten beede Kantons um die Herrschaft Wedenschweil. Der Bürgermeister Haab, einer der geschicktesten Staatsmänner, welche Zürich jemals gehabt hat, war an dem Haupte

der Richter. Es gelang ihnen, die Sache gütlich beyzulegen. Dieß ist alles, was wir hievon wissen. Unsere Voraltern handelten mehr als sie schrieben. Sie liessen uns keine Memoiren zurück. Daher war itzt, nach so langem Zwischenraume und bey verfeinerten Sitten alles neu, ungewohnt, ungebahnt. In Präliminarien wurden zwar die Grundsätze entworffen; immer blieb gleichwol manches dem Zufall überlassen. Etikette, Einleitung, Gang, alles mußte sich von selbst aus- und einwickeln. Um so viel mehr hatte hiebey die Direction zu thun und zu befürchten. Wenn der gewöhnliche Mensch nur dasjenige für groß hält, was den Sinnen groß scheint, so weiß der Weise, daß, gleichwie ein kleines Uhrwerk oft weit kunstreichere Behandlung als ein grosses erfordert, also auch in den kleinsten Freystaaten der politische Mechanismus weit subtiler als in noch so grossen Monarchien seyn kann und eben darum weit schwiriger vor gefährlicher Verstimmung verwahrt wird. — Von beeden Seiten wurde der Streithandel zu Einsiedeln mit grosser Geschicklichkeit, und mit eben so grossem Eifer geführt. Oft mußte man aufmuntern, anfachen, wärmen; noch öfter besänftigen, mildern, dämpfen, ganze Flammen niederdrücken.

Die Handlung selbst theilte sich in drey Hauptacten und so viel Reisen, meistens bey strenger Winterszeit, da die schlüpfrigen Bergstrassen eben so sehr für das Leben als der Prozeß selbst für Wolfart und Ehre gefärlich seyn konnten. Bey der ersten Zusammenkunft wurden die Ceremonialien bestimmt und die Einleitung zu den Rechtsklagen gemacht. Nicht einmal darüber konnten sich die Sachwalter verstehen, was in die Rechts-

frage fallen soll oder nicht; allso mußte man wieder verreisen, um neue Vorschriften zu holen.

Der zweyte Act faßte den ganzen, weitlaüftigen Rechtshandel in sich und endigte mit dem Entwurf eines Verglichs. Mit seinen Mitgesandten legte Ott das Richteramt ab, und sie handelten jzt als Mediatoren. Aus wichtigen Gründen fanden es beede Theile besser, die Errichtung eines Verglichs ausschliessend in ihrem engern Collegium allein zu versuchen; damit aber war die Unbequemlichkeit verbunden, daß sie selbst Advocaten seyn und jeder die Rechte seines Kantons verthäidigen mußte, welches sich mit dem kalten Blute des Richters nicht so sehr zu vertragen schiene. Sie waren es zwar in diesem Augenblick würklich nicht; durch ihr jziges Amt aber hatte sich so viel glühende Wärme in ihren Adern verbreitet, daß es ohne Zweifel Mühe kostete, hernach wieder zu demjenigen Grad der Kühlung zu kommen, die für den künftigen Richter so nothwendig wäre. — Die Wichtigkeit und die Verwicklung der Rechtsfragen gaben den Vermittlern Stof an die Hand, die größte Kunst und Beredsamkeit mit tiefer und ausgebreiteter, historischer Einsicht ganz in Bewegung zu setzen. Nach langem, geschicktem Herumwälzen und bald hitzigen, bald gemässigten Vorstellungen und Gegenvorstellungen, konnten sie sich endlich über einige Punkten vergleichen; die übrigen aber, für die sie keinen Mittelpunkt fanden, brachten sie in einen gedoppelten Entwurf und nahmen alles zu weiterer, hoher Verfügung nach Hause.

Ihre neue Instructionen eröfneten den dritten Act; von beeden Seiten standen sie weiter von einander als

niemals; auf solche Weise sahn sie sich wieder genöthigt, das schweere Richteramt zwischen ihren gegenseitigen Landesherren auf sich zu laden. Ohne Wunderwerk war unmöglich ein einstimmiger Schluß zu erwarten. Bey gleichen Eydespflichten, urtheilten sie ungleich nicht nur über einzelne Zweige, sondern über das Ganze, und immer von beeden Theilen mit der Ueberzeugung des uuumfangensten, redlichsten Herzens. Wärme für Vaterland, Nationalbegriffe, erhitzte Einbildungskraft, Furcht vor den Folgen trüben die heitersten Augen. Nur ein kalter Beobachter wird aus den Acten ohne Mühe schliessen können, welcher Theil die Begründniß auf seiner Seite hatte.

Die Form eines eydgenössischen Rechtsspruches besteht darinn, daß, nach fruchtlos versuchter Minne, die streitigen Kantons Richter aus ihrem Mittel erwählen. Zu der Beglaubigung, sie desto unpartheyischer zu machen, werden sie, so lang ihr Richteramt währt, ihrer bürgerlichen Eydespflichten entlassen. Wenn diese Richter in ungleiche Meynungen zerfallen, so wählen sie aus irgend einem der unpartheyischen Kantons einen Obmann oder einzelnen, obersten Schiedrichter; dieser aber darf keinen neuen Spruch thun; nur darf er für den einen oder für den andern der schon geschehenen Aussprüche entscheiden. Nunmehr sollte also ein solcher Obmann oder Oberrichter gewählt werden; allein auch hierüber konnten sich die Partheyen ganz und gar nicht vereinigen. Nach der heutigen Lage und Denkart scheint es unmöglich, sich hierüber jemals vereinigen zu können. Allzuviel Gewicht fällt so auf die eine Seite.

Der merkwürdige Rechtshandel endete, ohne zu enden.

Die Verdrießlichkeiten, womit das ganze Geschäft begleitet war, wurden Otten durch seinen Mitgesandten, den seligen Bürgermeister Landolt, versüßt; keinen Augenblick ward ihre Harmonie weder durch Eifersucht noch durch Ungleichheit der Begriffe gestört. — Neue Versuche wurden seither zur Aussöhnung der beeden, streitigen Kantons gemacht. In den Jahren 1776. und 1780. erfolgten zwo Mediationen von unpartheyischen Ständen; so wie Ott vorher als Richter erschienen war, so erschien er jezt als Advokat; eben so mühsam als undankbar waren auch diese neuen Geschäfte. Ungeachtet verschiedene Entwürfe zu endlicher Befriedigung auf die Bahn gebracht wurden, so zeigen sich doch von Zeit zu Zeit neue Fiebersymptome; wie es scheint, wird nur Erschlappung der Streitsucht sie dämpfen.

Ueber diese und so viele andere Unterhandlungen, die ihm anvertraut worden, hat Ott ein detaillirtes Tagebuch geführt. Eben so sehr als sich seine Staatsklugheit über handwerksmässige Routine erhebt, eben so erheben sich in Absicht auf Geist und auf Vortrag seine Staatsmemoiren über gewöhnliche Factums. Mit Recht gilt von ihm, was Hottinger in der Bibliotheca tigurina von dem Bürgermeister Joh. Heinrich Waser gesagt hat: Rerum helveticarum promus condus incomparabilis; βιβλιοθηκη ἐμψυχος. Nonnulla dedit antehac: sed plura de Helvetia collegit volumina, vir à multis annis, publico nomine, occupatissimus, quam multi alii, privati etiam & otiosi legerint. Universæ Helvetiæ nomine optandum esset, ut vel primitias eorum, in consumatæ Historiæ domesticæ specimen, per concatenatas ejus curas publicas habere possemus, quorum si opus esset,

locupletissima ostendi possent horrea. Um so viel wichtiger ist allemal der Werth historischer Schriften, wenn der Scribent die handelnden Personen in der Nähe beobachtet und selbst eine Hauptrole gespielt hat.

Inzwischen hatte das Vaterland, Schlag auf Schlag, die größten Männer verlohren: je schwirriger von einem Zeitpuncte zum andern die Umstände, je verwickelter die äussern und innern Verhältnisse, je häufiger hie und da weitaussehende Vorfälle geworden, desto mehr und desto grössere Tugenden und Talente wurden von demjenigen erfordert, dessen Blick jeden Theil wie das Ganze zu überschauen, dessen Hand alle sich kreuzenden Interessen zu vereinigen bestimmt war. In Otten mußte auch der Neid selbst die erhabensten Eigenschaften verehren; er war's, der dem Genius der herrschenden Sitten zu Troze, von Jugend auf Musse und Weichlichkeit als giftigen Zauberkelch verabscheute; er wars, in dessen Person wir den stählernen Fleiß, die unbezwingliche Thätigkeit der grossen Voraltern wieder aufleben sahen; wer bewundert nicht seine tiefe und ausgebreitete Känntnisse, die er schon auf Schulen erworben hatte, und die er noch immer bey der gelehrten Nachtlampe erweitert? Känntnisse, die er seit langen Jahren, bey jedem Tribunale, bey den wichtigsten Staatsangelegenheiten zum Dienste des Vaterlandes angewandt hatte? — So gern er sich in das Heiligthum der Musen, in sich selbst, in den Schoß des häuslichen Glückes zurückzog, so sah er sich gleichwol verpflichtet, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, und so übernahm er im Jahr 1780. die höchste Würde im Staate. (*)

(*) In seinen eigenhändigen Memoiren heißt es. „Inzwi„schen hatte das Vaterland die größten Männer verlohren. In

Bald nach seiner Erwählung zum Consulate ward er zum obersten Schiedrichter zwischen dem Fürsten von Sanct Gallen und seiner Stadt Lichtensläg ernennt. Dieser Prozeß war nicht von der Wichtigkeit des obigen, aber er wurde mit gleicher Wärme geführt. Nicht die Grösse des Gegenstandes macht die Schwirrigkeiten, sondern die Verwicklung desselben. Der Streit ward gütlich beendigt.

» Zeit von zwey Jahren mußte man nun den dritten Bürgermei-
» ster erwählen; die höchste Würde fiel endlich auf meine schwa-
» chen Schultern. Der Staat war erschüttert; er mußte zu
» meiner Klasse von Leuten hinuntersteigen. Unersetzlich in der
» Fähigkeit, konnten jene Männer nur in der Treu ersetzt wer-
» den, und darinn allein kann und werde ich ihnen nachtreten. «

XX.

Joh. Jacob Breitinger, älter (*).

Den 19. April 1575. ward er in Zürich geboren. Nach dem frühzeitigen Hinscheid des Vaters im J. 1581. kam er für einige Zeit in das Haus seines Großvaters, des Statthalter Breitingers, nicht ohne Wiederstand und Selbstverlaügnung von Seite der zärtlichen Mutter. In den untern Schulklassen brachte es der verwaysste Knabe nicht weit. Unter dem Vorwand einer nöthigen Badecur nahm ihn die Mutter wider zu sich. Um ihn zum Studiren zu ermuntern, stiftete sein Großvater zuerst für ihn und hernach für alle Studirenden aus seinem Geschlechte ein beträchtliches Stipendium.

Im J. 1589. ward der Knabe von einem Wagenrade verwundet; das Fleisch ward vom Schenkel gerissen und der Beinknochen zerquetscht; nichts desto weniger kroch er seines Wegs fort nach der Schule; hernach aber sah er sich für lange aufs Krankenlager geworfen.

Im J. 1592. wollte er die Wissenschaften gegen ein mechanisches Handwerk vertauschen; nicht aus Eckel vor dem Studiren, sondern aus Mangel an Ermunterung und Hilfe. Die Thränen der Mutter vermochten

(*) S. Ulrichs Miscellanea tigurina; vierte Ausgabe, wie auch die Breitingersche Lebensbeschreibung von Lavater,

so viel, daß er mit ungewohntem Eifer zu den Büchern und in die Schule zurückkehrete. Im J. 1593. begab er sich nach Herborn; Jahrs darauf nach Marpurg und weiter nach Franecker; auf letztrer hohen Schule vertheydigte er zwo academische Streitschriften und hielt eine Rede de homine, welche gedruckt worden. Im J. 1595. hatte er sich nach Leyden begeben; des folgenden Jahrs gieng er nach Heidelberg; wegen daselbst herrschender Pestseuche saümmt' er sich nicht lange, sondern begab sich auf Basel; mittlerweile war sein einziger Bruder in Zürich gestorben; auf dringendes Bitten der Mutter kehrte er izo nach Hause; nach seiner Einweyhung zum geistlichen Stande verheuratete er sich den 4. April 1597. mit Regula Thommann, deren Vater, Rathsherr Thommann, seit langem her mit dem Großvater unsers Breitingers in inniger Vertraulichkeit gelebt hatte. In der Lebensbeschreibung dieser würdigen Gattinn bemerkt Professor Wolf, daß der Tochtermann von seiner Schwieger, und die Sohnsfrau von ihrer Schwieger mütterlich und beynahe mehr als das leibliche Kind geliebt worden. Sogleich nach der Vermälung legte die junge Predigersfrau alle ihre ehmaligen, köstbaren Kleider und Geschmeide, „Messer, Gürteln, Korallen, „güldene Ringe“ von sich. Bey Gastmalen und Feyerlichkeiten erschien sie niemals anders als in schwarzem Gewande; ihre Gemütsart aber war nichts weniger als finster. Auch ihr Hausgeräte war aüsserst gemein und einfach; die größte Freude, die ihr ihr Reichtum verschafte, fand sie darinn, daß sie jedem kleinsten Wunsche des Gatten zuvorkommen und überal rund umher viel Gutes thun konnte. In einem sieben und dreissigjährigen Ehestand war kein einziges Stündchen, wo sie gegen

den Gatten die geringste Unzufriedenheit hätte blicken lassen; weit sorgfältiger war sie für seine als für ihre eigne Gesundheit; in seinen vielen und gefährlichen Krankheiten blieb sie zur Pflege Tags und Nachts unermüdet; sinnreich verbarg sie, was ihm hätte Verdruß verursachen können; eben so sinnreich war sie, ihm durch ihre Reden und Thaten Vergnügen zu machen. Dadurch hatte sie sein Zutraun so sehr gewonnen, daß er nichts vor ihr Geheim hielt und sie in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zog. — Im Anfang des Ehestands, als Breitinger noch ohne Amt war, besorgte die Schwieger mit zärtlicher Unruhe, daß er ein solches Amt in der Fremde annehmen möchte: die Gattinn aber beschwor mit Heldenmute den Gatten, daß er in der Auswal eines Berufs und in seinem Lebensplane ja nicht auf die mütterliche Schwachheit Rücksicht nehmen solle; fest sey sie entschlossen, ihm willig aller Orten zu folgen. — Ungeachtet sie sich gerne mit Lesen nützlicher Bücher überhaupt beschäftigte, so laß sie doch vorzüglich gerne diejenigen, die ihr Geliebter selbst in den Druck gab. So gros ihre Känntnisse waren, so war sie doch von gelerter Pralerey und von eigensinniger Disputirsucht unendlich entfernet. Im Stillen unterwieß sie ihre Dienstmägde in den wesentlichsten Religionspuncten und lehrte sie schreiben und lesen. — Das Zutraun des Gatten mißbrauchte sie so wenig, daß sie, ungeachtet des täglichen Zulaufes fremder und einheimischer, hoher und niedriger Personen, ihn gleichwol niemals durch unbescheidenen Fürwitz beleydigte. Nur wenn Leute, die wegen gegebener Aergerniß von dem Manne etwas laut und mit einiger Hitze bescholten worden, die Treppe hinabgiengen, dann besänftigte sie im Weggehn die Belaydig-

ten und goß heilendes Oel in die Wunde der Niedergeschlagenen. Indem sie auf solche Weise dem Gatten die Pflichten seines Standes erleichterte, so erleichterte sie ihm diese Pflichten auch dadurch, daß sie die Last der Oeconomie ganz allein trug. Alle besondern so wol als öfentlichen Einnahmen und Ausgaben, alle Geschäfte im Weinkeller und auf dem Kornboden überließ er unumschränkt der Fürsorge der Gattinn. Bey aller Gewissenhaftigkeit, womit sie ihr eigenes Hauswesen verwaltete, fand sie immer noch Zeit, auch für die Haushaltung ihres alten, verwittweten Vaters zu sorgen. Als dieser bey hohen Alter zu Kindern anfieng, so hätte sie ihn, zu bequemerer Verpflegung, gerne aus seinem Hause zu sich in das Haus ihres Gatten gezogen; aus Bescheidenheit aber durfte sie diesem den Vorschlag nicht thun; er vermutete den geheimen Wunsch ihres Herzens; ohne alles ihr Wissen ließ er den alten Mann nicht ohne Mühe herbeytragen. Bey der Nachricht von seiner Ankunft erschrack sie; mit Thränen eilt sie zum Gatten, fleht, daß er nicht zürne und verspricht, daß der beschweerliche Gast bald wieder solle weggeholt werden. Der Gatte eröfnet ihr nunmehr, daß er selbst den Väter habe herbringen lassen und zwar um ihn bis an sein Ende in seinem Hause zu pflegen. In süsses Erschrecken und in zärtliche Freudenthränen wurden nun bey der Gattinn die Bangigkeit und Unruhe verwandelt. Keineswegs indeß bloß auf die kindlichen und ehlichen Pflichten war ihr theilnemmendes Herz eingeschränkt; der ganzen Menschheit war es offen; Fremde und Einheimische, Gemeine und Vornemme, Junge und Alte, Gesunde und Kranke, nahe und entfernte Verwandte umfaßte sie mit allgemeinen

gemeinem Wolwollen; verschiedene von den ärmern Vettern des Gatten zog sie in seinem Haus auf; unentgeldlich verpflegte sie alte oder sonst kränkliche Muhmen und nahm sie mit sich in die Bäder nach Baden; von der Strasse rief sie die Bettler und besonders verwayßte, hilflose Kinder, für die sie in ihrem Hause eigne, lange, niedere Tische hatte hinstellen lassen; indem sie dieselben bewirtete, theilte sie ihren Trost und Rath mit, wie sie allenfalls durch diese oder durch andre Dienste und Arbeiten ihr Schicksal zu verlassen im Stande seyn könnten. Für die Kranken hatte sie immer eine Menge Arzneymittel und Erquikungen bereit; ohne sich zu erkennen zu geben, ließ sie ihnen in Geheim Speise, Hauptküssen, Bethen, Kleider und andre Bequemlichkeiten zutragen. Wenige Tage waren in der Woche, daß sie nicht eine Menge vertriebener Glaubensgenossen, so unreinlich sie aussahn, an ihrem eigenen Tische bewirthete; ihre Mildthätigkeit aber war nichts weniger als sectirisch und erstreckte sich eben so wol auf die lutherschen und päpstlichen als auf die reformirten Brüder. — Aller Ziererey und Modesucht war sie höchlich zuwieder; alsdenn, sprach sie, ist ein Mensch mir am willkommsten, wenn er, gleich dem Wein, gerade so ist, wie ihn die Rebe gab. — In ihren eignen Krankheiten war sie äusserst gelassen; auch bey den größten Beschweerden vergaß sie niemals der zärtlichsten Fürsorge für ihren Geliebten; eifrig belehrte sie die Hausgenossen und Dienstmägde, wie sie nach ihrem Hinscheid dem verwittweten Gatten seine übrigen Tage bequem machen könnten; immer war ihr sehnlichster Wunsch, daß sie bis ans Ende ihm aufwarten, aber doch eine Stunde vor ihm abscheiden möchte.

Und wer empfindt nicht, was für wolthätigen Einfluß eine solche liebevolle Gehilfin auf den Caracter des Gatten gehabt und wie sehr sie ihm seine Geschäfte erleichtert habe! — In dem ersten Jahre seiner Verheyratung ward ihm das Predigtamt zu Zumikon aufgetragen. — Als er hernach einmal in der Stadt bey der Abteykirche predigte, war er sogleich beym Eingang der Rede irre geworden, so daß er ganz ausser sich selbst kam; doch erholt' er sich wieder und brachte die Predigt glücklich zu Ende; mit desto eifrigem Gebethe betrat er seither die Kanzel.

Im J. 1600 ward er zum Schulhalter in der dritten, lateinischen Classe ernennt. Damals nämmlich ward man nicht so gleich zu den besten Stellen erhoben, aber auch blieb man nicht immer unbefördert bey den untersten zurücke. Nach Hans Friessen Hinscheid erhielt er die oberste Stelle bey der lateinischen Schule. In dieser Zeit wurde das Schulwesen verbessert. Aus den verschiedenen Classen bey der Abtey und beym grossen Münster wurde ein einziges, zusamenhängendes Schulsystem zusamengeschmolzen; zwischen diesen Classen und dem academischen Gymnasium ward das Mittelstudium oder Humanitäts-Collegium eingeschoben. Bey der neuen Schulanstalt wollte man unsern jungen Breitinger zum Provisor ernennen; allein er verbat es sich, weil ers für unanständig hielt, seinen eignen, ehmaligen Lehrer, Hans Collin, im Vorrange vorzueilen und so begnügte er sich mit der Aufsicht über die vierdte Schulclasse; zugleich besorgte er die Filialkirche zu Rieden. Im J. 1605. ward er, an Simlers Stelle, in dem untern Collegium zum Professor der Vernunftlehre erwälet. Wegen kränk-

licher Leibesbeschaffenheit und auf Anrathen der Aerzte war er geneigt, überal das Katheder für die Predigerkanzel zu tauschen, um so viel mehr, da ihm das Predigen sehr viele Mühe machte und er allemal die Nacht vorher, ehe er öfentlich auftrat, schlaflos zubringen mußte.

Während der Sommerferien im J. 1611. begleitete er einen vornemmen Jüngling, den Sohn Heinrich Werdmüllers, nach Genf. Sogleich nach seiner Abreise verbreitete sich das Gerücht, er habe sich wegen der herrschenden Seuche entfernet; schon ward er mit obrigkeitlicher Ahntung bedroht; so sehr war jedermann gegen ihn erbittert, daß seine Gattinn nicht mehr ausser dem Hause gehn durfte und auch die besten Freunde keine Entschuldigung anhören wollten. Sorgfältig indeß ward durch die Klugheit der Gattin vor ihm das Geschrey verborgen, und, ohne davon etwas zu hören, kam er wieder glücklich nach Hause. In dieser Zeit waren in der Stadt und in den umliegenden Gegenden bey 5600 Menschen gestorben. In allen Stadtquartiren ward er vor andern Pfarrern aus zu den Kranken berufen; ungeachtet er Tags und Nachts unter Todten und Sterbenden lebte, so sah er sich immer vor Krankheit verwahret.

In obigem Jahre 1611. ward er den 17. Wintermonat zum Diacon, oder (wie man sich aus besondrer Achtung gegen ihn ausdrückte,) zum zweiten Pfarrer bey St. Peter ernennt. Den Religionsgesprächen, welche im J. 1613. bald zu Wedenschweil, bald zu Grüningen mit den Wiedertaüfern gehalten wurden, wohnte, nach obrigkeitlichem Auftrag, unser Breitinger auch bey. Nicht weniger durch sanftes und leutseliges Betragen als durch Beredsamkeit und gründliche Vorstellungen hatte er viele

unter den Irrlehrern gewonnen. Im J. 1613. ward er zum ersten Stadtpfarrer in Zürich und zum Vorsteher der zürcherschen Kirchen ernennet.

Unmittelbar vorher wurde sein Amtseifer und seine Pastoralklugheit durch ausserordentliche Vorfälle geprüft. Ein angesehener Rathsmann bildete sich ein, daß ihn des Nachts der Teufel wegholen werde; der Mann kündigte es selbst an; schon hatte er seinen letzten Willen in Ordnung gebracht und wegen Erziehung seines einzigen Knaben die angemessensten Anstalten getroffen; je vernünftiger er über alles andre redete, je klüger seine übrigen Maßregeln waren, desto mehr befremdete seine kaltblütige Versicherung, daß er sich mit dem Teufel vereiniget habe. Breitinger begab sich zu ihm; je näher die Zeit der Mitternacht heranrückte, desto mehr erschracken die Hausgenossen und endlich hatten sie sich alle entfernet; Breitinger blieb allein noch, unter andächtigen Gebethern und Betrachtungen; die Glocke schlug zwölf Uhr und auf den ersten Streich kam der Kranke wieder zu rechte; die Fieberhitze wurde vermindert; er erinnerte sich, daß er vormals allerley Teufelsmährchen gelesen habe, und nunmehr begrief er, daß ihm diese bey seiner Krankheit den Kopf verwirrt haben. — Ein andermal ward Breitinger zu einem ehrlichen Weibe berufen, welches sich selbst für eine Unholdin erklärte. Anfangs stellt' er sich, als ob er ihr glaubte; er bettete mit ihr, und auf ihr Begehren versprach er ihr, die Sache an den Bürgermeister zu weisen; je weniger er geradezu ihre Einbildungen bestritte, desto mehr ward sie beruhigt, so daß sie endlich nach und nach wieder zu sich selbst kam. — Eben so brachte er einen achzigjährigen, kranken Mann

wieder zu rechte, der sich selbst ehmals begangener Sodomiterey beschuldigte. Breitinger sagte ihm: der Magistrat habe seinen Handel untersucht und ihm wegen seiner Reu und seines hohen Alters mit der Gefangennehmung verschonet; der Wahnsinnige ward dadurch beruhigt und gestand hernach, daß sein vorgegebenes Vergehn leere Einbildung gewesen.

In dieser Zeit hatte Breitinger grosse Beschwerde von einem Geschwür in der Kehle; er verlor die Sprache und schon redeten die Wundärzte von einer Operation, die mit Lebensgefahr begleitet seyn würde; mittlerweile befanden sich verschiedene Rathsglieder in seinem Zimmer; in der Meynung, daß er schlafe, erzälten sie einigen Anwesenden ganz lustige Histörgen aus der Rathsstube; der Kranke hörte zu, wußte den Ungrund dieser Histörgen und auf einmal glaubte er vor lautem Gelächter zu zerplatzen; zugleich öfnete sich hiebey das Geschwür und unvermerkt kam er wieder zur vorigen Gesundheit.

Nicht geringer war sein Einfluß in die Angelegenheiten des Staates als in die Angelegenheiten der Kirche. Im J. 1612. trug er nicht wenig bey zu der Verbindung der beeden Kantons, Zürich und Bern, mit dem Margrafen von Baden. Im J. 1613. konnte er zwar die Errichtung des französischen Bündtnisses nicht hindern, indeß gelang es ihm mit seinen geistlichen Brüdern, den schon gemachten Entwurf zum Aufenthalte eines französischen Gesandten in Zürich zu hintertreiben; eben so eifrig wiedersetzte er sich dem Aufgeböte zweyer Regimenter, die der König in Frankreich von den Zürchern verlangte; daß er nicht ohne Grund dem Bündt-

nisse mit Venedig entgegen gewesen, zeigte sich gar bald, als dieser Freystaat im J. 1616. mit Oesterreich in Zerwürfnis und eben dadurch der Kanton Zürich in grosse Verdrüßlichkeiten gerathen.

Auch in den benachbarten Kantons war Breitingers Einfluß sehr groß. In Bern wollten die Professoren die Pfarrer von aller Aufsicht über das Schulwesen entfernen. „ Zu diesem Ziel zu gelangen, heißt es in Breitingers handschriftlicher Lebensbeschreibung, machten „ ihnen die Leser (Professoren,) bey etlichen Gewaltigen einen Anhang; deßgleichen an den Mahlzeiten „ und sonst, wo sie zu Rede kamen mit dem gemeinen, „ unwüssenden Volke, verkleinerten sie die Pfarrer ziemlich unfreundlich, mit vermelden, mit Teutschen teusch, „ mit Welschen welsch reden, könne jeder Schneider „ und Schumacher: hingegen sie, die Leser, lehren „ die hohen Hauptsprachen, lateinisch, griechisch und „ ebräisch, wie auch die sieben freyen Künste und „ s. w. darum gebühre der Nammen der Gelehrten „ eigentlich ihnen, und nicht denen, die nur reden in „ ihrer angebohrnen Muttersprache. “ — Daraus entstanden gefährliche Partheyen; durch wiederholte Zuschriften von Zürch aus suchte sie Breitinger zu besänftigen; nach fruchtlos angewendter Bemühung schickte er das letzte, ausführliche Schreiben; dasselbe ward zu Bern vor dem grossen Rathe verlesen und hierauf erkennt: daß die Lehrer sämmtlich, auf Kanzel und Katheder, wie bisher, den gleichen Rang und Stand haben sollen. Auf die Absönderung hatten einige arminianischgesinnte Professoren gedrungen, in Hofnung, daß sie, nach Entfernung der Pfarrer, desto freyer ihre Meinun-

gen unter der studierenden Jugend werden ausbreiten können.

Im J. 1618. wurden die IV. reformirte Kantons der Eydgenoßschaft so wol von den General-Staaten als von Prinz Mauriz und Graf Wilhelm Ludwig von Nassau eingeladen zu der Synode nach Dordrecht. Bevor man sich zur Annahme der Einladung verstehn wollte, wurden verschiedene Rathsversammlungen und Tagleistungen gehalten. In den ersten, theologischen Bedenken, welches auf Befehl der Obrigkeit die zürcherische Geistlichkeit eingab, heißt es: „Wenn man die fünf wichtigsten Streitpuncten, zu deren Behandlung man die Synode versammelt, nämmlich die Gnadenwal, die Kraft des Todes Christi, den freyen Willen des Menschen, die Würkungen der göttlichen Gnade und die Beharrung im Glauben betrachtet: so sind diese Gegenstände noch gar spitzig und dunkel. Denn von allen solchen Geheimnissen ist je und allwegen von christlichen Lehrern nicht gar durchaus auf einerley Gattung und mit gleichen Worten geredet worden: da aber nichts desto weniger die Einigkeit, Fried und Ruhe gar wol bestehn mögen.“ — Ueberhaupt wurden gegen die Theilnehmung an der Synode grosse Einwendungen gemacht. Zum voraus sah man, daß die Flamme der Zwietracht nicht nur nicht werde gelöscht, sondern sehr leicht von Holand aus auch über die Eydgenoßschaft selbst verbreitet werden. Auf wiederholtes, dringendes Ansuchen des niederländischen Gesandten, Peter von Brederode, wurden alle Schwirrigkeiten besiegt. Von den IV. reformirten Kantons wurden also theologische Legaten nach Dordrecht geschickt; von Bern aus

Dr. Rütimeyer; von Basel Dr. Beck und Dr. Meyer; von Schafhausen Pfarrer Koch; an ihrer Spitze Antistes Breitinger von Zürich. Breitinger verreisete den 29. Sept. 1618. In seinem Gefolge waren Heinrich von Schaünis, Doctor der Arzneykunst; Marx Stapfer als Seckelmeister der Reise! Hans Heinrich Waser, als Secretair; Jacob Tanner, obrigkeitlicher Reuter mit der Geleitsbüchse. Unterwegs stiessen die eydgenössische Legaten zusammen, In Basel wurden sie von der hohen Schule bewirthet; auch in Colmar wurden sie von der Regirung kostfrey gehalten; zu Heidelberg wurden sie bald bey Hofe, bald von dem niederländischen Gesandten, bald von der hohen Schule bewirthet. Den 21. Oct. langten sie glücklich in Dordrecht an und wurden von dem Bürgermeister von Bevern und einigen Abgeordneten des Rathes, wie auch von den niederländischen Theologen bewillkommet. Sogleich wurden ihnen die Reiseunkosten bezalt und freye Wohnung und Tafel angewiesen. Sehr eifrig behauptete in den Synodalversamlungen Breitinger die alten orthodoxen Lehrsätze; je mehr sich die Arminianer hinter einigen Worten und Redensarten des Antistes Bullingers zu verschanzen suchten, desto sorgfältiger war Breitinger in Vertheydigung der bullingerschen Rechtglaubigkeit.

Nach Vollendung der Synode beschenkten die General-Staaten jeden der eydgenössischen Theologen mit einer Schaumünze, von 37 Ducaten an Werthe, nebst einem Stück Atlaß, worauf die Synodalversamlung gar künstlich abgedruckt war. Zur Heimreise liessen sie denselben 4000 brabantische Gulden zalen. Mit den Bemühungen unsers Breitingers war die Obrigkeit in Zürich

so wol zufrieden, daß sie ihn mit vier schönen, vergüldeten Gefässen beschenkte. So schmeichelhaft für ihn dieses Geschenk war, so gewissenhaft wieß' er sonst solche von sich. Sehr gewohnt waren zu seiner Zeit die so geheissenen Badenschencken; alles that er zur Abschaffung dieses geldfressenden Mißbrauchs. Als er sich der Gesundheit wegen in den Bädern zu Baden aufhielt, verabredeten sich, ausser einer Menge andrer begüterter Bürger, auch die 200 Glieder des Rathes, daß ihm jeder einen Ducaten zum Badgeschencke darschiessen sollte; er erfuhr es und inständig verbat er sich bey dem Bürgermeister diese Beschenkung. — Wie lieb er seinen Mitbürgern gewesen, zeigte sich bey seiner Zurückkunft aus den Niederlanden; biß nach Eglisau waren ihm 64 Bürger, geistlichen und weltlichen Standes, zu Pferde entgegen geritten; von Bülach bis in die Stadt waren alle Strassen dicht mit Volke besäet und unter frohlockendem Geschrey kam er wieder nach Hause. In der That war seine Zurückkunft für das Vaterland mit neuem Segen begleitet.

Im J. 1619. war zwischen den Kantons, Bern und Freyburg, ein Zwist wegen freyer Religionsübung in ihren gemeinschaftlichen Herrschaften entstanden; bey dieser Gelegenheit schrieb Breitinger einen sehr bündigen Aufsatz, wie höchst nothwendig es sey, daß Bern und Zürich immer aufs genauste vereinigt bleiben.

Im J. 1622. drang er sehr eifrig auf die Unterstützung der bündtnerschen Bundesgenossen, welche von Spannien und Oesterreich übel geplagt wurden; auch bewog er die Obrigkeit zu Einführung vieler guten Polizey- und andrer gemeinnützigen Anstalten, besonders

auch zur Aufrichtung der so geheißnen Practicirordnung gegen die eingeschlichenen Bestechungen und Räncke. Bey den Gefahren des dreyssigjährigen, teutschen Krieges übergab er im J. 1624. dem grossen Rathe den ersten Entwurf zur Stadtfortification, welcher aber erst achtzehn Jahre hernach ausgeführt wurde. Auf sein wiederholtes, dringendes Anhalten führte man im J. 1628. auf dem Rathhause zu Erzielung ungehinderter Wahlfreyheit, die heimliche Mehrheit ein. — In dieser Zeit wurde die alte Gutsteuer erneuert; von jeden 100 Gulden wurden 4 Schillinge bezalet.

Im J. 1631. machten der Bischof von Constanz und der Abt von Sanct Gallen trotzige Ansprache an das Matrimonial- und an das Collaturrecht im Thurgäu und Rheinthal; sie erwarteten Beystand vom Kayser und von den V. catholischen Kantons. Wie nachdrücklich sich ihnen Breitinger wiedersetzt habe, sieht man aus seinen Vorträgen vor dem Senate in Zürich, aus seinen Sendschreiben an die Rheinthaler und an die Kirchen zu Bern, Schafhausen und Basel. Auf der Kanzel sprach er hierüber mit so wenig Schonung, daß er deswegen vor einer obrigkeitlichen Committee zu Rede gestellt wurde. Er verantwortete sich aber so gut, daß er seither von Stunde an bey allen Verhandlungen, dieses Handels wegen, zu Rathe gezogen wurde.

Mittlerweile war im Namen des französischen Königes der Herzog von Rohan den bedrängten Bündtnern zu Hülfe gekommen. In Zürich ward er, an der Spitze der Geistlichkeit, von Breitingern bewillkommet. Durch des Herzogs Vermittlung ward der Vertrag vom Jahr 1632 errichtet; Kraft dieses Vertrages wurden die refor-

mirten Kirchen im Thurgau und Rheinthal beruhigt.

Der siegreiche König in Schweden, Gustav Adolph, verlangte eine Verbindung mit den reformirten Kantons (*); um nicht das Mißtrauen ihrer catholischen Eidsgenossen zu reizen, hatten sie sich standhaft geweigert. Breitinger ward an den schwedischen Gesandten, Ritter C. L. Rasche, nach Königsfelden geschickt; er brachte es so weit, daß dieser von seinem Begehren abstand, und dadurch wurden im Vaterlande gefährliche Unruhen verhindert. Zum Zeugniß seiner Zufriedenheit beschenkte Breitingern der Gesandte mit dem zweyfachen Bilde des Königs, das eine von Oelfarbe, das andre in Golde.

Im J. 1634. übergab Breitinger der Obrigkeit eine genaue Bevölkerungsliste so wol von dem zürcherschen Kanton, als auch vom Thurgau und Rheinthal.

Im Toggenburg drang der Abt von St. Gallen auf gänzliche Unterdrückung der protestantischen Lehre. Zur Beylegung des Zwistes hatten die reformirte Kantons ihre Abgesandten nach St. Gallen geschickt. Sehr dringend empfahl ihnen Breitinger die Angelegenheiten des Toggenburgs. Hiebey bediente er sich unter andern folgenden alegorischen Vortrages.

„Nach dem Hinscheid der leiblichen Mutter hatten „die verwayßten Kinder (d. i. die Toggenburger) eine „Stiefmutter (d. i. die nachherige Regierung des Ab-

---

(*) S. Hottingers handschriftlichen Thesaurus D, 14. f. 450.

„ ten,) bekommen. Anfangs war diese Stiefmutter
„ freundlich, hernach aber je länger je strenger. Die
„ einen von den Kindern entflohen; die andern sahen sich
„ durch Zwangmittel an tirannische Verwandte der
„ Stiefmutter verheurathet; die übrigen riefen endlich
„ ihre nächsten Basen (d. i. die protestantischen Kan-
„ tons) zu Hilfe. Diese redten zum Frieden. In ihrer
„ Gegenwart forderte die Mutter ihre Stiefkinder auf,
„ daß sie nun ihre Klagen vorbringen sollten. Diese
„ kannten die mütterliche Strenge und wenig durften sie
„ sich auf den Beystand der Basen verlassen; die guten
„ Waysen verstummten. Izt stand die Mutter auf und
„ sagte: Wenn also Ihr selbst keine Klagen wieder mich
„ habet, so klage ich nunmehr Euch an; zugleich warf sie
„ ihnen schwarzen Undank und Mangel an Gehorsam
„ vor. Das Herz war den Kindern groß und ihre Au-
„ gen schwammen in Thränen, allein sie durften nicht
„ reden. Das Stillschweigen ward von den Basen als
„ Geständniß erklärt; sie gaben den Kindern Ermahnun-
„ gen und nahmen freundlich Abschied von der Mutter;
„ man hielt ein fröliches Valetmal: den Waisen aber
„ war nach einer solchen Intercession wenig geholfen."

In obigem Jahr 1634. hatte Breitinger seine würdige Gattinn verlohren. In dem lezten Willen hatte sie den von ihrer Base, Agnes Tommann gestifteten Fond zu Büchern für arme Studierende durch ihren Beytrag vermehrt. Dieser Todesfall gieng dem Wittwer so nahe, daß er im J. 1635. in eine gefährliche Krankheit fiel.

Nach seiner Wiederherstellung gieng seine erste Sorge auf Bereicherung des Seminariums, damit in demsel-

den, besonders die studierende Söhne wenig begüterter Landgeistlichen versorgt werden möchten.

Im J. 1637. kam Hans Conrad Werdmüller wieder nach Zürich. Als ein Knabe hatte er sich zu Lyon in ein Kloster verirrt. In geheim ward er daselbst erzogen und bey reiferm Alter that er das Ordensgelübde. Nach langen und wiederholten Religionsgesprächen mit Breitingern, warf er nunmehr die Minoritenkutte von sich.

Im J. 1642. wurde der Grund zu den Befestigungswerkern gelegt und von diesem Vorhaben in allen vier Pfarrkirchen geprediget.

Mit heranrückendem Alter hatten sich Breitingers Leibesbeschwerden vermehret. Im J. 1643. ward er vom Schlagflusse getroffen; hernach ward er vom Steinschmerzen geplaget. Als er den 26. März 1645. aus der Frühpredigt heimgehen wollte, überfiel ihn im Kreuzgang ein neuer Schlagfluß; im Chorherr Suters Begleite kam er nach Hause; im Lehnstul waren seine lezte Worte: Wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn!

Er hinterließ keine Leibeserben; unter seinen Vermächtnissen waren 1500 Gulden ad pias caussas.

Das Kirchenarhiv in dem Pfarrhause zum grossen Münster hat ihm den Anfang zu danken. Mehrere seiner Schriften sind niemals im Drucke erschienen; unter diesen sind seine öffentlichen Vorträge vor Rath und vor der Synode, wie auch seine Lebensbeschreibung, und seine Acta der dordrechter Synode vielmal copirt worden.

Unter den gedruckten Schriften erwähnen wir z. B. einige Uebersetzungen aus dem Plutarch; ferner Auslegung des h. Unser Vaters; verschiedene Predigten; Tractat vom alten und neuen Glauben; Bedenken von Comödien und Spielen; Bericht von den Wiedertäufern; verschiedene seiner Synodalreden in den Miscell. tigurinis; Bericht von der h. Schrift und ihrer Auslegung u. m. a. die man in Hottingers Biblioth. tig. nachschlagen kann.

XXI.

Joh. Jacob Hottinger. (*)

Das Licht erblickte er den 1. Christmonat 1652. Im fünfzehnten Jahr des Alters verlor er seinen Vater, den berühmten Heinrich Hottinger. Sehr jung hatte er die Schrift de Spiritu prædicante Spiritibus in Carcere verfertigt und öfentlich verthaydigt. Im J. 1672. begab er sich zur Fortsetzung der Studien nach Basel und hernach im J. 1675. nach Genf. Bey seiner Zurückkunft in Zürich ließ er sich im J. 1676. in das Predigtamt aufnemmen. Im J. 1680. ward er Pfarrer zu Stallikon. Zu gleicher Zeit verheurathete er sich mit einer Tochter des damaligen Professor Lavaters.

Auf dem litterarischen Kampfplatz erschien er zum ersten male gegen den Mönch Marianus Schottus, der ihn durch Invectiven so wol gegen den zürcherschen Catechismus als gegen seinen seligen Vater zur Gegenwehr aufrief.

Im J. 1686. ward er zum Diacon beym grossen Münster in Zürich erwält. Die Erholungsstunden wiedmete er dem Studium der helvetischen Kirchengeschichte. Mit Supplementen bereicherte er die Kirchengeschichte des Vaters. Wie geschickt er zu solcher Unternemmung

(*) S. Tempe Helvet. T. II. Sect. I. §. 7.

gewesen, beweist seine Wiederlegung des Sforzia Pallavicinus vom J. 1692. Die Ausfälle andrer Klostermänner, z. B. Gerold Wielands und Caspar Langen verdoppelten seinen Eifer in Bearbeitung der helvetischen Kirchengeschichte. Von 1698. biß zum J. 1707. umfaßte er diese in drey Quartbänden, von Entstehung des Christenthums in dem Vaterlande bis auf den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; noch im Greisenalter fügte er im J. 1729. den vierdten Band bey. Dieser begreift die Kirchengeschichte seiner Zeit in sich, wie auch Zusätze zu den vorhergehenden Büchern.

Im J. 1698. erhielt er, nach Joh. Heinrich Heideggers Hinscheid, den theologischen Lehrstul. Seine Antritsrede handelte von dem Vorzug der reformirten Gottesgelehrtheit vor der papistischen. Damals schien die Polemick ein nothwendiges Uebel. Auch selbst nach Beylegung des einheimischen Religions-Krieges im J. 1712. hörten die Streitigkeiten der Gelehrten nicht auf. Im J. 1717. gieng Joh. Baptista Dillier, ein Jesuit von Sarnen ob den Wald so weit, daß er in seinen sogenannten Horologium arithmetico-morale der reformirten Kirche den Untergang drohte. Des prophetischen Anagramatisten ungeachtet, erschien nunmehr für Zürich die erfreüliche Epoche des Reformations-Jubiläums. (*) Dasselbe ward am Neujahrstag 1719. und Tags darauf durch öfentliche Predigten gefeyert; auch wurden verschiedene, academische Reden und Disputationen gehalten. Bey letztern ward jedermann, Fremden und

(*) S. Biblioth. Bremens. T. III. s. 492.

und Einheimischen, zu opponiren Erlaubniß gegeben. Erst nachher schrieb ein Jesuit von Lucern gegen Scheuchzer und Hottinger, von denen er bald durch Gegenschriften zum Stillschweigen gebracht wurde.

Während, daß sich die zürchersche Kirche gegen äussere Anfälle in Sicherheit setzte, gährten innere Zwiste in ihrem eigenen Schosse. Seit langem her nämmlich hatte die Intoleranz der Scholastick die Seele in Fesseln geworfen; zugleich mit diesen zerbrach der Fanaticismus auch selbst die heiligsten Bande. Um so viel mehr glaubten sich die Reformirte verpflichtet, da bey geringster Aufkeimung sectirischen Unkrautes die Katholicken sogleich zu schreyen anfiengen, daß der Landesfrieden nicht drey oder mehrere, sondern nur zwo Religionen gestatte.

Ends des XVIIten und Anfangs des XVIIIten Jahrhunderts hatte sich die Schwärmerey von Bern aus über Zürich und die benachbarten Gegenden verbreitet. Eine Art Inquisitionsgericht ward hie und da gegen die Sectirir niedergesetzt. „Ein solches Gericht, schreibt Crousaz, (*) „hatte Vollmacht zu allen möglichen Nachforschun„gen; von demselben wurden die einen ihrer Aemter „entsetzt, die andern ins Gefängniß geworfen, des Lan„des verwiesen oder noch härter gebüsset; den Einen „entzog man die Verwaltung der Güter, dem Andern „die Fürsorge für die Erziehung der Kinder.“ Ausser Toggenburg, Appenzell, St. Gallen, Schafhausen u. a. war auch Glarus von schwärmerischen Ausschwei-

(*) S. Memoires pour servir à l'histoire des troubles arrivées en Suisse à l'occasion du Consensus. f. 40.

fungen bedrohet. Unterm $\frac{8}{19}$ Nov. 1710. gelangte von dasigen Geistlichen ein Schreiben an Zürich: Obs nicht dienlich seyn würde, zur Herstellung der Rechtglaubigkeit eine Kirchenversamlung für die evangelischen Kantons ausschreiben zu lassen? Noch empfand man indeß allzulebhaft die Unruhen, welche sowol die Dordrechtersynode als auch seither der helvetische Consensus verursacht hatten: daher ließ es, auf Hottingers Eingeben, der zürchersche Kirchenrath dabey bewenden, in allgemeinen Ausdrücken den Eifer der Glarner zu loben und anbey durch ein Kräisschreiben die Prediger des Kantons aufzufodern, einerseits daß sie auf die Schwärmer ein wachsames Auge richten, anderseits daß sie durch das Beyspiel eines ehrbaren Wandels dieselben gewinnen. Unter andern angesehenen Personen, welche in Zürich den Pietismus begünstigten, befand sich vorzüglich ein Haupt des Staates; ungeachtet seiner Känntnisse und seines wolmeinenden Eifers wurden die besten Absichten dieses ausserordentlichen Mannes durch den Ungestümm seines Temperamentes vereitelt. Bald in politische, bald in religiose Schwärmereyen gestürtzt, sah er sich endlich aller Ehrenstellen und des Bürgerrechtes selbst beraubt. Indem er mit seinen Anhängern den verdorbnen Zustand des Staats und der Kirche aufdeckte, schlug er Heilmittel vor, die eben so gefährlich waren als die Krankheit selbst. Je grösser sonst die Verdienste dieser Leute, je rührender ihre Beredsamkeit, je helleuchtender ihr Beyspiel gewesen, desto verführerischer waren ihre Lehrmeinungen; indem sie sich auf Inspirationen verliessen, konnten sie sehr leicht blinde Triebe und leere Traümereyen vergöttern; durch dreiste Ankündigung naher Strafgerichte und Ankunft des tau-

fendlähriges Reiches schienen sie zu politischen Verwirrungen Anlaß zu geben; je fürchterlicher vormals die wiedertäuferschen Unruhen gewesen, desto eifriger suchte man nunmehr ähnlichen Unruhen im ersten Keim zu begegnen. Bey allen diesen Händeln hatte sich Hottinger als grossen Zeloten für die Erhaltung der rechtglaübigen Lehre bewiesen. Wenn andere durch aüssere Zwangmittel, so suchte er durch belehrende Schriften die Verirrten zurück zu führen. Im J. 1715. edirte er in teutscher Sprache die Schrift von dem Zustande der Seele nach dem Tode, sammt beygefügter Wiederlegung der Lehre von der Begnadigung der gefallenen Engel und der verdammten Menschen. Im J. 1716. die unverfälschte Milch der christlichen Lehre, wie auch Nachrichten und Warnungen wegen dermal im Schwange gehenden, übelgehannten Pietismus. Im J. 1717. die Versuchungsstunde über die evangelische Kirche durch neue, selbstlaufende Propheten. In letzterm Buche findt man Nachricht von den damaligen, pietistischen Unruhen in Zürich. Wie günstig diese Schriften von der Obrigkeit aufgenommen worden, mag folgende hohe Erkanntniß des Rathes beweisen.

„Bey Anlaß der von Herrn Lieutenant Geßner eingegebner Dedicationsschrift der beyden schönen von „Herrn Theologus Hottinger wieder den Pietismus und „andre Irrtümmer in Druck ausgegebene Tractaten „haben meine gnädige H. Herren in Betrachtung dieses „Werkes Fürtreflichkeit und Nutzbarkeit wol ermeldten „Herren Theologus für seine hiebey gehabte, grosse „Bemühung und bescheinte, ruhmliche Dexteritæt ihr „hierab tragend bestes Vergnügen und obrigkeitlichen

„ Dank, als hiemit beschieht, bezeugt. Actum Mittwo-
„ chen den 1. Sept. 1717. Coram Senatu.

An den Buchhändler gelangte folgende Erkanntniß:

„ Dem Herrn Leutenant David Geßner haben M.
„ Gn. HHerren für die beyde, aus obrigkeitlichem Be-
„ fehl durch den Druck publicirte Tractatus, mit wel-
„ chen er meinen Gn. HHerren R. und B. seine ehren-
„ bietige Aufwartung gethan, ein hundert Reichsthaler
„ zu einer wolverdienten Honoranz verordnet. Actum
„ Mittwochen den 1. Sept. 1717. coram Senatu. “

Ausser diesen Kontroversen war auch die Vereinigung der Protestanten ein Gegenstand, welcher Hottingern ausserordentlich beschäftigte. — Daher eine Menge academischer Streitschriften über die Gnadenwal und über die damit verwandte Gegenstände, in welchen er freylich ängstlich genug die Lehrsätze so wol der Synode von Dordrecht als des helvetischen Consensus vertheidigte. Diese letztre Schrift wurde von den Corpore evangelico zu Regenspurg als eine Hinderniß der protestantischen Vereinigung erklärt. (*) Den 21. Febr. 1722. schrieb deswegen der König in Preussen an sämmtliche, evangelische Kantons, daß man sich nicht mehr so strenge zu Unterschreibung dieser Lehrformel verpflichte, sondern sich lieber allein an die helvetische Glaubensbekenntniß halte. In gleichem Tone schrieb auch der König von England. In Basel und in Appenzell wurde gerade zu der Consensus bey Seite geschaft; in Bern hinge-

(*) S. Joh. Jac. Hottingers hel. Kirchengeschichte, Th. IV. s. 268. wie auch Crousaz Memoires. Amst. 1726.

gen ward er von Rudolfi, und in Zürich von Hottinger noch immer begünstigt. An letzterm Orte wurde den 21. Jul. 1722. vor dem grossen Rathe erkennt, daß sich zwar die Kandidaten durch ein Handgelübd zur Beybehaltung dieser Lehrformel verstehen, indeß selbige nicht mehr unterzeichnen sollen. — Auf wiederholte Zuschriften der Könige von Preussen und von England, antwortete die gesammte, evangelische Eydgenoßschaft unterm 17. Brachm. 1724. „Wir haben keinen Gewissenszwang noch andere Härte auszuüben uns entschlossen; die Formel wird niemand als Glaubensartickel aufgedrungen, sondern lediglich für eine Vorschrift in der Lehre gegeben, wieder welche unsere Geistliche nicht lehren sollen, zu Erhaltung der unter uns von der Reformation hergebrachten Uniformität in der Lehre u. s. w. “

Seine eigentlichen Gesinnungen hat Hottinger im J. 1720. in dem Anhang zu dem nähern Entwurf von der Vereinigung der Protestanten, wie auch im J. 1721. in der Dissertat. irenica de Veritatis & Charitatis in ecclesia Protestantium connubio an den Tag gelegt. Im J. 1723. gab er in lateinischer Sprache die Geschichte der Formula Consensus, und in teutscher Sprache die Vertheydigung ihrer Lehrsätze heraus; in gleichem Jahre die biblisch chronologischen Abhandlungen; im J. 1727. die Geschichte der Lehre von der Gnadenwal oder Fata doctrinæ de prædestinatione & gratia. — So groß Hottingers historische und scholastische Känntnisse gewesen, so wenig wagte er die geringste Abweichung von dem hergebrachten Systeme; überal schien ihm jede Neuerung gefärlich; Baylens Schriften empfahl er unter

andern auch darum, weil sie, nach seiner Meynung, die Schwachheit der menschlichen Vernunft in gänzlicher Blösse darstellen. Die Studenten beschwor er, daß sie sich ja nicht zur Ausbreitung des copernikanischen Lehrgebaüdes hinreissen lassen. — Wie mancher Gelehrte, der, bey noch so ausgebreiteter Einsicht, sich nicht immer über die Denkart seiner Zeitgenossen empor schwingt? Nicht nur indeß bloß als Gelehrter, auch als Bürger hatte Hottinger ausserordentliche Verdienste; nicht weniger trug er bey zur Beylegung der politischen als der kirchlichen Unruhen; auch auswärts ward er als Orakel zu Rathe gezogen; sehr wichtig sind seine Briefwechsel über den Wettsteinschen Prozeß mit den Basler-Gelehrten, wie auch die ungarschen, pfälzische und andre Briefe, die sich nebst mehrern seiner Handschriften theils auf der carolinischen Stiftsbibliothek theils in den Händen Prof. Hottingers befinden. Dieser sein würdiger Nammenserbe besitzt unter anderm verschiedene Briefe an selbigen von Leibnitz, Seckendorf, Spanheim, Ludolph, Jablonsky, Naude, Fabritius, Trigland, Witsius, Lampe, Hasäus, Noel, Crenius, Bignon, Türretin, Bourget, Basnage, Osterwald, Ancillon, Jäger, Pfaff, Heümann, Wettstein, Buxtorf, Werenfels, Grynäus, Iselin, u. n. a.

Bis in sein drey und achtzigstes Jahr blieb Hottingen ungemein thätig; ohne Schmerzen und mit sanfter Ruhe gab er den 18. Decemb. 1735. den Geist auf.

XXII.

Joh. Jacob Zimmermann.

Er wurde den 10. December 1695. in Zürich gebohren. Anfangs nahm er in den Schulen schlecht zu. Weniger der Verstand als das Gedächtniß wurden geübet. Die Dörne und Disteln der Sprachkunst schreckten ihn ab von dem Studium der Sprachen; das Licht der Weisheit verbarg sich vor seinem Auge unter dem Nebel verjährter Scholastick. Sehr willkomm schien ihm der einheimische Krieg vom J. 1712. Nach seiner Meinung gab er ihm Anlaß zur Verlassung der Schule. Würklich zog er mit seinem Vater, einem Feldarzt, ins Lager. Bey der Zurückkunft erklärte er sich, daß er gerne den Beruf eines leiblichen Arztes dem Beruf eines geistlichen vorziehen möchte. Die Mutter aber wiedersetzte sich aus allen Kräften dem Vorsatz; aus kindlicher Liebe entsprach er ihrem eifrigsten Wunsche. Selbst gestand er hernach, daß nichts anders als das vermeinte, lustige Leben der Barbiergesellen ihn zur Auswahl ihrer Lebensart gereizt habe. Seither reute es ihn niemals, daß er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. In dem Gymnasium lernte er wenig; bey Hause las er die Schriften eines Locke und Clericus, Werenfels und Türretins; auch studierte er fleissig die Theologie des Limborchs; seinem orthodoxen Professor war dieses zuwieder; indeß war er hieran selbst Schuld, weil er durch Anführungen und

Wiederlegungen den Jüngling auf solche Bücher aufmerksam machte. Am meisten lernte er aus dem Umgange des Pfarrer und Professor Ulrichs. Bey aller Hochachtung indeß für seine moralischen so wol als gelehrten Verdienste hatten ihm immer die überhaüften Blumen und Figuren in seinen Predigten mißfallen; auch nahm er die Freyheit seinem Lehrer zu sagen: Nur durch Ueberzeugung werde dauernder Eindruck bewürkt; durch Luxus der Wohlredenheit könne wohl flüchtige Taüschung, nicht aber bleibende Besserung erfolgen. Und Ulrich war zu groß, um sich durch jede Einwendung, und wenn auch von einem Schüler, entehret zu glauben.

Je reifer Zimmermanns Geist ward, desto mehr fand er Geschmack am Lesen der Alten. Zufälliger Weise hatte sich seine Neigung zu den Studien einerseits beym Durchblättern des gelerten Büchersaals, anderseits bey Werenfelsen Abhandlung de Logomachiis eruditorum vermehret. Bey letztrer Schrift gieng ein neues Licht in seinem Kopf auf. Uebrigens war seine Lectüre sehr tumultuarisch; zu gleicher Zeit beschäftigte er sich mit Locke und Poiret, mit Malebranche und Clauberg; bey wiederholtem Lesen zog er allen andern Locke weit vor. Damals wußte man von der wolfianischen Philosophie noch gar nichts. In ältern Jahren studierte er sie; besonders gefiel ihm die Bestimmtheit der Erklärungen sehr wol; allein in Absicht auf die Lehre von der besten Welt, vom Ursprung des Bösen, vom Reiche der Geister u. s. w. schien ihn Wolf eben so wenig als viele andre zu befriedigen; immer glaubte er, daß diese Untersuchungen niemals zur völliger Evidenz werden können gebracht

werden. Je mehr hiebey heftige Zwiste zu entstehn pflegen, desto weniger wollte er sich mit solchen Nachforschungen beschäftigen. Mit Lust durchblätterte er Bernards, Basnage, Baylens periodische und andre Schriften.

Nach Vollendung der academischen Laufbahn wünschte er die Studien auch auswärts fortsetzen zu können. Aus Mangel an Glücksgütern, bat er, nach Gewohnheit, um obrigkeitliches Reisegeld; da er wegen allzufreyer Denkart verdächtig war, so erhielt er nicht mehr als 50 Thlr. Mit Empfehlungsschreiben von oben erwähntem Professor Ulrich gieng er im J. 1718. zu Lampe nach Bremen. Lampe verschafte ihm eine Informatorstelle in dem Hause Herrn Barckey, eines vornemmen Handelsmanns. Obgleich er schlecht gehalten und bezahlt wurde, so duldete er sich gleichwol zwey Jahr lang. Auf Hasäus Anrathen las er des Voß Libellum de Ellipsi &c. Vigerus de Idiotism. linguæ græcæ, Glassius Philolog. Sacr. Capellus Critick sammt Burtorfs Anticritick, auch Bezens Commentarien und den Drusius. Ihm standen die Bibliothecken eines Nonne und Gerdes zu Dienste. Im J. 1719. sah er Mosheim in Bremen und fand ihn dem Unionswerke weniger geneigt als man anfangs gehoft hatte.

Da Zimmermann in Bremen niemals gesund und schon damals von Hypochonder geplagt war, so begab er sich wieder nach Hause. Auf der Heimreise besuchte er in Heidelberg Miege und Kirchmeyer; in Tübingen Pfaffen; leztrer gab ihm ein Heft academischer Streitschriften an Alphons Türretin; dadurch bekam er Anlaß mit diesem in Briefwechsel zu treten.

Nicht lange wollte sich Zimmermann zu Hause verweilen; nach vieler Berathschlagung aber und bey den Thränen der Mutter entschloß er sich in Zürich zu bleiben. Da er bey Hause nichts hatte als den Tisch, so suchte er den übrigen Unterhalt durch Privatunterweisungen. Die Nebenstunden wiedmete er dem Studiren; er las Simons Hist. critique und Mills neues Testament; alsdenn prüfte er die ältesten Schutzschriften der Kirchenväter, den Eüseb und die übrigen Kirchenscribenten. — Zugleich trat er in die Gesellschaft der Lernbegirrigen; dadurch legte er den Grund zu nachheriger Beförderung; einige Mitglieder nämlich erwarben ihm durch ihren Einfluß einen academischen Lehrstul. Zum Predigen hatte er wenig Neigung, ob er gleich viel Geschick dazu hatte und gerne gehört ward.

Immerhin sah er sich von Hypochonder verfolgt; er brauchte allerley Wasser; im J. 1740. bediente er sich des Bades in Wallis: Alles umsonst! Er merkte, daß sich moralische Ursachen mit den physischen zur Vermehrung seiner Krankheit vereinigen; mit Gewalt stieß er alles von sich, was sein Gemüth beunruhigen könnte; zugleich fieng er an, fleissige Spaziergänge zu machen; wenn er allein war, so laß er in einem aufgeraümten Buch; wenn er gute Freunde antraf, so hielt er mit größter Ungezwungenheit freymüthige Gespräche. Das Uebel wurde vermindert; ganz nahm es nie ab. Selbst gesteht er in seiner handschriftlichen Lebensbeschreibung, daß seine erste und zwote Gattin bey seinen hypochondrischen Anfällen vieles auszustehen gehabt haben; kaum waren solche Anfälle vorüber, so war er der gefälligste Lebensgefehrte.

Das erste mal verheyratete er sich im vier und dreissigsten Jahr seines Alters; im J. 1738. starb seine Gattinn an einer Lungenentzündung. In dieser Ehe hatte er sechs Kinder erzeugt, welche alle, ausser zwo Töchtern, frühzeitig starben. Im J. 1739. verheyratete er sich zum zweyten male.

In den Erholungsstunden trieb er mit Eifer das Studium der philosophischen Geschichte. Vorzüglich beschäftigten ihn die theologischen Lehrmeinungen der ältesten, orientalischen, griechischen, italiänischen Weltweisen. Mit Anstrengung verglich er die alten Scribenten mit den neuern. In das Bremische Museum ließ er eine Schrift de Fato Stoicorum einrücken; gegen Jac. Thomasius sprach er die Stoiker vom Spinozismus und vom blinden Fatalismus los; diese Schrift wurde von Buddeus bestritten; Zimmermann vertháidigte sie in dem helvetischen Museum. In einem andern Aufsatz nahm er den Diagoras und Ephemerus in Schutz. Bald darauf sendte er einige Versuche an Schelhorn. Wegen seiner Schutzschrift für den Plato gerieth er in Streit mit Gundling, der den Plato des Spinozismus angeklagt hatte. Gegen den alten, berühmten Professor schrieben die gelerteste Männer, als z. B. Mosheim in der Herausgabe des Cudworths, Beausobre in der Manichäischen Geschichte, Brucker in der philosoph. Historie unserm acht und zwanzigjährigen Jünglinge den Sieg zu. Nichts desto weniger war er zu bescheiden, um sich durch allzu bittere Repliken an Gundlingen zu vergehen.

Im J. 1731. hatte er den Lehrstul des Naturrechts und bald darauf zugleich der Kirchengeschichte erhalten. Da er einmal bey öfentlicher, academischer Prüfung frey

von den Concilien redete, so machte dieß Aufsehn. Ein andermal ward ihm zur Last gelegt, daß er von Socin gesagt habe, beata morte decessisse. Auf Anraten seines Freundes, des Antistes Wirz, gieng er dem Gerücht nach und zween von seinen Verlaümdern unter den Studenten wurden genötigt, ihn vor einem Ausschusse des Kirchenrates um Verzeyhung zu bitten. Solche Gerüchte indeß machten immer hie und da Eindrück; dadurch verbitterten die Nebenbuhler dem unbefangenem Manne das Leben. Indeß fuhr er fort, von Zeit zu Zeit verschiedene Schriften drucken zu lassen. Wegen seines Buches de miraculis ward er von Weißlingern angetastet: Mit Stillschweigen wiederlegte er dessen Invectiven.

Ganz wieder alles Vermuten und nicht ohne Wiederstand seiner mächtigen Feinde erhielt er im J. 1737. das Canonicat mit dem theologischen Lehrstul. Durch Mäßigung und durch Empfehlung guter Bücher verbreitete er einen bessern Geschmack und edlere Freyheit im Denken; er war auf die Pfade der Werenfels, Türretin, Frey, Grynäus getreten. Seine Antritsrede handelte: de præcipuis Theologi virtutibus. — In einer academischen Disputation sagte er: daß das Wort Person nicht in den h. Büchern stehe; auch ohne dieses Wort könne man die orthodoxe Glaubenslehre erklären. Sogleich ward er irriger Lehrsätze beschuldigt. Diese und andere Gerüchte achtete er wenig, bis auf die Zeit, da er seine carolinische Rede hielt; sein Thema war de imperfectione cognitionis divinæ collatæ cum eruditione theologica mentium coelo receptarum. Man streute aus, durch diese Rede habe er den theologischen Scepticismus begünstigt. Um das Geschrey zu beschwören, übergab

er die Rede dem Drucke; auf Anraten der Freunde fügte er Etwas bey gegen den Argwohn der Zweifelsucht. Dadurch goß er Oel in das Feuer. Auch in den benachbarten, helvetischen Kirchen ward er ungleich beurtheilt. Schon sah er sich mit Apostrophen vor öfentlicher Synode bedrohet. Um dem Gewitter Ableitung zu geben, ließ er sich von seinen Gegnern schriftlich die Stricturen über seine Rede mittheilen; ausführlich beantwortete er diese. Im J. 1747. mußte er abermal eine öfentliche Rede halten; an Gelegenheit zur Verhöhnung seiner Wiedersächer fehlte es ihm gar nicht; gleichwol unterließ er's. Und jedermann war mit der Rede zufrieden. Durch Schweigen gewann er selbst seine Gegner. Ueber die wenigen, noch strittigen Puncten hatten sich beyde Parteyen in einer Versamlung auf der Chorherrenstube verglichen.

In einen andern Streit sah er sich bey Anlaß einer Synodal-Disputation im J. 1746 verwickelt. Er bemühte sich den Mißbrauch der Hyperbolen in den Predigten und in den Erbauungsbüchern zu zeigen. Ein sonst nicht ungelehrter Opponent besudelte ihn mit dreisten Vorwürfen so sehr, daß sich alle unparteyische Zuhörer ärgerten. Von Breitingern ward hernach in dem helvetischen Museum Zimmermanns Lehrmeinung vertháidigt. Durch wiederholte Neckereyen verbitterte man ihm das Leben so sehr, daß, wenn er genug Glücksgüter gehabt hätte, er den geistlichen Stand würde abgelegt und sich in einem Winkel auf dem Lande verborgen haben. — Auf der andern Seite hingegen ward er durch die Freundschaft vieler Gelehrten ermuntert. Im J. 1746. ward er ein Mitglied der Berlinergesellschaft. Zu dieser Ehre

wurde er durch folgende Veranlassung befördert. Schon vor 18. Jahren stand er mit L'Enfant und hernach mit Mouclerk in Briefwechsel; nach ihrem Hinscheid schrieb er noch bisweilen an den Hofprediger Jablonsky. In Berlin war ein Streit zwischen La Croze und Heumann entstanden, über die Frage: Ob Jordanus Brunus ein Atheist gewesen? Von La Croze ward die Frage bejahet, von Heumann verneinet. Von Ziegler in Schafhausen hatte Zimmermann alle seltene Werke dieses Italiäners erhalten. Bey genauem Durchlesen fand er, daß Brunus nicht wol könnte des Spinozismus angeklagt, aber auch nicht gänzlich von allem Verdachte befreyt werden. Hierüber schrieb Zimmermann eine Abhandlung und schickte sie an L'Enfant. Mittlerweile war dieser gestorben und die Abhandlung fand man nicht mehr. Das Schlimmste war, daß auch Zieglers Schriften seither verloren gegangen. Aus zerstreuten Papieren schrieb jzt Zimmermann seine Abhandlung zum zweiten male zusamen.

Im J. 1746. gab er seinem Stiefsohn Empfehlungsschreiben nach Berlin mit. Peloutier und Elsner fragten ihn: Ob sein Vater die Ehre eines Mitgliedes der königlichen Societät annehmen würde? Durch Formey erhielt Zimmermann das Diplom, als er eben an einem hitzigen Fieber krank lag. Diese Beehrung machte ihm Freude, weil sie seine tadelsüchtigen Feinde beschämte.

Die meisten von Zimmermanns Schriften sind unter der Aufschrift: Opuscula varii argumenti zu Zürich in zween Quartbänden zusamen gedruckt worden. Ver-

schiedene seiner Handschriften hat sein Freund, Breitinger, geerbt.

Zimmermann starb am Schlagflusse, den 30. Wintern. 1756. (*).

(*) S. Bruckers historischen Bildersal und Simlers Urkunden, B. I. Th. I. s. 250.

XXIII.

Joh. Caspar Hagenbuch (*).

Er erblickte das Weltlicht den 20. Augstm. 1700. Obschon der Gottesgelehrtheit gewiedmet, blieben nichts desto weniger seine Lieblingsstudien Altertümmer und Sprachen. Immer wird mittelbar durch solche Studien das theologische Lehrgebaüde, und zwar mit der wenigsten Gefahr des Bannstrales erheitert. Von den jungen Studirenden wurden mit Enthusiasmus die classische Schriftsteller gelesen. Auf gleichem Wege, wie vermals die Reformatoren den Wust der Scholastick weggeraümt hatten, raümten nunmehr die Hagenbuch und Breitinger jene Dörne und Disteln des Universalismus und Particularismus bey seite. Indem sie sich anfangs nur bey Wörtern und Figuren, wie das Volk beym Äussern der Hieroglyphe verweilten, so drangen sie hernach mit den Geweyhten gar bald in das Innere des Heiligtums und trugen die eroberte Fackel unter die Menge.

Schon im J. 1718. entstand zwischen Hagenbuch und Breitinger ein Briefwechsel über die Baderwürfel, wovon das Wesentliche in Conrad Hottingers Altes und Neues eingerückt worden. — Im J. 1720. ward Hagenbuch dem geistlichen Stand einverleibt. Fleissig übte er sich

(*) Strodtmanns neues gelehrtes Europa, IVter Theil.

sich im Predigen; auch erklärte er einigen Jünglingen die griechischen und lateinischen Scribenten. Zween schätzbare Briefe von Zwingli, welche in der Ausgabe seiner Werke fehlen, ließ er aus der Fabritzischen Ausgabe des Pindars vom J. 1618. in Ulrichs Miscellanea tigurina abdrucken. Sein Briefwechsel mit J. G. Altmann gab im J. 1723. Gelegenheit zu der Abhandlung de Ascíburgio Ulixis ex Tacito de Morib. Germ. III. (*) In gleichem Jahre theilte er dem Bibliothekar zu Leyden, Abraham Gronov, Conrad Geßners handschriftliche Anmerkungen nebst seinen eigenen über den Aelian mit. (**) Gronov beehrte ihn hierauf mit der Zuschrift seiner variorum Geographicorum; mit denselben druckte er Hagenbuchs exercitationem ad Cos. Frisium: Ostiones esse nec Germanorum nec Britannorum populum, sed Galliæ celticæ Osismios.

Hagenbuch hatte verschiedene antiquarische Reisen durch Helvetien gemacht; über die eroberten Entdeckungen hielt er in den Sommerferien im J. 1728, 1729 und 1730. ausserordentliche Vorlesungen. In Handschrift hinterließ er mehr als dreyhundert Aufschriften, die in der Schweiz gefunden worden, nebst seiner Erklärung.

Im J. 1730. erhielt er das öfentliche, rhetorische Lehramt in Zürich; hiezu kam im J. 1731. das Lehramt der weltlichen Geschichte; im J. 1735. ward ihm die Professur der griechischen und lateinischen Sprache aufgetragen. Beym Unterrichte wälte er die Methode des Sanctius; sie gründt sich auf bestimmte Sätze und bahnt den sichersten Weg zu gesunder Critick.

(*) Mus. helv. P. IV. & Bibl. Brem. Cl. VII. Fasc. II.
(**) Acta Erudit. 1731. & Le Clerc Bibl. anc. & moderne T. XXVI.

Ohne Vorwissen ward er im J. 1748. von der Etruscischen Academie zu Cortona und von der Colombarischen zu Florenz zum auswärtigen Mitgliede ernennt; hernach hatte er auch das Diplom von der parisischen Academie der schönen Künste und Aufschriften und von der berlinischen und göttingischen Gesellschaft erhalten. Unter denen Gelerten, die durch ganz Europa seine Verdienste um die Erforschung der Altertümmer bewunderten, nennen wir vorzüglich Maffei, Schöpflin, Seguier, Quirini, Gori und Gronov. (*) Gori schrieb ihm: non mireris, si te in enucleandis vetustis Scriptoribus & antiquis inscriptionibus nodisque difficillimis dissolvendis & multa luce conspergendis Criticorum nostri temporis principem adpello ac prædico meum Evergetem.

Nach Auftrag des Schulrathes schrieb Hagenbuch im J. 1744. sein Glossarium nov. Test. Er begleitete es mit seiner Tonologia græca und mit der Diatribe de græcis thesauri novi muratoriani marmoribus quibusdam metricis. In letztrer Schrift behauptet er mit d'Orville und Cannegieter, daß der Thesaurus des Muratori viele Wiederholungen enthalte und seinen ausserordentlichen Scharfsinn übt er über verschiedene darinn befindliche Aufschriften in griechischen Versen. Im J. 1747. edirte er in Zürich die Epistolas epigraphicas, in quibus plurimæ antiquæ inscriptiones, græcæ & latinæ, thesauri inprimis muratoriani emendantur & explicantur. Bald hernach folgte das Tessaracostologion turicense seu inscriptio antiqua, ex qua Turici sub imp. rom. Stationem quadragesimæ Galliarum fuisse primum innotescit, commentario illustrata. Hagenbuch erlaütert darinn eine den 18. May

(*) S. Epist. epigr. s. 428.

1747. auf dem Lindenhofe in Zürich entdeckte Steinschrift. Durch eine Menge ähnlicher Innschriften erlaütert er diese; auch schließt er aus diesem Denkmale, daß Zürich eine Zollstadt der Römer gewesen und nicht Tigurum, sondern Turicum genennt worden. Nicht von dieser Stadt also hatte der Tigurinische Pagus den Namen erhalten; aus Schmeicheley gegen die Zürcher hatte Glareanus den Nammen Turicum in das vermeinte, berühmte Tigurum verwandelt.

Im J. 1748. rückte der Kardinal Quirini in sein Specimen humanitatis &c. auch einen Brief unsers Hagenbuchs ein. Der Kardinal hielt sich einige Tage zu Zürch auf und machte mit unserm Antiquar persönliche Bekanntschaft. Noch in gleichem Jahre edirte dieser: de diptycho Brixiano Boëthii consulis epistola epigraphica, auspiciis Angeli Mariæ S. Marci cardinalis Quirini. Dabey befindt sich eine Appendix epigraphica ad Quirinum, worinn er eine zu Cortona befindliche, aber zu Rom, Florenz und Mailand irrig gedeutete Steinschrift erlaütert. Hiezu kam noch eine von dem Kardinal gewünschte Erklärung der in dem Herculaneum gefundenen Rittersaüle des M. Nonius Balbus, wie auch die Auslegung des Diptychi Areobindi consulis.

Im März 1750 sandte er eine Abhandlung über die Stelle des Properz B. II. Eleg. XVI. 8. an Heumann nach Göttingen. Im J. 1752. that er eine Reise ins Elsaß, hauptsächlich um Schöpflin in Straßburg zu sehn.

Noch müssen wir seines gelerten Streites mit J. E. F. Walch erwähnen. Dieser gab im J. 1750 eine Schrift heraus: Marmor Hispaniæ antiquum, vexationis Nero-

cianæ insigne documentum illustratum. In einem besondern Schreiben an ihn bestritt Hagenbuch die Aechtheit der Innschrift. Dieses Schreiben ließ Walch im J. 1753. in sein Werk einrücken; zugleich suchte er die darinn gemachten Schwirrigkeiten zu lösen.

Unter Hagenbuchs handschriftlichem Nachlasse, in der kostbaren Büchersammlung seines gelehrten Tochtermanns, Canonicus und Prof. Steinbrüchels, befindt sich noch ein reicher Schatz seiner unvergleichlichen Arbeiten und seines gelerten Briefwechsels; unter anderm die Fortsetzung der Epist. epigraph. nebst ausgearbeiteten Realregistern, wie auch reiche und wichtige Materialien zur Helvetia antiqua.

Von seinen antiquarischen Lieblingsstudien sah Hagenbuch sich einiger massen entfernt, als ihm in Zürich der theologische Lehrstul anvertraut wurde. Er that seine Antritsrede (*) im J. 1756. de statu Litterarum S. & ecclesiæ Sæculo VIII. exeunte, à Carolo magno, quod ultra tunc non dabatur, aliquatenus tantum emendato; ein Jahr vorher hielt er an dem Gedächtnißfeste Karls des Grossen eine Rede: de statu litterarum humaniorum Sæc. IX. ineunte &c. welche hernach im J. 1763. unmittelbar nach seinem Hinscheid zusamengedrückt worden. Von ihm hat man einige academische Abhandlungen, als z. B. über die Stellen 1. Joh. V, 6. Geschichtb. XVII, 11. 1. Tim. VI, 2. — So rein und groß Hagenbuchs Frömmigkeit, so gewissenhaft der Eifer in sei-

(*) Sie fiel auf den Tag, wo Karls Andenken auf dem Gymnasium durch eine öfentliche Rede gefeyrt wird.

nem theologischen Amt war, so sehr scheints nichts desto weniger zu bedauren, daß er in der letztern Lebenshälfte in ein neues Feld der Wissenschaften verwiesen worden. Eine Unschicklichkeit auf dem zürcherschen Gymnasium scheint es, daß die Lehrer von dem einen Lehrstul zu dem andern fortrücken: einigermassen aber wird freylich diese Unschicklichkeit verschwinden, wenn man das enge Band der meisten Wissenschaften betrachtet. Ohnehin ist der größte Gelerte in seinem Fache nicht immer der brauchbarste Lehrer; je tiefer und ausgebreiteter seine Känntniß seyn mag, desto leichter überspringt er die Zwischenbegriffe und sezt allzu viel bey dem Zuhörer zum voraus; je mehr er in sein Lieblingsstudium verliebt ist, desto weniger zieht er das Bedürfniß des Anfängers zu Rathe und desto geneigter ist er, mit diesem auf Abwegen zuweilen. Setzen wir hingegen bey jedem Lehrer gesunde Logik und Urteilskraft voraus, so werden bey jedem neuem gelerten Gegenstande ihm diese mit heitrer Fackel vorleuchten können. Auch bey den theologischen Vorlesungen baute Hagenbuch immer auf philologische Grundlage; nach dem Beyspiel der Reformatoren empfahl er Sprachen und Kritick als das gewisseste Mittel zur Erforschung der geofenbarten Warheiten. (*)

Er starb im J. 1763. — Nach seinem Tode fieng Joh. Jac. Hottinger an, einige von seinen hinterlassenen Handschriften in das Museum Turicense vom J. 1782. einzurücken.

(*) S. Luthers trewherzige Vermahnung, daß man christliche Schulen aufrichten solle. Opp. Germ. Jen. T. II. f. 454. b. — 464. b.

XXIV.

Joh. Conrad Füßlin.

Seine Vorältern hatten sich in Deutschland niedergelassen. Sein Vater war Prediger zu Oberwezlar. Dieser hatte sich mit Susanna Borgerd von Henau verheuratet. Aus solcher Ehe ward unser Conrad Füßlin im J. 1704. geboren. Mit seinem Vater kam er im J. 1706. nach Wezlar. Daselbst ward der Knabe in die öfentlichen Schulen geschickt: allein er war wenig lernensbegirrig; je mehr sein Vater, zur Erwerbung des Unterhaltes, sich mit Unterweisung fremder Jünglinge beschäftigte, desto weniger fand er Zeit zur Unterweisung des eigenen Knaben.

Inzwischen war Karl Ludwig, Graf von Sayn und Wittgenstein, eines Rechtshandels wegen nach Wezlar gekommen. Da der alte Füßlin den Söhnen dieses Grafen Unterricht gab, so gerieth dadurch der junge Füßlin mit denselben in genaue Bekanntschaft; ihre Unterhaltung aber war entweder bey den Pferden im Stalle oder sonst auf den Strassen.

Als die jungen Grafen wieder fort waren und Füßlin überal müssig gieng, begab er sich zulezt aus Langweile und eignem Antriebe in die Jesuiterschule, welcher Pater Falckenstein vorstand. Dieser nahm sich seiner an, so daß er's unvermerkt im Lateinischen ziemlich weit ge-

bracht hatte. Dieses Glück aber dauerte nicht lange; sein Vater starb im Jahr 1718. die Mutter hatte er schon im J. 1711. verloren; izt hatte er eine Stiefmutter, die viel Verstand besaß: allein, obwol sie bemittelt war, so wollte sie doch keine Stiefkinder erziehn; so reisete also der junge Mensch in dem vierzehnten Jahre seines Alters mit drey Schwestern, deren zwo jünger waren als er, nach seiner Vaterstadt in die Schweiz. Ungeachtet er wenig Geschicklichkeit zeigte, so ward er nichts desto weniger von seinen Verwandten dem geistlichen Stande gewiedmet. Er ward in das obrigkeitliche Seminar aufgenommen. Einer seiner Vetter, welcher der Filialkirche zu Seebach vorstand, gab ihm Privatunterricht; in neun Monaten brachte ers so weit; daß er den Nepos im Lateinischen, und die IV. Evangelisten im Griechischen zu übersetzen im Stand war. Nunmehr erhielt er Zutrit in das Collegium der Humanität, blieb aber eine Zeit lang zurück. Voll Unmut über seine Zurückweisung, studirte er jzo Tag und Nacht; auf solche Weise machte er bald einen Vorsprung über alle seine Mittschüler und ward in das carolinische Collegium befördert. Die Schriften des Tullius laß er sehr eifrig. Als einmal die ältern Studenten den Heyden die Seligkeit absprachen, schrie er mit Unwillen: Und wie denn? Tullius sollte verdammt seyn?

In dieser Zeit trat er in genaue Freundschaft mit einem jungen Edelmanne, Heinrich Wyß; in den Studentenjahren lasen sie den Virgil und Lucrez mit einander; für sich besonders las Füßlin den Lucian.

In dem Hörsal ward er mit scholastischer, dunkler Logick und Metaphysik geplagt. Füßlin schafte sich die

philosophischen Werke des Clericus an. Izt erschien Wolf mit seinen philosophischen Schriften: noch aber waren diese verbotene Waare in Zürich. In geheim studirte er sie desto eifriger und so fieng es je länger je mehr an, in seinem Verstande zu tagen.

In der Theologie ward Heideggers theologische Medulla behandelt. Dieses Buch laß Füßlin mit ausserordentlichem Fleisse und so erwarb er sich das Lob eines geschickten Studenten. — Im J. 1726. sah er sich dem geistlichen Stande einverleibt. —

Durch Gelehrsamkeit und durch glückliches Predigertalent hatte er sich in solches Ansehn gesetzt, daß die ersten Geschlechter in der Stadt darauf eifersüchtig waren, ihn zum Lehrmeister ihrer Söhne zu haben. Auf solche Weise erwarb er sich die Freundschaft der angesehensten Männer, eines Statthalter Rüschelers und Bürgermeister Otten.

Nachher begab er sich mit dem Landvogt Keller auf das Schloß Eglisau, als Hofmeister seiner Kinder. In diesem Hause war er sehr gerne; in demselben herrschte die süsseste Einigkeit und überal fand er da den Ton edlerer Lebensart und Urbanität.

Bey seiner Zurückkunft nach Zürich ward die Orellsche Buchhandlung errichtet, daran obgedachter Heinrich Wyß, auch Antheil hatte. Die Unternemmer gedachten zürchersche Aldi, Stephani, Plantini zu werden; sie fiengen an mit der Herausgabe des Thesaurus der helvetischen Geschichtschreiber, wozu Füßlin ein Programma verfertigte und noch mehr Lieferungen versprach. Im

J. 1736. that er eine Reise nach Frankreich, nach Leipzig und Berlin, um diese Buchhandlung in Bewegung zu setzen.

Im J. 1737. rückte er in die Tempe helvetica einen Aufsatz ein über Röm. V, 13. Diese Stelle übersetzte er also: So lang das Gesetz ist, so lang ist die Sünde in der Welt; und v. 20. das Gesetz auf Sinai ist nebeneingekommen, weil die Sünde überhand genommen hat. — Im J. 1739. lieferte er gegen Bayle eine Schutzrede für David in dem helvetischen Museum. Derselben sollten noch zween Abschnidte folgen; ein angesehener Mann in seinem Vaterlande bezeugte darüber sein Mißfallen und der Verfasser hatte die Schwachheit, daß er sich dadurch von der Fortsetzung abschrecken ließ. — In dem Excerpto universæ italicæ & helveticæ Litteraturæ, welches zu Bern heraus kam, sind verschiedene seiner Abhandlungen über die Kirchengeschichte des mittlern Zeitalters; andere sind von ihm in die neue bremische Bibliotheck, in die Bibliothecam haganam und in das hamburgische Magazin eingerückt worden. In fünf Theilen hat er Beyträge zur helvetischen Reformationsgeschichte geliefert. Im J. 1740. gab er die erste Centuria epistolarum Reformatorum heraus. Von solchen Briefen besaß er eine grosse Sammlung; er wollte sie in einzelnen Centurien herausgeben: allein bey geringer Anzahl der Liebhaber wollte der Verleger keine Fortsetzung wagen. Indeß hatte Füßlin der Ausgabe dieser ersten Centuria die Bekanntschaft mit dem Kardinal Quirini zu danken. Von diesem erhielt er auf der Durchreise einen Besuch; bald darauf geriethen sie in weit-

läufigen Briefwechsel. Unter anderm warf der Kardinal in seinen Briefen die Frage auf: Ob nicht Sadolet, Contarn und Polus bessere Schriftsteller gewesen als die Reformatoren? Füßlin behauptete: wenn auch diese Kardinäle grössere Philosophen und Schönschreiber gewesen, so seyn sie doch in der Känntniß der heiligen Sprachen und in der Belesenheit der Kirchenväter weit hinter den Reformatoren geblieben. Er bat ihn, Sadolets Schreiben an die Genfer und Kalvins Antwort gegen einander zu halten, so werde er finden, daß leztrer eben so gut Lateinisch geschrieben und mehrere Einsichten in Kirchensachen gehabt habe als jener.

Im J. 1768. wollte der Buchhändler Hurter in Schafhausen aus Büschings Erdbeschreibung denjenigen Theil, welcher die Eidgenoßschaft begreift, besonders und mit Zusätzen abdrucken lassen. Füßlin übernahm diese Arbeit und aus einem wurden vier Bände. In diesem Werke hat er die geographischen Nachrichten mit historischen verbunden. In gleicher Zeit edirte er seine neue und unpartheyische Kirchen- und Käzerhistorie der mittlern Zeiten. Neu heißt sie mit Recht, weil sie nicht aus Kompendien, sondern aus Originalurkunden geschöpft ist: unparteyisch, weil der Verfasser ohne vorgefaßte Meynung und ohne Leidenschaft urteilt. Seither hat er verschiedene historische Artickel für die Pariser Encyclopädie zusamen geschrieben.

Im J. 1742. ward er zum Pfarrdienste nach Veltheim bey Winterthur berufen. Bey den litterarischen und Pastoralgeschäften fand er die süsseste Erholung in allerley landwirthschaftlichen Versuchen. So wol sein

Beyspiel als seine Anweisungen ermunterten den Fleiß seiner Kirchangehörigen. Die Welt kennt ihn als Gelerten, aber im Stillen würkt sein Einfluß auf die Glückseligkeit seiner Gemeinde. Als geschickter und sparsamer Landwirth fand er Mittel, den Alten und Unvermögenden Erquickung, den Dürftigen Arbeit und Unterhalt, den Jungen Dienst und Geschäfte zu geben. Sie liebten und ehrten ihn als Vater, und er sorgte für ihre zeitliche Wolfahrt nicht weniger als für die geistliche, fest überzeugt von beyder gegenseitigem Einfluß.

Immer hatte er in ehelosem Stande gelebt, obgleich er selbst gestand, daß er nicht von Holz oder Stein gezimmert sey. Von Jugend auf war er gerne mit Personen des andern Geschlechtes in Gesellschaft. Mit viel Naivität erzählte er in vertraulichem Gespräche eine Menge galanter Histörgen; schöne Bildung und belebter Umgang machten ihn bey den Schönen aller Orten, auch in dem höchsten Range, willkommen. Solche Anecdoten lehren uns, daß auch die trockenste, critische Gelehrsamkeit mit Anmuth des Lebens bestehen kann. Verschiedene vortheilhafte Heüratsentwürfe schlug er aus; eine einzige Person, an welche er noch in seinem Alter mit Zärtlichkeit zurück dachte, hatte ihn gegen alle andern ihres Geschlechtes gleichgültig gemacht; ihre Jugend aber schien sich nicht zu seinen Jahren zu schicken; aus Unmuth faßte er den Entschluß, nunmehr gar nicht zu heurathen. Seither lebte er einsam. Kleine Zwiste mit einigen Gelehrten in den benachbarten Städten zogen ihm Verdruß zu und so zog er sich je länger je mehr von dem Umgange mit der Welt ab. Wie vertraulich er mit dem Gedanken des Todes gewesen, er-

hellt unter anderm daraus, daß er noch bey völliger Lebenskraft sein Grabmal hatte aufrichten lassen. In seinem lezten Willen besorgte er mildreich seine Gemeinde; seinen Bücherschatz überließ er um einen bescheidenen Preiß der zürcherschen Stadtbibliotheck.

Er starb am Schlagfluß im Jahr 1775.

XXV.

Jacob Gujer, genannt Kleinjogg (*).

Seitdem Hirzel diesem Feldbauer ein Denkmal geweyht hat, darf es niemand befremden, ihn in dem Chore berühmter Zürcher zu sehen; obgleich er weder ließt noch schreibt, so nimmt er seinen Platz bey den Gelehrten, da er mit besonderm Erfolg das wichtigste Buch, das Buch der Natur und das menschliche Herz studirt, da er durch eignes, lebendiges Vorbild weit nachdrücklicher als so mancher Schriftsteller durch todten Buchstaben gelehrt hat. Keineswegs werden an seiner Seite weder der Feldherr noch der Staatsmann sich schämen. Im Kleinen zeigt diesem sein Hauswesen das schönste Bild der grossen Haushaltung des Staates; mag jener durch die Waffen die Gränzen des Landes erweitern, so kämpft Kleinjogg mit dem Spat und der Hacke; seine ehrenvolle Beute zieht er aus dem Schosse des Bodens; als Held verfolgt er die Feinde; seine Feinde aber sind Vorurteile und Laster, die vor seinem hellen Blicke verschwinden. Gleichwie für die öffentliche Ehrbegierde Curia und Forum, Academ und Olympischer Spielplatz, so sind für die haüsliche Ehrbegierde Haus und Meyerhof und Werkstette das schönste Theater. Und wer könnte wol besser so viele schale Romanen als ein haüslicher

(*) S. Hirzels Wirthschaft eines philosophischen Bauren.

Plutarch oder Nepos verdrängen? Würde nicht zur Bildung des gemeinen Mannes eine Samlung von Lebensbeschreibungen guter Bürgersleute und Bauern weit lehrreicher seyn als keine Welt- und Staatengeschichte?

Jacob Gujer wurde in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu Wermetschweil bey Uster im Zürchergebiete geboren. Bey dem vollblütigen Jungen waren Fleisch und Geist immer im Streite; ihn lockte die Sinnlichkeit in die Lustgefielde der Wollust, der Pfarrer hingegen riß ihn mit sich in die Labyrinte des Mysticismus; in der Verwirrung war ihm die weite Welt zu enge geworden; wie ein Besessener, von den Schattenbildern bald der Houris, bald der Dämons verfolgt, lief er über Gebürge und Thäler; etwas ruhiger fühlt er sich nach der Ermüdung; dadurch gieng ihm neues Licht auf; er verbannte Bücher und Grillen und fieng an von Morgens bis Abends sein Feld zu besorgen; unterm Tagwerk vergaß er beydes, die pietistischen und die wollüstigen Grillen.

Gemeinschaftlich lebte er mit seinem Bruder Felix auf einem Hofe von ungefehr 94 Jucharten Lands. Der Boden war eben wenig ergiebig und über dis mit Schulden belastet. Anstatt deswegen muthlos zu werden, spornte vielmehr Kleinjogg seinen Fleiß an; unermüdet war seine Hand; erfindsam sein Kopf; sparsam wußte er jeden Strohhalm, jedes Tannreis, jeden Augenblick zurathe zu ziehen; nicht blos die Früchte seiner Arbeit, die Arbeit selbst machte ihm Freude, und freylich sah er sich je länger je mehr durch den glücklichen Fortgang ermuntert. Niemals stand er still bey den einmal gemachten Beobachtungen; durch immer folgende bekräftigte und

erweiterte er die alten und vorhergehenden. Nur zu bedauren ist es, daß er, als ein ungelehrtes Genie, sie nicht allemal auch andern in üblichen Worten mitzutheilen im Stande ist: indeß hat er sich eine eigne, bilderreiche Sprache erschaffen; wer einmal mit dieser vertraut ist, versteht ihn und sieht, daß er sich selbst vollkommen versteht. — Gleich einem weisen Monarchen, denkt er nicht an Vermehrung der Güther, als nur in so fern sie zur Verbesserung des schon erlangten Eigentumms entweder unvermeidlich erfordert wird, oder dieses Eigenthum schon den höchsten Grad der Cultur erreicht hat. So wenig als immer möglich bedient er sich fremder Hilfshände; patriarchalisch ist seine und seines Bruders Haushaltung nur in eine einzige zusammengeschmolzen. Gegen die Gewohnheit der Leute seines Standes klebt er so wenig an den hergebrachten Uebungen, daß er vielmehr mit Dank sich jede ihm mitgetheilte Erfindung zu Nutze macht. „O wie sehr, sagte er oftmals, „könnte nicht unser ganze Zustand verbessert werden, wenn „der Herr in der Stadt und der Bauer auf dem Lande „mehr gegenseitige Theilnemmung hätten? Hiebey, „fuhr er fort, „könnten die Prediger am meisten aus„richten, wenn sie in den Predigten und bey Besuchen „die Leute genauer mit den Pflichten ihres besondern „Berufes bekannt machen würden. Diese Herren sind „gemeiniglich in ihren Predigten gar zu gelehrt, hin„gegen sagen sie nicht deutlich und einfältig genug, wie „man und was man thun solle. Daher glauben die „meiste, es sey genug, daß man zur Kirche gehe, daß „man singe und bete; alsdenn habe es nichts zu bedeu„ten, wenn man sich Müssiggang, Kleiderpracht, Un„mässigkeit, Betrug und Ränke erlaube. — Ueberdieß,

„ meinte er, sollten die Landvögte fleissig die Feldgüter „ durchreisen, und jeden bestrafen, der die seinigen ver„ wahrloset.“ Als man ihm hiebey die Schwirrigkeit zeigte, erwiederte er: „ Ein einziges Beyspiel kann oft „ auf eine grosse Menge würken. Habt Ihr noch nie „ gesehn, wie eine wiederspenstige Heerde so leicht folgt, „ wenn nur einmal eines der Schafe über die Brücke „ geführt wird? Bey meinen Unternehmungen hatte man „ mich auch durch hundert Schwirrigkeiten abschrecken „ wollen; so bald ich aber von der Güte und Rechtschaf„ fenheit meiner Absichten überzeugt war, so setzt' ich sie „ mit Entschlossenheit durch. Meine Güter konnt' ich „ auch nicht auf einmal verbessern; heute etwas und „ morgen etwas, so kömmt endlich das Werk in seiner „ Grösse zu Stande. — Ihr besorgt, keinen Beyfall „ zu finden? Glaubt Ihr denn nicht, daß das Gute, „ in rechtem Lichte gezeigt, nothwendig Beyfall er„ presse?“

Kleinjogg ist zwar der jüngere Bruder, allein der ältere hatte Verstand genug, die grössern Fähigkeiten des jüngern einzusehen und ihm die Herrschaft in der Haushaltung abzutreten. Um so viel lieber würden ihm die meiste Menschen diese Herrschaft gönnen, da Kleinjogg nur herrscht um zu dienen; je grösser Macht und Fähigkeit sind, desto grössere Verpflichtung zum Wolthun; als Hausvater ist er bey jeder Arbeit der erste und der lezte; wenn er befiehlt, so giebt er den Befehlen Nachdruck durch eigenes Beyspiel. Der Hausvatrr ist die Wurzel, sagt er in seiner metaphorischen Sprache; wenn die Wurzel keinen Saft treibt, so welken die Pflanzen; die Haushaltung gleicht einem Wagen; wenn unter

den vorgespannten Pferdten das erste den rechten Weeg geht, so folgen von selber die andern. — Sein Freund klagte über die Trägheit und Nächlässigkeit eines Knechtes. Findest du ihn auch müssig, fragte Kleinjogg, wenn du selbst neben ihm arbeitest? das kann ich nicht sagen, erwiederte jener; dafür aber gab ich ihm den Lohn, daß er ohne mich die härtere Arbeit verrichte. — Haltest du also solche Arbeit für eine Mühe, die dich nun glücklich machen würde? — Wenn du dieß glaubst, so verwundere dich nicht, daß dein Knecht in deiner Abwesenheit müssig geht; natürlich ist es, daß ein jeder glücklich seyn will. Ich selbst befinde mich niemals gesunder und glücklicher als bey der Arbeit. — Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit führt er mit seinen Hausgenossen aus, was er einmal als gut ansieht. Sein Grundsatz ist, daß man in der Haushaltung, wie auf dem Felde, zuerst dem Unkraut begegnen müsse, bevor man mit Erfolg den guten Saamen ausstreuen könne. Mit größtem Eifer widersetzte er sich daher dem Sittenverderben. Nicht ohne eisernen Wiederstand konnte er die Eitelkeit und Weichlichkeit der Weiber in seiner Haushaltung besiegen. Er war der einzige Weinschenk in seinem Dorfe; dem Anschein nach bezog er daher beträchtlichen Gewinnst; bey näherer Untersuchung schauerte ihm vor dem Gedanke, daß die Kinder durch das Beyspiel der Gäste möchten angesteckt werden; auf einmal nahm er den festen Entschluß, keinem Gast mehr Wein zu geben, als er, nach harter Arbeit oder Ermüdung auf Reisen, nöthig hätte zur Erholung der Kräfte. Nach eigner Erfahrung setzte er dieses Maaß auf einen Schoppen, ungefähr ein medicinisches Pfund am Gewichte; hierüber giengen die meiste Gäste und damit

zugleich ein grosser Gewinnst verlohren. Die Hausmütter, von denen die eine in einem Wirthshause erzogen war, wurden äusserst erbittert; sie warfen ihm vor, daß er mit seinen seltsamen Einfällen die ganze Haushaltung zu Grunde richten werde. Es ist wahr, sagte er lächelnd, daß der Gewinnst an Gelde grösser war, als derjenige, den uns die Feldarbeit verschaft: allein glaubt Ihr, daß ein solcher Gewinnst von Gott gesegnet seyn könne, der aus andrer Leute Schaden erwachset? Habt ihr noch einmal das Weib eines lüderlichen Saufers klagen gehört, wie unglücklich sie durch die Schwelgerey ihres Mannes geworden? Denkt Ihr nicht, daß das Elend solcher Haushaltungen zu Gott um Rache schreye über die Wirthe, die ihn hiezu gereizt haben? Die Kinder solcher Weinschenke gewöhnen sich an lüderliches Leben, sie verlieren die Lust zur Arbeit, und indem sie gewohnt werden, bey fremdem Schaden sich zu bereichern, so werden sie betriegerisch und boshaft. Wollt Ihr, daß unsre Kinder in gleiche Gefahr kommen und daß sie einst in einem Tag mehr durchjagen, als sie in zwanzig Tagen mit diesem niederträchtigen Gewinnste erwerben? Thu, was du willt, war die Antwort; immer muß es nach deinem Kopf gehn. Er führte also seyn Vorhaben aus, aber er wurde von seinen Mitbürgern verlacht und diese ermunterten einen andern zum Weinschenk; damit stürtzten sie sich selbst ins Verderben; viele Hausväter fiengen an, über die Verschlimmerung ihrer Söhne in dem Schenkhause zu klagen.

Eine andre Quelle des Verderbens in den Haushaltungen entdeckte Kleinjogg in der Gewohnheit, bey Kind-

taufen, Jahrwechsel u. s. f. die Kinder zu beschenken. Diese Geschenke, sagte er, kommen meistens niemand zu gute; sie erheischen Gegengeschenke und gewöhnen zur Eitelkeit und zu einer sträflichen Neigung, auf andre Weise als durch Arbeit Vortheil zu suchen. Er machte sich also ein Gesetz, weder von Gevattern noch Verwandten, noch irgend jemand Geschenke anzunehmen und auch keine zu geben, als würdigen Armen. Die Allmosen gegen Unwürdige erklärt er als Verderben des Volkes und rechnet sie den Gebern zur Sünde. Seine Kinder haben nun keine Begriffe von der Annehmlichkeit der Geschenke; desto glücklicher sind sie bey dem zufriedenen Genusse des Nothwendigen.

Mit nicht geringerer Standhaftigkeit verbannte er den Unterscheid der Tage; wiedersinnig fand ers, an Sonn- und Fest- oder andern Ruhtagen dem Leib mehr und bessere Nahrung zu geben als an den Werktagen, da doch in diesen letztern die Kräfte durch Arbeit mehr verzehrt werden; darum vermehrte und verbesserte er die Malzeit nach Beschaffenheit der grössern Geschäfte. Seinen Leuten sagte er zum voraus, daß sie beym Beschluß der Aerndte nichts mehrers zu erwarten hätten; sie sollten aber dieses nicht dem Geize zuschreiben; lieber wolle er während der harten Arbeit die Malzeit verbessern. Bey Tisch trinkt er keinen Wein; sein bestimmtes Maas nimmt er mit sich aufs Feld und erquickt sich, wenn er anfängt von dem Tagwerk müde zu werden. Das Schweinefleisch macht kein besonders Gerücht auf seinem Tisch; täglich wird ein Stück klein zerschnitten unter das Gemüse verkocht, wodurch dieses nach seiner Erfahrung nährender gemacht wird. Je-

schwerer die Speisen zu verdauen sind, desto stärkender sind sie; daher zieht er die Erdäpfel allen andern Speisen vor und Roggenbrod dem Waizenbrod.

Ueber alles wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Kindererziehung. Er unterwiese sie selbst und wiedmete dieser Beschäftigung die sonntäglichen Ruhestunden; aus Besorgniß, sie möchten in dem Umgange ungesitteter Kinder verderbt werden, läßt er sie nicht einmal in die Schule gehen, viel weniger den öffentlichen Lustbarkeiten, Jahrmärkten, Kirchmessen u. s. w. beywohnen. Damit zieht er sich viele üble Nachreden zu; man nennt ihn einen sectirischen Mann, einen harten, geizigen Vater. Wenig bekümmert ihn dieß; er weiß, daß man schuldig ist, für den guten Nahmen zu sorgen, aber daß man nicht gut und weise seyn kann, so lang man sich scheut, den Thoren verachtungswürdig oder lächerlich zu scheinen. — Du thust unrecht, sagte ihm ein Nachbar, daß du gegen deine Kinder so grausam bist und ihnen keine Freude gönnen magst. Wer sagt dir, war seine Antwort, daß ich ihnen keine Freude gönne? — Du lässest sie ja, versetzte jener, niemals zum Wein oder Tanz gehn. — Meinst du, fragte Kleinjogg, man könne sich nicht anderst als im Wirthshause belustigen? Kannst du im Wirthshause mehr als satt essen? Kannst du mehr als froh seyn? — Dieß alles können meine Kinder bey Hause. Mit mir finden sie das Vergnügen bey der Arbeit. Niemals wird sie der Arbeit reuen; wol aber die deinigen, daß sie im Schenkhause Geld und Zeit verlieren und, anstatt sich zu erholen, nur desto weniger zur Arbeit bereit sind.

Auf folgende Weise ermuntert er durch gereizte Ehr-

begierde die Kinder zum Fleisse. Die jüngste, so lang sie zur Feldarbeit untüchtig sind, geniessen ihr Mittagessen auf dem Boden; so bald sie den andern auf dem Felde Hülfe leisten, sitzen sie mit den andern zu Tische. Uebrigens hütet er sich gewissenhaft, nicht den geringsten Unterschied unter den Kindern zu machen; er liebt sie alle gleich, die Kinder des Bruders wie seine eigene; auch wird er gleicher Weise von allen geliebt und geehret. Sein Beyfall ist ihre einzige Belohnung. Er verabscheüts, leckerhaftere Speisen zur Belohnung zu machen; daher haben die Kinder keine Leidenschaft für besondre Speisen; derselben bedienen sie sich nicht anderst als zur Stillung des Hungers; eben darum kann er ohne Gefahr alle Vorrathskammern und Schränke beständig offen lassen; auch der Geldschrank ist offen; da das ganze Vermögen allen gemein ist, so weicht er den Schein eines besondern Vortheils sorgfältig aus und dadurch wird die Geldbegierde aus dem Hause verbannet. Das Geld ist ein Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse; diese sind auf die nothwendigen eingeschränkt und ohne Mühe werden sie gestillet; daher nicht die geringste Versuchung zur Habsucht. Nach Kleinjoggs Ideal sollten alle seine Kinder und Kindeskinder immer in patriarchalischer Familie vereinigt bleiben. Alle, sagt er, werden von Jugend auf der Arbeit gewohnt und durch Arbeit glücklich seyn; alle werden Kleidung und Speise genug haben. Durch Entfernung von schlimmer Gesellschaft bleiben sie von jeder unmässigen Begierde entfernt; bey völliger Gleichheit wird jede Zweytracht, Uebermacht und Unterwürfigkeit werden gleicher massen vermieden.

Sein Bruder wurde zum Schulmeister erwählt. Nun, sprach er, wird sich unser Einfluß vermehren; ungemein werden wir durch neues Ansehn die Kraft unsers Beyspiels und unsrer Vorstellungen verstärcken; nunmehr fangen wir bey den Kindern an, das Böse auszuwurzeln und das Gute zu pflanzen. Sogleich verbot er den Singschülern das nächtliche Schwärmen; durch Unerbittlichkeit gelangs ihm, dasselbe ausser Uebung zu bringen; durch gleiche Unerbittlichkeit schafte er auch jene St. Niclaus- und Fastnachtsspiele ganz ab. Um den Schulordnungen mehr Nachdruck zu geben, verwarf er alle, noch so gewohnten Geschenke. Man reicht den Aufsehern Geschenke, sagte er, und wenn sie nach solchen greifen, so werden ihnen Hand und Zunge gelähmet.

Er spottet der verstellten Frömmigkeit, die bey jedem Gewinnst immer mit Gottes Segen prahlt. Dieß Gott Lob, sagt er, ist ein hungriger Wunsch nach grösserm Vortheil; das wahre Gott Lob ist die Zufriedenheit mit demjenigen, was man mit Fleiß und Arbeit gewinnt.

In dem Bewußtseyn der Ausübung der Pflichten findt er die wahre, menschliche Glückseligkeit; in den natürlichen Folgen unsers Betragens entdeckt er die Belohnungen und Strafen eines gerechten Gottes; niemals hat man ihn traurig oder mutlos gesehen, auch in Krankheiten selbst nicht. Aus dem röthlichsten Gesichte lacht sein feüriges, freündliches Auge und durch die schöne Mine schimmert die Schönheit der Seele. (*) Er ist

(*) S. sein Bild und seinen Character in Lavaters Physiognomieck.

sehr menschenfreundlich und theilnehmend; obgleich der Arbeit eifrigst ergeben, verläßt er sie gerne, wenn er gegen jemand gefällig seyn kann. So sehr er alle Menschen liebt, so richtet sich doch seine Liebe nach dem Grade des Eifers für Recht und Warheit; schnell und scharf ist sein Beobachtungsgeist; auch beym ersten Besuch ist sein Umgang zwanglos und mit geistreichen Einfällen beseelet; um so viel mehr müssen diese entzücken, da sie niemals entlehnt, sondern in seinem eigenen Kopfe erzeugt sind. Wenn er eine gute, neue Bemerkung gemacht hat, so ist er ungedultig, bis es ihm gelingt, sie auch andern mitzutheilen. Der Beyfall der größten Männer macht ihn nicht stolz; er bleibt, was er ist; sehr rein und simpel sind seine religiose Begriffe; schwärmerischen Wahnwiz (wie wir anfangs bemerkten,) und abergläubische Aengstlichkeit hatte er durch thätiges Leben besieget; — ich nahm mir vor, sprach er, keinen Augenblik müssig zu gehn und gegen jedermann mich so zu betragen, wie ich wünschte, daß man es gegen mich thun möchte. — Dadurch ward mir von einem Tage zu dem andern die Brust erleichtert und wenn ich in den Ruhestunden zu der heiligen Bibel zurück kam, so fand ich alles deutlich und klar, da mir vorher alles dunkel gewesen; da empfand ich, daß Beten und Lesen fruchtlos bleiben, bis man seine Pflichten erfüllt. — Besonders bezauberte ihn die Geschichte jener Erzväter und die Beschreibung ihrer zahlreichen, ungetheilten Familien; Jesus Christus, pflegte er zu sagen, hat uns die besten Lehren, das beste Beyspiel gegeben; alles hat er gethan und gelidten; nunmehr kömmts darauf an, daß wir auch das unsrige thun. — Eben war ich bey ihm, als sein Weib starb; dieser Gelegenheit bediente ich

mich zur Hervorlockung seiner Begriffe über die Zukunft; ohne mein Zuthun, sprach er, kam ich auf diese Welt: ohne mein Zuthun geh ich einst in eine andre hinüber; so wie Gott bisher für mich gesorgt hat, so wird er auch künftig für mich sorgen. Wenig kümmerts mich, wie eigentlich mein Schicksal in der Ewigkeit beschaffen seyn werde; Genug, daß wenn wir gut leben, es gewiß glücklich seyn wird! Mit kindlicher Ergebung überlaß ich mich der göttlichen Leitung. Würklich ist sein religioses Vertraun so lebhaft, daß ihn auch der Tod, auch der Verlust der Geliebten nicht aus dem Gleichgewichte heraus hebt.

Zur Ermunterung für andre wurden die Verdienste dieses würdigen Landsmanns von der Regierung bekrönt, indem ihn diese mit einem weitläufigen Meyerhofe belehnte. — Nach dem Hinscheide seiner Ehegenoßin hatte er sich zum zweyten male verheyrathet; noch lebt er bey heranrückendem Alter thätig und munter im Schoosse einer zahlreichen Nachkommenschaft.

XXVI.

Melchior Kambli. (*)

Grosse Staatsmänner hatte vormals dieses Geschlecht dem zürcherschen Kanton geliefert. Daß man auch in den untern Ständen und Classen der Menschen groß seyn könne, mag unsers Kamblis Beyspiel beweisen. Zur Ermunterung junger Künstler und Handwerker wünschten wir umständlichere Nachrichten zu liefern: alles indeß, was wir in Erfahrung gebracht haben, schränkt sich ein auf folgende Anzeigen:

Kambli wurde in Zürich den 16. Jenner 1718. geboren. Seine Aeltern waren Heinrich Kambli, der Schlösser, und Anna Schärer von Schafhausen. Schon im dreyzehnten Jahre ward er zum Schreinerhandwerke gezogen. Speißegger, sein Lehrmeister in Schafhausen, übte ihn zugleich in der Bildhauerkunst; nach vollendeter Lehrzeit lernte er bey dem Goldschmied Schalch die Kunst zu vergülden. Er zeigte ungemeines Genie in Verzirungen für Zimmer, Schräncke, Uhrengehäuse u. s. w. — Von Schafhausen begab er sich nach Berlin; daselbst verheurathete er sich den 16. Nov. mit Maria Elisabetha Krüsow zu Groß-Schönebeck, nach ihrem Ab-

(*) S. Füclins allg. Künstler-Lexicon, wie auch Oesterreichs Beschreibung der Merkwürdigkeiten in den Schlössern zu Sans-Souci, Potsdam und Charlottenburg.

sterben verheurathete er sich wieder und hat Söhne aus verschiedenen Ehen. Seither hielt er sich zu Potsdam auf, wo er sich ein grosses Haus nach seinem Angeben bauen ließ. Wegen ausserordentlicher Geschicklichkeit ward er in königliche Dienste genommen; alles, was von Bildschnitzer, Goldschmied- und Schreiner-Arbeit für den Hof gemacht werden sollte, mußte durch seine Hand gehen und nach seinen Zeichnungen verfertigt werden. Besonders geschickt war er, die florentinische Arbeit von eingelegten Steinen in der größten Vollkommenheit nachzuahmen. Unter seinen Werken wurden vornemmlich die im J. 1762. für den türkischen Hof verfertigte Geschenke von massiv-silbernen Spiegelrahmen, Uhrgehäusern, Tischen u. s. w. bewundert. Häufig sind auch die Schlösser zu Sans-Souci, zu Potsdam und Charlottenburg mit seinen Kunstarbeiten gezieret. Hier das Verzeichnis einiger der vornehmsten, so wie sie Matth. Oesterreich beschreibt:

In dem Grotten-Saal, der mit Muscheln, Mineralien und weissem Marmor bekleidt ist, ist der Fußboden ganz die Arbeit Kamblis und Müllers; dieser Fußboden ist mit verschiedenen Sorten Marmor beleget. In diesem Saale befinden sich auch noch zwey achteckige Tische; einer derselben ist in Amsterdam, der andre aber durch Melchior Kambli in Potsdam verfertigt worden; den erstern ahmte Kambli so gut nach, daß man zwischen beyden nicht den geringsten Unterscheid findet. Der Grund dieser Tische ist ein schwarzer Stein; das Gehänge von Blumen ist mit Perlmutter eingelegt, leicht gezeichnet und gut vertheilt.

In dem Zimmer, welches auf die Marmorgallerie

folgt, befindt sich von unserm Künstler eine sehr schöne Commode. Der Tisch derselben ist mit Lapis Lazuli incrustirt und mit Blumen von vielfarbigtem Golde geziert. Die Commode ist von Schildkrötenarbeit, sehr reich und mit vielem Geschmacke in der Zeichnung, mit Bronzearbeit, im Feuer vergüldet. — Auch in dem gleich darauf folgenden Zimmer befindt sich von Kambli ein sehr schöner Tisch, im Geschmack der florentinischen.

In dem Cabinete bey dem Schlafzimmer des Königs ist ebenfalls von Kambli das Camin, wie auch ein Schrank von Schildkröte, reich mit Silber geziert. — Von ihm befindt sich in dem Speisesaal eine mit Schildkröte und vergoldeter Bronze incrustirte Commode; der Tisch derselben ist von mosaischer Arbeit, im Geschmacke der florentinischen Tische.

In dem Schlafzimmer befindt sich ein prächtiger Schrank, in Mosaique, von Florenz, alles ist von Edelgesteinen und orientalischen Agathen gearbeitet. Der Fuß, auf dem derselbe ruht, ist von Schildkröte und reichlich, so wie auch der Schrank selbst, mit vergöldeter Bronze geziert. Alles ist zu Potsdam durch Kambli verfertiget worden.

Auf der zweyten Etage ist in dem grossen Marmorsaal der Fußboden ebenfalls von unserm Künstler und von dem Bildhauer Müller gearbeitet.

In der Bildergallerie zu Sans-Souci befinden sich von Kambli zween Tische von verschiedenen Agathen; auch sind von ihm die vier Tischgestelle, auf denen sich einige Antiken befinden.

Mehrere seiner Arbeiten übergehen wir. — Noch so unvollständig, so lassen wir gleichwol diese Nachrichten nicht weg; immer können sie den jungen Bürger belehren, daß er nicht weniger in der Werkstätte als in dem Museum, in der Curia oder auf dem Schlachtfelde den Kranz der Ehre zu erwerben im Stand ist.

Verzeichniß von Jacob Bodmers Schriften.

(zu Seite 93.)

(zu Seite 93.)

Bodmer hat viel geschrieben in Prose und in Versen. Er enthielt sich nicht zu schreiben, so lang er etwas was ihn wichtig genug dünkte, zu sagen hatte. Er wußte, daß Natur und Geist diesem Menschen nur wenige Jahre hold wären, den andern, der sich mit ihnen vertraut gemacht hätte, nimmer verliessen, und daß die Gedanken, die in der Seele liegen, an keine Schäferstunde gebunden wären. Wie viele Jünglinge, die frühe den Nahmen der Genien erhielten, schrieben Fragmente von mehr nicht als zehn bis zwanzig Bogen, und es war zwanzig Bogen Geschmier. In seinem langen Leben durfte er täglich nur drey Zeilen schreiben und seine Schriften mußten sich häufen.

Er begann beym Eingang des dritten Zehntheils des Jahrhundert mit dem **Mahler der Sitten**, der sehr local sich auf das Costüme seiner Mitbürger einschränkte. Breitinger arbeitete mit ihm gemeinschaftlich daran. Die Herausgabe von 1746. hat viel Vorzüge vor der erstern; dieses Werk enthielt wegen vieler eingetragenen Kritiken über die Dichter der Nation Aufsehn, und dieses gab Anlaß zu der Anklagung des verderbten Geschmackes, die besonders gegen den Hamburgischen Patrioten und die Hallischen Tadlerinnen gerichtet ist.

Er hatte sich vorgenommen mit Breitinger die Verdienste der deutschen Dichter ex professo zu untersuchen.

in dieser Absicht spürten sie den Quellen des Ergözens, das schöne Schriften verschaffen, mit psychologischer Genauigkeit nach. Sein Freund dachte sich einen Plan, nach welchem er alle Theile der Beredsamkeit scientifisch darstellen wollte. Würklich stellte er den ersten Theil davon an das Licht, dem er die Aufschrift gab, **von dem Einflusse und Gebrauche der Einbildungskraft zur Verbesserung des Geschmackes** 1727. Arbeiten von anderer Natur stelleten dieses Vornehmen auf viele Jahre hinaus. Nur beschäftigte sich Bodmer in eroberten Stunden mit übersetzen des **verlohrnen Paradieses** und mit Besorgung der helvetischen **Bibliotek** und der **Beyträge zur Laufers Geschichte der Schweizer**. Das Paradies ward in den folgenden Jahren verschiedene male gedruckt, und jedesmal mit Verbesserungen. In den beiden andern Werken sind bey historischen Untersuchungen Anekdoten aus Urkunden von hohem Alter. Unter diesen nimmt sich der Richtebrief der Stadt Zürich aus der aus einer **Membrana** vom dreyzehnten Jahrhundert genommen ist; und Bodmern die erste Liebe zu der Sprache der Minnesinger einpflanzete. In diesen Zeitpunkt von 1730—1740. fallen auch seine **Charackter der deutschen Gedichte** und seine **Elegien**, desgleichen der **Briefwechsel von der Natur des Geschmackes, dem Erhabenen in Trauerspielen und der poetischen Gerechtigkeit** mit dem italiänischen *Conte dei Conti di Calepino*, dessen *Paragone della Poesia tragica d'Italia con quella di Francia* Bodmer 1732. herausgegeben hat.

Gegen Ausgang des vierten Jahrteils dieses Jahrhunderts führten beide Freunde die lange unterbrochene Kri-

ist mit dem Eifer wieder fort, den man für eine Lieblingsarbeit hat. Breitinger schrieb mit geändertem Plan die kritische Dichtkunst und über die Geheimnisse. Bodmer über die poetische Gemählde und über das Warscheinliche. Diese Werke erschienen zu Anfange des fünften Zehnteils — Gottsched hatte indessen der Kritik und des Geschmacks sich bemächtiget, und ward für den Gesetzgeber und ersten Richter in diesem Fache anerkannt. — Die Schriften der Zürcher machten die besten Köpfe von seinen Zöglingen von ihm abfällig. Er hatte den Geschmack der Nation für sich und schützte sich mit der Anzahl und den allgemeinen Vorurtheilen. Die Zürcher setzten ihr Unternehmen fort mit den Sammlungen kritischer, poetischer und anderer geistreicher Schriften. In diesen ist des Conte di Calepino Apologia del Edippo di Sofocle contra le Censure di Voltaire in der Sprache des Verfassers eingetragen. Von Bodmer erschienen kritische Briefe, unter welchen der sonderbarste von einer Art Fabeln handelt, wo die Thiere einander Fabeln aus dem Reiche der Menschen erzählen, da sonst die Menschen ihre Fabeln in dem Reiche der Thiere nehmen. In der Nation war kein guter Kopf der den Wink aufgefasset, und Fabeln von dieser neuen Erfindung geschrieben hätte. Ferners gab er uns den Pygmalion, dessen Elise nichts von den galanten Künsten, und desto mehr von dem ungekünstelten Gefühl des Mädchens hat. Den geplagten Pegasus, der eine Allegorie von dem Elend ist, welches Hofmannswaldau, Lohenstein, Postel, Neukirch in die Poesie gebracht haben; Popens Duncias, welcher nur mangelte, daß nicht für jeden englischen Namen des Dunsen ein grosser deutscher Nahme gesetzt ist. Breitingers sind die sehr Geduldübenden Lesarten und

litterarischen Anmerkungen bey Opitzens Gedichte, für welche die Deutschen keinen Sinn gehabt haben, die philosophischen Erklärungen in dem altfränkischen Lobgesang auf den Bischof Anno, sollten das Aufsehn auf sich gezogen haben; Bodmer hat zu diesem Vornehmen das wenigste gethan. Es blieb bey dem ersten Theile und das Pamphlet der mißhandelte Opitz, das Breitingers ist, setzte den Poeten nicht in das Ansehn wieder ein, welches ihm hier die Hacken und die Pietschen raubeten. Itzt gab Bodmer einen Band neuer kritischer Briefe voller einheimischer und fremder Litteratur mit den verschiedensten poetischen Anekdoten untermischt, dieß alles von 1740—1750.

In den letzten Jahren des Fünftheils erfand Klopstock den Hexameter und begann in der neuen Versart die Messiade. Von Bodmer hatten wir etwas weniges in Reimen oder reimfreyen Jamben, er erkannte bald die Vorzüge des Hexameters, der der Periode Raum macht, sein poetischer Geist sah sich darinn au large gesetzt, und er schrieb die Noachide, die er lange in der Brust beschlossen hatte. Er schrieb sie in dem Verse, den Klopstock noch nicht mit der Feile bearbeitet hatte, welche die Griechen nicht gebraucht haben, sich selbst Ketten zu schmieden.

. . . . , — Græci quibus est nihil negatum
Et queis ἄγες ἄγες licet sonare.

In den ersten Jahren der andern Helfte des Jahrhunderts kam die Noachide auf die Messe, ihr folgten in diesem Sechstheil die Sündfluth, welche mit der Vertilgung

tilgung des menschlichen Geschlechts endet. In der Noachide sind keine Sünden, welche die Nachwelt nicht begangen habe, den Untergang wie die erste Welt zu verdienen; in dem andern Gedichte sind es die gewöhnlichen und auffallenden. Jacob, Rahel, Jacobs Wiederkunft, Dina; patriarchalischer Stoff; in diesen Gedichten wird Einfalt und bildliche Vorstellung, der Character der Zeiten und der Morgenländer vereinigt. Schon in der Kindheit waren Bodmern Zesens Asenath, Anton Ulrichs von Braunschweig Schäferspiel von Jacob in der syrischen Aramena und Bressands David in der römischen Octavia in die Hände gefallen, und vielleicht daß unter andern auch diese Bücher ihn auf biblische Stoffe der Epopäe geführt hatten. Die Zilla die ganz Erdichtung ist, die Verführung der Menschen eines andern Planeten, wird durch einen besondern Weg bewürkt, das Weib allein fällt, der Mann bleibt dem Gebot gehorsam, und Gott erschaft ihm eine andre Eva. Die Colombana; hier werden die Spannier mit der ächten Menschlichkeit vorgestellt, und das neugefundene Geschlecht der Menschen empfängt sie mit der menschlichsten Unschuld. Soll ich sagen, daß die deutschen vor dem Walde die Bäume nicht gesehn, oder daß es diese ernsthafte Nation verdrossen, in der Poesie Frömmigkeit und Tugend zu sehn, in welcher sie mehr nicht als Schönes ohne Gutes, Angenehmes ohne Wahres suchten. Wir bekamen auch die geraubte Helena, die geraubte Europa, den Parcisal, Gamuret, Cignus, die Töchter des Paradieses; die Rache der Schwester, Inkel, Monima, den Eremit, es sind Uebersetzungen die Rache ist mit der

Freyheit bearbeitet, welche der Urkunde nur etwas weniges nimmt, dem Plan mehr Einheit zu geben, und die Geschichte nicht zu übertreiben. In dieser Zeit entfielen Bodmern zwey kritische Werkchen Edward Grandisons Geschichte in Goerlitz und der verbesserte Herrmann. Sie enthalten Hiebe auf Gottsched und seinen Schönaich.

Lessing hatte den Thieren sinnreiche Sprüche zu sprechen gegeben, ohne Handlung, ohne die Züge ihres Characters, ohne die Verhältnisse mit ihren Kräften, und sie in den unpsychologischen Trugsätzen neben die äsopische Fabeln gesetzet; Breitinger setzete die äsopische Theorie von den Fabeln in ihr wahres Licht und Bodmer schrieb ein Bändchen Lessingische unäsopische Fabeln.

Der Siebentheil des Jahrhunderts begann, in den ersten Jahren desselben betrat Bodmer eine neue Laufbahn, Wieland hatte den Triumph der Religion geschrieben, die drey griechischen Tragiker die Electra; Sophocles, Lee, Voltairen den Oedipus, Lazarini der jüngere, Ulysses; er schrieb die Johanna Gray, die gerechte Uebelthat und Ulysses Telemachs Sohn. Er bearbeitete den bearbeiteten Stoff, wie wenn ers nicht gewesen wäre; er wußte; daß ein Character und eine Geschichte durch die verschiedensten Nüances und kleine Umstände zu dem nemlichen Ausgang könnten gebracht werden. Er fügte diesen Trauerspielen Friedrich von Toggenburg bey, der wie dieselben nach dem Gepräge der griechischen gemodelt ist. Sein Beruf brachte ihn in die Bekanntschaft mit den grösten Männern, welche die Staaten der Schweiz in den schwersten Gefahren entweder gerettet oder hinein gestürzt haben. Da er diesen oder jenen Canton beleidiget hät-

wenn er Handlungen, Geschäfte und Leidenschaften, obgleich mit der einfältigsten Aufrichtigkeit in seiner eignen Person in einem fort würde erzählt haben, kam ihm in den Sinn, daß er in den dramatischen Form schreiben wolle, in welcher die Personen von jeder Parthey auftreten und jede die Sache nach dem Gesichtspuncte, in dem sie ihr vorkäme, vorstellen könnte. Daher entstanden frühe die drey Dramen, Bruno, Schöno und Stüßi, die er doch im Pulte behielt. Aber itzt erwählte er zu Protagonisten aus der griechischen, der römischen und der deutschen Geschichtskunde die Retter und die Unterdrucker der Staaten, Julius Cäsar, Cicero; Marcus Brutus, Tarquinius Superbus; Italus, Timoleon, Pelopidas, den vierten Kayser Heinrich, Cato den ältern; Octavius, Nedo, Trasea Paetus; die Tegeaten, die Rettung in den Mauern von Holz, Aristomenes. Sein Politimet, Atreus, der Hungerthurm, der neue Romeo sind nicht schimpfreiche Verkleidungen in Parodien, es sind ernsthafte Kriticken in Beyspielen. Er unterbrach die dramatischen Arbeiten mit epischen, mit Conradin von Schwaben, Hedwig von Gleichen, Hildebold, Maria von Braband, Wilhelm von Oranse. In diesen athmet die provenzalische Muse. Von Wilhelm ist der Stof Eschilbachs, die Ausarbeitung ist eine von Eschilbachs verschiedene. Des Euripides sind Kreusa und Evadne, Telemach ist Homers. Diese Gedichte fielen in das achte Theil des Jahrhunderts, der Verfasser hatte itzt siebzig und mehr Winter auf den Schultern, und dieses verboth uns die Gedichte von der Länge und der ursprünglichen Stärcke zu erwarten, die nun folgten, Homers Ilias und Odyssee.

In dieser Arbeit mußt er sich in des Mäoniden Geist und Zeiten hinein dencken; er wechselte sie mit dramatischen Stücken ab, in welcher er nöthig hatte, sich in die verschiedensten Denkarten zu versetzen; in Cajus Grachus; Karls von Burgund; der Cherusken, der Patroklus; Arnolds von Brescia; Friedrich des Rothbärtigen. Sein Wilhelm Tell, Geßlers Tod, Heinrich von Melchthal sind vaterländische Stücke. In den Thorheiten des weisen Königs hat Salomo Menschlichkeit, und verläugnet den Sohn Davids nicht ganz. Dem Tod des ersten Menschen nimmt alle Bitterkeit die grosse Verheissung von dem Weibessamen. Der Vater der Gläubigen opfert seinen Sohn mit der Beruhigung eines Vaters, der den Sohn dem Ursprung alles Lebens übergiebt.

Wem es zuviel gesagt dünkt, daß das graue Haupt von achtzig Jahren den Argonauten in der Uebersetzung des Apollonius Licht und Leben mitgetheilt habe, der wird doch eingestehn, daß Apollonius erquickende Stralen von Licht und Leben in den welken Körper des Verfassers geworfen habe. Itzt schien sein Leben allein noch von der geistigen Nahrung in dem Körper aufgehalten, welche ihm von den Musen dargebothen wurde. Daher die litterarische Denkmale, die Pamphlete, die Apollinaria, die Balladen. Wer ein Gefühl für die menschliche, kunstlose, ungebildete, ungelernte Natur hat, wird sich wundern, daß Bodmer seinen Geist auch in diesen Balladen genährt hat. Mit dem Levit von Ephraim hat Rousseau ihn wieder in die patriarchische Tage versetzt, in Menelaus bey David ist er wieder in die Arme Homers, seines alten Vertrauten gefallen;

in Brutus Tod hat er sich noch einmal das Vergnügen gemacht, die Timophanes, die Archias, die Cäsars, die Mark Anton zu brandmarken. (*) Man sieht wie entfernt er war, dem Brutus übertriebenen Platonisme, oder den unglücklichen Ausgang der Waffen, die er für die Republick ergriff, zur Schuld zu machen. Gleimen, dessen Liebe er schon vor vierzig Jahren genossen hatte, eine Freude nach dessen Herzen zu machen, verjüngte der welke Geist sich in der jugendlichen, schuldlosen Frölichkeit des Lemene, und schrieb **Jacob am Brunnen**, der immer der patriarchische Schäfersohn Isaaks, der Rahel Gatte aus Neigung, der Lia aus Pflicht ist.

Ich habe der Grundsätze der deutschen Sprache nicht gedacht, die sehr brauchbare Winke für die Gramatick haben. Soll ich auch der Erziehungswerkchen Rechnung tragen, die er zum Theil auf höhern Befehl geschrieben hat, der gefühlvollen schweizerschen **Erzählungen**; der **Unterredungen von der Geschichte der Stadt Zürich**; der **Geschichte der Stadt Zürich**; der sittlichen und gefühlreichen **Erzählungen**. Nichts schwerer ist, als die Kinder in die Zeiten zu versetzen und zu den Personen herbey zu führen, welche von ihrem beginnenden Leben, ihrer kleinen Sphäre, ihrer Leerheit von Erfahrungen so sehr weit entfernt sind, denn ohne daß man ihr fremdes Herz mit Geschichten und Sachen einnehme, und daran heffte, ist aller Unterricht in ihrem jungen Kopfe Geplauder. Der Erzieher muß von diesen Werkchen einen sehr psychologischen Gebrauch zu

---

(*) L'Histoire doit une flétrissure particuliere à ces grands ennemis de la patrie qui la dechirent du haut de leur trône.

machen wissen, wenn die Knaben mehr als Töne daraus vernehmen sollen. Nicht unbekannt ist, was Bodmer mit Breitinger für die allschwäbische Litteratur gethan hat. Proben der alten schwäbischen Poesie. 1748. Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. 1757. Chriemhilden Rache und die Klage. 1757. Sammlung von den Minnesingern aus dem manessischen Code. 1758. Alles aus gleichzeitigen Membranen. Bey den Fabeln, der Rache, und den Proben sind Glossare, Bodmer hat lange gewünscht daß jemand ex professo ein exemplarisches Glossar der alten schwäbischen Poesie verfertigte. Er verstehet dadurch eine Arbeit von der Natur, wie Breitingers Glossen zu dem Lobgedicht auf den Bischof Anno sind. Die Exempel aus mehrern Gedichten von Wörtern, die verlohren sind, von andern, die ihre Bedeutung geändert haben, von Redensarten, die bildlich sind, andere die Anomalien sind, müßten diesem Werke seinen besten Werth und das benöthigte Ansehn mittheilen. Dieses wird sich vollziehen lassen, wenn der Professor Müller in Berlin die Niebelungen, Gamuret und Parcifal, Amur und andere altschwäbische epische Gedichte, die Bodmer ihm mittheilt an das Licht gestellt haben wird.

ENDE.